Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Band.

Mit 1 Stahlstich.

Altona,
Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.
1838.

428. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniss.

Erstes Capitel.

Einleitung . . . . S. 1

Deutschland, das Herz Europas, Frankreich der Kopf, Rußland der Leib. — Andeutungen über das Verhältniß Rußlands zu Europa u. europäischer Civilisation. — Grenzen von Deutschland. — Nationalität und Patriotismus als Grenzen. — Nord und Süd, und der Nord- und Süddeutsche 39

Zweites Capitel.

Gewässer: Meere, Flüsse. — Deutschland hat keine Seehäfen. — England und Rußland in Beziehung zu deutschen Flüssen. — Weshalb nennt man die Nordsee deutsches Meer und das baltische Meer Ostsee? — Die Donau und ihr Charakter. — Die Trave. — Die Oder. — Der Rhein, als deutscher Fluß par excellence, obwohl man nebenbei an seinen Ufern italienisch, französisch und holländisch spricht, und sein Charakter, sowohl im Allgemeinen, als in seinen Abstufungen, als Ober-, Mittel- und Nieder-Rhein. — Unterscheidungs-Merkmale des Rheins und der Donau. — Rheinreise. — Der Main bezeichnet den Concentrationspunkt eines gesegneten Materialismus und erinnert an die alten Bischofsländer, aus welchen er kömmt. — Frankfurt a. M. — Erst bei Bingen verlieren sich die Gewässer des Mains in die des Rheins. — Beschreibung der Rhein-Ufer von Mainz bis Cöln. — Unterscheidungs-Merkmale der beiden Hälften des Mittel-Rheins von Mainz bis Coblenz und von Coblenz bis Cöln. — Charakteristisches Gepräge Cölns in katholischer Hinsicht. — Die Elbe. — Der obersächsische Dialekt. — Die Elbe bei Hamburg. —

Die Blankeneser. — Charakteristisches Gepräge Hamburgs. — Die Weser. — Die Weser bei Bremen. — Charakteristisches Gepräge Bremens. — Seen und Canäle. . . . S. 91

Drittes Capitel.

Das politische Deutschland. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Die Reformation in Beziehung zu dem politischen Leben der Deutschen. — Der Reichstag nach dem westphälischen Frieden bis zu den französischen Revolutionskriegen . 136

Viertes Capitel.

Die innere Einheit Deutschlands. — Bemerkungen über den National-Charakter der Deutschen. — Volk und Pöbel. — Die deutschen Gelehrten in ihrer Stellung zum Volke. — Haben wir eine ausgebildete öffentliche Meinung? — Die Tugenden der Deutschen. — Tacitus und Hofrath Thiersch. — Der Befreiungskrieg und das Nationalkleid. — Herr Genz. — Die deutsche Jugend. — Herr Clauren und die deutsche Nation. — Deutsche National-Dichter im Verhältniß zur Nation. — Würde Deutschland seine Cultur und die Reinheit und Einfachheit seiner Sitten durch Concentration eingebüßt haben? — Einige Bemerkungen über die Ursachen unserer Fehler 183

Fünftes Capitel.

Die Stände. — Der Adel. — Historische Rückblicke auf dieses Institut. — Hoher und niederer Adel. Die Reichsunmittelbarkeit des niederen Adels. Die Ebenbürdigkeit. Der niedere Adel seit der Reformation. Junkerthum. — Des Verfassers Ansicht über Majorate und deren Folgen für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft. — Wird der Adel eine Zukunft haben? 220

Sechstes Capitel.

Die Stände. (Fortsetzung. —) Die Einzelnen dem Adel gegenüber. — Auch dieses Institut wird practisch dadurch gehalten, daß die öffentliche Meinung ohne Organ ist. — Seitenblicke auf Frankreich. — Einfluß der österreichischen Aristokratie auf die deutschen Zustände. — Sie ist der Anhaltspunct des Instituts in allen deutschen Staaten. — Nutzen der österreichischen Aristokratie der Geld-Aristokratie

gegenüber. — Aristokratische Tendenzen in der Diplomatie, die gesetzlich und factisch bestehenden Stände in den deutschen Bundesstaaten . . . . S. 254

Siebentes Capitel.

Deutsches Universitätswesen. — Stellung der Universitäten zum Volke. — Nützt die Corporation zur Zeit noch den Universitäten? Verschiedene Meinungen in dieser Hinsicht. — Historische Rückblicke. — Die Wissenschaft muß in sich selbst die Garantie ihrer Freiheit finden. Die Corporation schützt diese Freiheit nicht. Beispiele dafür. — Ueber den Antrag in der Badischen Ständeversammlung, die Immatriculation aufzuheben. Meinung des Verfassers, daß die Emancipation der Universitäten von der Corporation allerdings ein größeres Gleichgewicht zwischen Leben und Wissenschaft und selbst eine größere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Wissenschaft herbeiführen werde. — Die verkehrte Einrichtung der Universitäten zu gelehrten Schulen. Nachtheile und komische Folgen dieser Einrichtung. — Ueber den Gemeinsinn deutscher Professoren, und wie derselbe zu wecken und zu befestigen ist. — Uebersicht der Nachtheile der Corporation . 269

Achtes Capitel.

Universitätswesen (Fortsetzung) Burschenfreiheit. — Der „Comment.“ — Die „Landsmannschaften“ mit ihrem mittelalterlichen Barbarismus, wieder eine Folge der Corporation. — Das gewöhnliche Leben eines deutschen Studenten. — Weshalb ergibt man sich demselben? — Wie könnte dem Barbarismus abgeholfen werden? — Die Wissenschaft steht auf den deutschen Universitäten zu isolirt und greift nicht in das Leben der Studirenden ein. — Ein tragisches Ereigniß, wie deren viele auf den deutschen Universitäten vorkommen. — Sind kleine, oder große Universitätsstädte vorzuziehen? 302

Neuntes Capitel.

Schulen und Schulwesen. — Humanismus und Realismus. — Unabhängigkeit der Lehrer. — Servilismus der Schulmeister. — Schulzucht. — Wir leiden an der Schule. — Die heutigen Lehrer fußen zum großen Theil mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. — Johann Jacob Häuberle und seine Schuldisciplin. — Wie läßt sich der Andrang zu den Studien in Deutschland vermeiden? — Do-

cendo discimus. — Bibliotheken. — Deutsche Kunst und Kunstsinn der Gegenwart . . . . S. 320

Zehntes Capitel.

Die deutsche Bühne. — Entwickelung derselben bis zu Lessing. — Gottsched. — Lessing und die in seine Fußstapfen tretenden Dichter. — Göthe, Schiller und die National-Bühne. — Kotzebue. — Raupach. — Bauernfeld. — Töpfer. — Gegenwart und Zukunft der deutschen Bühne 348

Einleitung.

Deutschland läßt die verschiedenartigsten Auffassungen zu: wir haben ein natürliches, ein nationales, ein historisches und ein politisches Deutschland. Einmal entschied Gott selbst über dieses Land, durch Gestalt und Boden, dann die Völker und Arndt in seinem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Hierauf entschieden die Völker und die Fürsten durch die Geschichte, und zuletzt die Fürsten allein durch die Wiener Congreß-Acte. Es ist nicht Sache des Verfassers, den Rechtsgrund dieser Entscheidungen weitläuftig aus einander zu setzen, aber andeuten mag man ihn wenigstens. Gott hatte dazu die unzweifelhafteste Befugniß; und wenn die Völker in der Folge die natürlichen Grenzen erweiterten und ihre Sprache und Sitte verbreiteten, gen Ost und West, über Slaven und Wenden, über Elsaß und Lothringen, so mag man darin gleichfalls das Walten eines Gottes erblicken, nach dem alten Satze: vox

populi, vox dei. Das historische Deutschland aber, der Schauplatz und Inbegriff deutscher Ereignisse, wird sich auf dieselbe Quelle zurückführen lassen; denn die Geschichte der Völker ist nur ihre Existenz. Das politische Deutschland endlich, das Deutschland, welches in der großen Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. seinen Mittelpunkt gefunden hat, kann, außer vielen menschlichen Beweggründen, auch den göttlichen zu seiner Rechtfertigung ansprechen: die Könige der Erde seien die Stellvertreter des Himmels; man habe nur Kraft einer allgemeinen Vollmacht gehandelt, als man Natur, Volk und Geschichte zu jenem vierten Begriff vereint und respective getrennt, d. h. als man von diesen Stoffen so viel zu einer letzten künstlichen Zusammenstellung ausgewählt habe, wie für das europäische Gleichgewicht nöthig erachtet wurde, einen Begriff, der bis dahin nie so klar und rein, und in so weiter Ausdehnung in der Politik hervorgetreten war. Bis zum Sturze Napoleons hatte man nämlich noch den Leidenschaften einen großen Einfluß auf die Geschichte der europäischen Staaten gestattet, nachdem aber die heilige Allianz das Christenthum in die Politik verwebt hatte, sollte die Staatsweisheit die Vermittlerin zwischen Gegenwart und Zukunft werden: man erfand das Princip der Legitimität und des Bestehenden, um den Frieden zu erhalten, und der Thatkraft der Völker, die

nach dem Befreiungskriege gefährlich zu werden drohte, stellte sich eine negative Tendenz der Regierungen entgegen, die Tendenz zu dulden und zu vermitteln. Somit wurde denn die Politik, die früher von Zufälligkeiten bedingt war, von Meinungen und Menschen, auf einen Grundsatz gestützt, und die Diplomatie, die ein Spiel mit diesen Zufälligkeiten gewesen war, wurde eine Wissenschaft, von der Talleyrand behauptete, „daß er sie nicht mehr begreife." Aus diesem Allen aber wird so viel hervorgehen, daß das politische Deutschland, neben der Clausel: „Wir, von Gottes Gnaden," auch noch die Erhaltung der Ruhe und des Friedens für sich ansprechen kann; und während die Einen von einer künstlichen Mischung in dieser Hinsicht reden, werden die Anderen nur eine christliche behaupten und eine theilweise Erfüllung jener Mission, die den Königen übertragen ist von dem Könige der Könige.

Ich mußte die verschiedenen Definitionen Deutschlands voran stellen; zu meinem Zwecke, zu einer Schilderung des Landes, zu einer Darstellung seiner gesellschaftlichen, politischen, industriellen und literarischen Zustände, zu einer Beschreibung des Charakters und der Sitten seiner Bewohner bedarf es aller jener Beziehungen. Das Deutschland aber, welches dem Auge des Forschers erschlossen sein soll, wird freilich Gott als Mittelpunkt haben — nach dem alten Ausspruch: deus

centrum et locus rerum — aber die Perspective desselben kann nur das Volk sein. Wir werden auch hier sagen müssen: Gott, von dem Alles kömmt, und das Volk, zu welchem Alles geht. Neben diesen beiden Hauptmomenten sind alsdann die historischen Incidentpunkte zu betrachten, die Ereignisse, die den Charakter des Volks nicht bestimmen, sondern nur Eindrücke hinterlassen, gute und schlechte, je nachdem sie wie Nilüberschwemmungen über die Häupter der Völker fluthen, oder nur wie Deichbrüche.

Es möchte aber wohl in einer Einleitung eines Werkes, welches Deutschland aus dem Gesichtspunkte der Gegenwart betrachten soll, die rechte Stelle für einige Bemerkungen über jene „Wissenschaft" sein, deren ich bereits oben erwähnte, und von der man doch zugeben muß, daß sie, in Betreff deutscher Zustände, wenigstens in diesem Augenblick von großer Bedeutung ist. Ich meine die Diplomatie, nicht die Diplomatik; sie hat nicht nur Deutschland eine neue Form gegeben, nein, sie hat sich auch mit der inneren Organisation dieses Landes beschäftigt, und zwar von einem Zeitpunkte an, wo man hätte glauben sollen, die Völker würden fortan selbst über ihr Schicksal entscheiden. Aber die Diplomatie hat die feinsten Fühlfäden für den Charakter, die Sitten, ja selbst für die Leidenschaften jener an den Tag gelegt, sie wurde in der That ein Ereigniß, seitdem

sie sich aus den Cabinetten in die Wagschaale der Völker warf, ihre Leidenschaften zügelnd und ihre Entwickelung leitend. Früher mochte man sagen, die Diplomatie habe zwar das Pulver nicht erfunden, aber sie spiele damit; heut zu Tage wird man sagen müssen: die Diplomatie hat das Pulver unschädlich gemacht, und wer die Menschen und die Geschichte einigermaaßen verfolgt hat, wird erkennen, welche Concession in diesem Geständniß liegt. Also, ich halte es für gut, die Stellung der Diplomatie hier wenigstens anzudeuten, sie ist in der That ein deus ex machina der neueren Politik, und als solcher von großem Einfluß auf deutsche Zustände.

Wir machen hier zuvörderst eine auffallende Wahrnehmung: nicht England und Frankreich stehen an der Spitze der europäischen Politik, sondern jene östlichen und absoluten Mächte, deren politische Ausbildung sich noch in einem Zustande der Kindheit befand, als die westlichen Staaten, die im Rathe von Europa sitzen, bereits dem Zenith derselben nahe waren. Mit einem Worte, Rußland, Oesterreich und Preußen geben dem Gange der politischen Ereignisse die Richtung, während England und Frankreich sie höchstens hervorrufen. Woran man bis dahin zweifelte: eine abgeschossene Kugel sei nicht mehr zu lenken, das haben die Diplomaten jener Regierungen widerlegt, am Ende waren sie es doch nur,

die Napoleon stürzten; daß sie aber die Revolution in das ebene Gleis des Alltaglebens zurückführten, wird von Keinem bezweifelt werden. Woher dieses Uebergewicht der östlichen Mächte? Theilweise mag es daran liegen, daß die Intelligenz in den absoluten Staaten an Einzelne geknüpft ist, daß sie sich, unter dieser Voraussetzung, leichter geltend machen und auf wesentliche Zwecke gerichtet werden kann; theilweise daran, daß die Civilisation den Leidenschaften einen größeren Wirkungskreis einräumt, daß die Regierungen in dem Grade passiv werden, in welchem die Masse activ. Aber diese Motive sind gewiß sehr oberflächlich, die Stellung der östlichen Politik hat tiefere Wurzeln: die Diplomatie hat hier, trotz der leichten Form, in welcher sie auftritt, Studien im Völkerleben gemacht, und man würde Unrecht thun, ihr Wesen nach den einzelnen Gesandten, Geschäftsträgern und Legationsräthen, kurz nach ihrem Trosse zu ermessen. Diese Leute wollen eben nichts bedeuten, als das äußere Ansehen des Fürsten, den sie repräsentiren sollen, aber der Geist unserer Diplomatie hat das Gute, daß er nicht von der Person abhängig ist. Ja, man kann in einzelnen Fällen sogar unbedeutenden Menschen von ihm so viel einflößen, als man für einen bestimmten Zweck gebraucht. Dieser Geist beseelt Maschinen, und das erhält eben die Ordnung; er beseelt aber nicht nur Maschinen, sondern auch Esel, und

das ist ein Beweis seiner Unfehlbarkeit. So entsinne ich mich sehr wohl eines gewissen Kammerjunkers, der einer Gesandtschaft als Attaché beigegeben war. Dieser junge Mann hatte sich früher Studirens halber einige Jahre auf deutschen Universitäten umher getrieben, und da er kein Justiz-Examen — was in seinem Vaterlande außergewöhnliche Kenntnisse verlangte — hatte aushalten mögen, so war er, wozu ihn Geburt und Stand qualificirten, in die diplomatische Carrière eingetreten. Womit beschäftigte er sich? Er las während eines ganzen Jahres einige Seiten aus Klübers Staatsrecht, unterschrieb Pässe, machte den Tag über zwei, bis drei Mal, je nach den Umständen, Toilette, kurz, er hielt sich ganz innerhalb der Conduite, die Gutzkow in seinen Zeitgenossen von einem jungen, angehenden Diplomaten beschreibt. Aber wenn es darauf ankam, war unser Kammerjunker doch zu verwenden: Keiner spürte so emsig den Zeitungen nach, um irgend eine verdächtige Wendung, eine Anspielung auf seinen Monarchen, oder eine das europäische Gleichgewicht gefährdende Floskel zu erhaschen; Keiner verstand sich besser auf Repräsentation, wie er, Keiner hatte einen vornehmeren Air und einen wegwerfenderen Blick. Und dann wie kühl und doch wie scharf sprach er nicht über jugendliche Unbesonnenheit, über Verirrungen, über Festigkeit und Kraft der Regierungen in der Zeit der Krise, wie verschwiegen und

verächtlich benahm er sich, als eine Aenderung der Dinge eingetreten war. Gewiß, Herr von T. war ein bornirter Kopf, aber der Geist der deutschen Diplomatie ergriff ihn auf Augenblicke, wie der Galvanismus einen todten Körper anregt, aber in seiner Stellung genügte das hinlänglich; er erhielt auch am Ende den Orden seines Landes, wahrscheinlich nur seiner Verdienste wegen, weil er den Anstand dazu besaß.

Man wird einsehen, daß dieser Vorfall die Würdigung, welche ich der deutschen Diplomatie — denn selbst die russische besteht aus deutschen Elementen — zu Theil werden lasse, nur um so mehr in das rechte Licht stellt. Ich kann daher, ohne einen Einwurf zu besorgen, in meiner Betrachtung fortfahren.

Ich sagte, die Diplomatie der östlichen Mächte habe ihre Studien im Völkerleben gemacht, und gewiß, man wird zugeben müssen, daß sie in unseren Tagen anderer Mittel bedurfte, als früher, wo die Ereignisse mehr, oder weniger von den Cabinetten ausgingen. Diese Richtung, oder Umgestaltung der Diplomatie datirt aber bereits aus der ersten französischen Revolution: alle diesem Ereigniß gegenüber stehenden Mächte mußten ihre Völker erforschen und gegen die Contagiosität der Republik sichern. Der derselben folgende Zustand der

Dinge konnte keine Aenderung jener Richtung veranlassen, er befestigte sie im Gegentheil; denn jetzt sah man sich sogar genöthigt, dort eine öffentliche Meinung hervorzurufen, wo es bis dahin noch keine gegeben hatte. Früher hatte man nur die Defensive zu behaupten, jetzt galt es bald der Ergreifung einer Offensive: man organisirte den Tugendbund, und der Befreiungskrieg wurde mitten unter feindlichen Bajonetten von den Cabinetten vorbereitet. Jene Motive aber, die sich in dem Grade nur bei den östlichen theilweise unterjochten, theilweise aber abhängigen Mächten vorfanden, mögen übrigens die Vervollkommnung und den Vorzug der neuen diplomatischen Weise erklären, den sie, Frankreich und England gegenüber, behaupten, freilich hätte Napoleon Grund genug gehabt, denselben Weg in den eroberten Ländern einzuschlagen, um der ziemlich offen agirenden Reaction zu begegnen. Allein er war ein übermüthiger Sieger, und seine Gegner machte das Unglück erfinderisch und ausdauernd. Wie alle Eroberer, verachtete er die Ideen und hielt sich an die Thatsachen. So ließ er einen unglücklichen jungen Mann aus Naumburg im Park von Schönbrunn erschießen, weil dieser auf den Mord ertappt wurde, und einen unwissenden Buchhändler, weil sich in dessen Lager eine sehr oberflächliche den Umsturz predigende Brochure vorfand. Hofer fiel in Mantua, die Schill'schen Officiere in Wesel, von Fink

und Berger aus Oldenburg in Bremen. Aber man wird zugeben müssen, daß alle diese Menschen, wären sie am Leben geblieben, den Sturz Napoleons um keine Minute eher herbeigeführt haben würden; ihr Tod hingegen war ein Zündstoff mehr zu jenem gewaltigen Hasse, der sich in der Stille des bürgerlichen Heerdes, inmitten der Familien, täglich weiter ausbreitete. Während nun der Kaiser also gegen die Thatsachen verfuhr, was that er gegen die Ideen? Er wollte nichts wissen von den „Ideologen," wie er die Gelehrten, die Schriftsteller, die Dichter, die Professoren nannte; er ließ sie ungestört auf den Kathedern der Universitäten und hohen Schulen jene Saat der Drachenzähne ausstreuen, die über Nacht neue Krieger an Leib und Seele erzeugte. Während seine geheime Polizei aus Franzosen, die kein Deutsch verstanden, in den Cabinetten und den Salons horchte, sprach man im Volke ziemlich laut seine Hoffnungen in Betreff der Zukunft aus. Die Ministerien waren hier zu suchen; denn die Tendenzen der Cabinette hatten sich zum Volke herabgelassen, ihre Geheimnisse waren den Kirchen, den Schulen, der Religion, der Literatur, den Werkstätten und der Industrie anvertraut. Aber Napoleon verachtete das Volk, er hatte einigen Grund dazu; die Geschichte seit der Revolution, sein Genie und die Resultate, die sich an sein Feldherrntalent knüpften.

Nach seinem Sturze freilich lag jenes gewaltige Netz, in welchem die Cabinette den Kriegsgott gefangen hatten, allen Blicken erkennbar ausgebreitet, man sah seine Anfänge, seine Verschlingungen durch die Völker, seinen letzten Knoten, die welche ihn hielten und die welche das Netz zugezogen hatten, Frankreich hätte sich nun ein Beispiel nehmen können. Nichtsdestoweniger ging man auf dem alten Pfade fort, die Restauration bekümmerte sich um auswärtige Zustände gar nicht und um innere so oberflächlich, daß sie an den Ordonnanzen scheiterte, die weder in Wien, noch in Petersburg gut geheißen wurden. Dort war man von der wahren Lage der Dinge sehr gut unterrichtet; denn dort hatte man die frühere Richtung nicht aufgegeben, man hatte sich in fortwährendem Verkehr mit dem Ideen = Gange aller europäischen Völker erhalten, um in vorkommenden Fällen die moralische Kraft, welches die Regierung dieses, oder jenes Landes für, oder gegen sich haben werde, genau ermessen zu können. So hatte denn der Selbstbeherrscher aller Reußen das Ministerium Polignac vor Staatsstreichen gewarnt und den König Carl für die Folgen gewaltsamer Attentate gegen die Charte seines Vorgängers, die so legitim sei, als sein Königthum, verantwortlich gemacht. So hatte Metternich nur eine Heilung jener Grundübel in Frankreich, der Preßfreiheit und des Wahlgesetzes, durch die Macht der Legalität, durch die Mitwir-

auch in der Diplomatie beruhe Alles auf der Redlichkeit, so mag man das kaum für eine Falle des Meisters halten, der früher behauptete, man habe die Sprache nicht, um seine Gedanken mittelst derselben auszudrücken, sondern um sie vielmehr dahinter zu verbergen, oder gar für eine Bekehrung; nein, ich halte dafür, daß Talleyrand damit nur seine Ansicht über die neue Aera der Diplomatie aussprechen wollte, die die Wechselwirkung der öffentlichen Meinung eben so gut empfindet, wie diese ihren Einfluß. In der Cabinetspolitik mochte eine gut angelegte Intrigue ihren Zweck nie verfehlen, seitdem aber die Cabinette wenigstens mit einem Fuße im Volke stehen, wird man stets darauf Bedacht nehmen müssen, Entwürfe und Entschlüsse zu rechtfertigen; ja, man wird sich selbst mit den Versprechungen vorsehen, man wird, mit einem Worte, die Wahrheit als Basis der Politik und Diplomatie betrachten müssen. Ich habe schon bemerkt, daß diesen Charakter der Politik durch die heilige Allianz einen Hintergrund erhielt, der mit lauter christlichen Tugenden geschmückt war, mit Glauben, Liebe, Aufopferung und Frieden, einen Heiligenschein in den Augen der Völker, der wenigstens diesseits des Rheins noch nicht ganz erloschen ist; aber die Elektricität der heutigen Politik und der auf ihr beruhenden Diplomatie strömt doch eben aus dem Volke — so seltsam das auch klingen mag — denn so wenig man

sich ihm hingeben wird, man beobachtet es, man erforscht es, man ist jeden Augenblick bereit, darüber Rechenschaft zu geben, wie viel man der moralischen Kraft des Volks zutrauen kann, und kann man ihr nichts zutrauen, so wartet man die Zeit dazu ab, man läßt dem Löwen seine Spiele, und führt ihn später wieder in den alten Käfig der Gewohnheit und des Bestehenden. Die Zeit, sie ist der einzige Verbündete unserer Staatsmänner, wenn man außerdem Vorkehrungen trifft, so sind es höchstens Präservative und später unbedeutende Palliativmittel. Eine Radicalkur aber, ein durchgreifendes Gewaltmittel wird man nie versuchen, oder doch nur dann, wenn dem Kranken bereits auf andere Weise geholfen ist, als Nachhülfe, zur Stärkung. Von diesem Verfahren liefert die jüngste Zeit die augenscheinlichsten Beweise.

Also die Diplomatie ist heut zu Tage wirklich eine Wissenschaft, so weit die Erfahrung dazu gemacht werden kann, und wenn man die Nothwendigkeit einer solchen Wissenschaft anerkennen muß, so bleibt noch übrig, ihre Zweckmäßigkeit darzuthun. Man hat solcherweise wenigstens politische Mißgriffe verhindert; selbst in dem absolutesten Staate ist das: l'état c'est moi" nur eine relative Wahrheit noch; man ist — wie gesagt — in den Cabinetten redlicher, freier und offener geworden; man hat den Frieden zunächst vor Augen und alle

Segnungen, die mit ihm zusammenhängen. Ob es nun wirklich die christlichen Tendenzen der heiligen Allianz sind, oder ob es die Furcht ist, die diesen Erfolg veranlaßt, kann hier nicht untersucht werden, genug die Diplomatie unserer Tage nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein, und nicht bloß den Regierungen gilt diese Vermittelung, sondern auch den Völkern. Wo deshalb aber diese Diplomatie einen freien Spielraum hat und nicht durch Volksvertretung beschränkt ist, wird sie sich, freilich stets indirect, auch in alle Zustände des Landes einmischen, sie hat — wie schon gesagt — Deutschland nicht nur eine neue Form gegeben, nein, sie hilft auch bei dem inneren Wesen dieses Landes, sie influirt auch Sitte, Gesellschaft, Kirche, Literatur, ja sogar auch das Recht, mit einem Worte also, auch das Leben im Volke, indem sie dasselbe bedingt: den höheren Staatszwecken wird die Bildung und selbst der Fortschritt des Jahrhunderts untergeordnet, man wird beide nicht aufhalten, aber ihre natürliche Entwickelung wird auf eine kluge, oft weise Art gemildert und ungefährlich für den Frieden gemacht; der Charakter des Volks kann sich dabei nur mittelbar geltend machen, die Nationalität ist unter Oberaufsicht gestellt. Somit ist die Diplomatie für Deutschland mehr, als eine Wissenschaft, sie ist eine Macht, von der Einige behaupten, daß sie, wie das Schwert des Damocles, über diesem Lande schwebe,

Andere aber, zu welchen ich gehöre, nur, daß sie seine Ruhe überwache, daß sie eine friedliche Entwickelung der Zukunft und einen allmähligen Uebergang aus neuen Ideen zu neuen Thatsachen, mittelst einer historischen Gewohnheit, beabsichtige und nicht mittelst eines jähen Ueberstürzes. Man soll „Alles prüfen und das Gute behalten.“ Man gesteht jedem Geschlechte eigenthümliche Bedürfnisse und Forderungen zu, aber man will die Erfüllung dieser Bedürfnisse und Forderungen nur nicht aus dem „Princip“ der neuern Völkerbewegung und dessen unmittelbaren Consequenzen herleiten.

Ich habe demnach den Standpunkt der Diplomatie, die den vierten Begriff Deutschlands, das Deutschland des deutschen Bundes, veranlaßte, hier deshalb aus einander gesetzt, weil sie, bei einer Schilderung der Gegenwart, ein wichtiges Moment abgibt. Wie die Diplomatie in die verschiedenen inneren Beziehungen Deutschlands eingreift, das zu erörtern, wird überall in einer Beschreibung Deutschlands nicht der Ort sein, zumal, da es dazu eines Fadens der Ariadne bedürfte, der doch am Ende nur in den Händen der Staatsmänner selbst ist. Man hat allerdings auch noch bis auf den heutigen Tag künstliche Mittel nöthig, um durch die Verwirrungen der Völker mit heiler Haut zu dem Minotaurus, und wieder von da zurück in das stille Geheimniß der Cabinette zu gelangen, aber diese Mittel, mit deren Hülfe man die Leidenschaften

umgeht, werden jedenfalls als Mittel zu einem guten Zwecke betrachtet, als sogenannte nothwendige Uebel, die zu nennen, man sich weniger deshalb scheut, weil sie in diesem Falle zwecklos sein würden, sondern nur aus einem Gefühle der Moral. Wenn ich aber schon zugegeben habe, daß die Regierungen die Bedürfnisse und die Forderungen eines jeden Geschlechts anerkennen und nur die historischen Thatsachen als eine Norm achten, die man höher stellen müsse, als jene, so wird daraus schon erhellen, daß die Vernunft von ihnen nicht abgewiesen wird, sondern nur die Leidenschaft, die man allerdings als den Mittelpunkt der Masse ansehen kann. Daß die Leidenschaft nicht, wie früher, die Geschichte mache, will die Diplomatie verhindern; wollte sie auch verhindern, daß die Vernunft den Thatsachen derogire, sie würde dann in der That wieder aus einer Wissenschaft ein Spiel werden, und ein Spiel, bei welchem mehr als je Ruhe und Frieden der Völker eingesetzt würden; denn wie die Geschichte auch zum Verständniß der Gegenwart und zur Befestigung der Zukunft benutzt werden mag, wir werden sie nur „entsiegeln, wenn wir das Wappen der Vernunft darauf erblicken," und nicht den Rost vergangener Jahrhunderte.

Von diesem Gesichtspunkte aus werde ich auch mein Panorama Deutschlands aufnehmen, ich werde nie die Thatsachen außer Augen verlieren, aber noch weniger

die Perspective derselben, den Fortschritt und die Reform. Ich habe schon den Mittelpunkt jenes Deutschlands angegeben, das uns dabei vorliegen muß: Gott, und die Radien, die von diesem Mittelpunkt auslaufen: die Völker; die Peripherie, die den Kreis schließen soll, kann nur die Humanität sein. Diese wird sich erweitern und nachgeben, wie jene weiten Ringe, die bei der Bewegung des Meeres, auf dessen Oberfläche sichtbar werden, um am Ende wieder in den ebenen, klaren Spiegel zu zerfließen, während jede andere Peripherie von Thatsachen und Verhältnissen, die sich nur auf den Zufall, nicht auf die innere Nothwendigkeit stützen, unbiegsam und starr gegen den Geist der Zeit erscheinen wird; sie wird sich nicht erweitern, sie wird nicht nachgeben, aber man wird sie zersprengen, und die eingehegten Völker werden im wilden Chaos durch einander fluthen. Wenn ich aber schon zeigte, wie selbst die Politik der jüngsten Zeit einen humanen Beisatz in Betreff deutscher Zustände angenommen habe, wie viel mehr mag der Schriftsteller, der ohne selbstsüchtige Nebenbeziehungen verfährt, jenen Kreis, der sich um die Völker ziehen soll, festhalten.

Man wird übrigens aus den obigen Bemerkungen über die Stellung der Politik zu den inneren Verhältnissen Deutschlands ersehen, daß eine vorurtheilsfreie, aber doch theilweise subjective Schilderung deutscher Zu-

stände einigen Schwierigkeiten erliegt. Aber diese Schwierigkeiten, die einen öffentlichen Grund haben, sind unbedeutender, als die, welche aus gesellschaftlichen, bürgerlichen, kurz aus privativen Rücksichten herrühren. Der Deutsche kann nicht wohl die Kritik ertragen, er erschrickt in diesem Falle fast so heftig, wie einer, der sich selbst sieht; die Sache ist ihm gespenstisch, von böser Vorbedeutung. Er wird nicht daran sterben, aber was werden die Nachbarn dazu sagen, man wird mit Fingern auf ihn zeigen, sein Name, der bis jetzt nur in ehrlicher Leute Munde war, hat in der Zeitung gestanden, oder gar in einem Buche. Dieser Abscheu gegen allen Druck auf dem Papiere mag theilweise an dem Mangel von Preßfreiheit liegen, hauptsächlich aber wohl an dem kleinlichen Beisammensein, das man noch immer gut genug Familienleben bezeichnet. Ich will hier durchaus keinen Stoff antecipiren, aber ich will nur bemerken, daß dieses Verhältniß heut zu Tage, wo der Staat nicht mehr auf der Familie beruhet, viel Negatives enthält. Es bildet sich z. B. meist eine vorgefaßte Meinung in der Familie, vor deren Forum man alle Dinge zieht, eine kleinliche Meinung, die aber über die größten Fragen entscheidet. Und da in den meisten Städten, ich sage lieber, in allen, das Wort Familie von Bedeutung ist und mit dem Zusatz angesehene Familie sogar als Autorität betrachtet wird, so kann es häufig vorkommen,

daß die verschiedenen Familien=Meinungen sich als eine öffentliche Meinung gestalten, daß sich das Geklatsch der großen Menge selbst der geistigen Interessen bemächtigt, daß eine ganze Heerde Esel den kranken Löwen mit Fußtritten regalirt. Man will sich nun dieses Vorrecht auf keine Weise nehmen lassen, und das würde doch durch die Presse geschehen, wenn sich Einzelne, die nicht einmal mit Haus und Hof angesessen sind, und höchstens Verstand, Laune, Witz und Geist besitzen können, anmaßen möchten, das Wort zu nehmen. Mit einem Worte, der Deutsche glaubt sich durch die Kritik beeinträchtigt, man solle ihn in Ruhe lassen, er lebe für sich, zu Hause, man habe kein Recht, über ihn zu sprechen, jeder möge „vor seiner Thüre fegen," das sind selbst noch heut zu Tage Argumente, die man dem Schriftsteller entgegen hält. Mundt hat wegen seinen harmlosen „Vertrauten Briefe über Hamburg" noch schlimmere anhören müssen; denn wenn die Deutschen noch erträglich sind, so sind die Hamburger, die Bremer, die Berliner, die Frankfurter, die Lübecker u. s. w. wahrhaft unerträglich. Jede deutsche Stadt, bis auf Schöppenstadt, hat ihren speciellen Patriotismus, und den soll jeder Schriftsteller respectiren. Die Hamburger können es Marmier noch nicht verzeihen, daß er, wie ein Franzose immer deutsche Verhältnisse behandeln wird, oberflächlich über sie urtheilte, über dieses tiefe und edle

Volk, und mir warf man noch kürzlich in den „Literarischen Blättern der Börsenhalle" vor, ich hätte eine „Schmähschrift" (sic!) über Hamburg geschrieben, und doch hatte ich Alles vom Hamburger Rauchfleisch an bis zu den Hamburger Schönen gepriesen, und nicht etwa, um das Gegentheil darzuthun, sondern weil mir der Comfort in Hamburg außerordentlich zusagte. Aber woher dann „Schmähschrift." Ich hatte die Hamburger Nationalgarde nicht anerkannt, die Journalistik nicht, und die Juden hatte ich anerkannt. Das war kein hamburgischer Patriotismus.

Und doch müssen wir zugeben, daß der Fortschritt und die Reform zumeist von der Selbsterkenntniß des Volkes abhängen. Unsere deutschen Stände aber, die sich zunächst immer auf die Preßfreiheit berufen, was würden sie sagen, wenn man diese Preßfreiheit, so weit man kann, auf sie anwendete, wenn man, könnte man das in Deutschland, Studien in Cormenins Weise über die Redner unserer Deputirtenkammer schriebe. Ich weiß wohl, es gibt hier wenig Redner, aber man hält auf die Würde, man kann es nicht ertragen, wenn man eine persona publica vor die öffentliche Meinung zieht, wenn man ein Votum über sie fällt, über sie, die allein ein Votum anspricht. Man wird glauben, man verlöre durch die Kritik an moralischem Ansehen, wie der Kaufmann durch bösen Leumund an Credit verlieren

kann. So werden selbst redliche und sonst vorurtheillose Männer urtheilen. Auch der deutsche Begriff von Würde steht dem Schriftsteller entgegen, der deutsche Zustände schildern will; nicht einmal öffentliche Personen wollen sich ein öffentliches Urtheil gefallen lassen, selbst in constitutionellen Staaten läßt man nur ein richterliches Urtheil über Beamte zu.

Ich sagte, der Fortschritt und die Reform hingen von der Selbsterkenntniß des Volkes ab. Nun aber gibt es in Deutschland einen Patriotismus, der sich viel Bitteres gefallen läßt, aber nur die bittere Wahrheit nicht. Man muß die Deutschen immer brav, bieder, treu, fleißig, aufopferungsvoll, beharrlich, tapfer, ja selbst, weil Arminius einst Varus schlug, freiheitsliebend nennen, will man nicht von vorn herein für unpatriotisch gelten. In diesem Falle aber kann man getrost Mitarbeiter des Berliner politischen Wochenblatts sein und gegen die Abschaffung der Todesstrafe stimmen, oder gegen die Emancipation der Juden; wir halten dem ächten Deutschen von altem Schlage viel zu Gute. Das ist ein Fehler unserer Unnationalität, wie so manches Andere. Wir Deutsche prahlen nicht mit unseren Vorzügen, mit unserer Cultur, unserer Wissenschaft, unserer Toleranz, unserer Universalität, wir freuen uns dieser Tugenden in der That im Stillen. Aber wenn wir damit prahlen, wenn wir z. B. selbst da, wo wir unter=

lägen, uns noch Sieger rühmten, wie jene Franzosen die im Jahre 1815 in Paris sangen:

Gardez-vous, d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Trait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus;

ich sage, wenn unsere Schriftsteller und Dichter in so lächerlich ausschweifenden Enthusiasmus verfielen, wie in jenen Versen Delavigne, es würde nur eine Fehler unserer Nationalität sein. Wenn aber die Deutschen sehr vorsichtig sind, wenn sie nicht eher von Hermann und dem Sieg im Teutoburger Walde sangen, als bis die Aliirten in Paris standen und man seiner Sache gewiß war, so möchte ich es doch Keinem rathen, denselben Deutschen, die in der Zeit des Ruhmes so bescheiden und genügsam waren, die Franzosen in irgend einer Weise als Vorbild anzuführen. Man wird sich sofort an die Occupationszeit erinnern und an die Drangsale derselben, Dinge, die doch am Ende leichter von dem deutschen Volke hätten vermieden werden können, als sie von den Franzosen herbeigeführt worden; man wird auch von der Cultur und der Wissenschaft in Deutschland sprechen und von der Ignoranz in Frankreich; ja man wird selbst von Leipzig, Großgörschen, Bautzen u. s. w.

sprechen, kurz man wird Gründe gegen Frankreich citiren, die wie die Faust aufs Auge passen, Alles nur aus blindem Patriotismus, daß man sich irgend etwas aus einem fremden Lande herüberholen soll, daß man also doch Schwächen besitze, die andere Völker nicht. Dieser nicht nur blinde, sondern auch falsche Patriotismus steht demnach gleichfalls jedem entgegen, der sich um deutsche Zustände bekümmern will; man soll nicht tadeln, oder, wie man sich fein ausdrückt, „gehässig werden.“ Franzose und Engländer dagegen ertragen Tadel; wenn Friedrich von Raumer wegen seiner Ansichten über England bitter angegriffen wurde, so geschah das nur von den Torys, von einer Parthei, nicht von dem Volke und der dasselbe repräsentirenden öffentlichen Meinung.

Aber ich habe schon gesagt, daß der Patriotismus in Deutschland auch im Plural declinirt wird, und das macht ihn nun gar kleinlich, oder vielmehr kleinstädtisch. Wir haben einen nördlichen und südlichen Patriotismus, einen österreichischen und einen preußischen, einen katholischen und protestantischen, ja oft einen lutherischen und reformirten. Von dem absoluten und constitutionellen Patriotismus will ich schweigen, denn der erstere existirt in der That nur bei denen, die dafür bezahlt werden; aber des plattdeutschen Patriotismus muß ich doch auch erwähnen. Was will es nicht im Norden, in Hamburg

und Bremen insonderheit sagen, wenn man plattdeutsch spricht. In der plattdeutschen Sprache liegt ein nationaler Enthusiasmus — wird man dort behaupten — und wie können sich Herzen verstehen, die nicht plattdeutsch reden. Man tadle nur diesen plattdeutschen Dialekt, der zwischen ganzen Classen der Nation — denn viele Norddeutsche sprechen nur plattdeutsch — eine ewige Scheidewand zieht, und man wird „gehässig" gescholten werden. Und doch gibt es nur eine Reform auf dem Wege der Prüfung, der Selbsterkenntniß. Wer sich aber mit Deutschland und den Deutschen deshalb beschäftigen will, der kann es nicht wie Bulwer machen und einen Mittelpunkt in einer Nation festhalten, nein, er muß die verschiedenen Bestandtheile des deutschen Volkes, oberdeutsche und niederdeutsche Stämme, constitutionelle und absolute Staaten, kleine und große in's Auge fassen, und sich mit dem Patriotismus von Schwarzburg-Sondershausen — der übrigens der stolzeste sein kann — so gut abfinden, wie mit dem, der ein Berliner ist: das ist wenigstens lästig, zumal, da wir keine freie Presse haben und nun die kleinsten Geister, die wahren **dii minorum gentium**, meist den Patriotismus vertreten und über die Grenzpfähle wachen.

In Frankreich und England gibt es freilich auch Vorurtheile, aber sie müssen wenigstens geistreich sein.

In Deutschland dagegen kann der Dümmste sein Vorurtheil in die Wage legen, und auch dem ist man ausgesetzt, schildert man deutsche Zustände. Z. B. man spricht von der Thatkraft einer jungen Literatur, so wird man sich nicht wundern dürfen, wenn im Hamburger Correspondenten ein Freund der alten Literatur von der „Kraftthat" des Befreiungskampfes spricht und die junge Literatur an das Schlachtfeld von „Großgörschen" z. B. verweiset. Dort habe man Thatkraft und „Kraftthat" zugleich entwickeln können. Also man soll sich zuvor todtschlagen lassen, und am Ende für nichts anderes, als weil der Deutsche meist argumenta ad hominem verlangt. Wenn es nun aber keine Schlachten und Schlachtfelder gibt, wenn man nun nicht in der Weise „kraftthätig" sein kann, wie es in dem Hamburger Correspondenten verlangt wird? Dann soll man schweigen und so lange warten, bis man seine Meinung mit dem Leben besiegeln kann. Jene Ansicht war von einem Juristen ausgesprochen, und man könnte allenfalls behaupten, solche Leute begnügten sich nicht mit der moralischen Ueberzeugung und dem guten Willen, sie müßten Blut fließen sehen, um an die Tapferkeit zu glauben; aber ich meines Theils halte dafür, daß die meisten Leser des Hamburger Correspondenten dem Herrn mit der „Kraftthat" beistimmen werden; denn man sagt in Deutschland: „das Papier ist geduldig, wir wollen

Beweise." Gewiß ist das Papier geduldig, und man soll gar nicht in verba magistri jurare, aber man soll auch bedenken, daß Worte Thaten werden, und daß die Wahrheit des Jahrhunderts, gleich der aufgehenden Sonne, zuerst die Höhen des Jahrhunderts beleuchtet, die hervorragenden Häupter. Freilich wird man eine junge Literatur nicht für die Höhe des Jahrhunderts halten wollen, und ich will über diese Ansicht hier überall noch nicht entscheiden, aber ich bin überzeugt, daß die junge Literatur dabei der größte Stein des Anstoßes ist; denn alte Leute haben jungen gegenüber immer Recht. Das ist ein entsetzliches Vorurtheil: nun stützt man sich sogar auf die Pietät, um dumm zu bleiben. Aber wie häufig hört man nicht in Deutschland die Aeußerung: „Ich mag meinem alten Vater das nicht zuwider thun," wenn es sich nicht um Privatsachen handelt, sondern um irgend eine öffentliche Angelegenheit. Ich hörte sie z. B. irgendwo von einem Landstand, der nicht gegen die Regierung stimmen mochte, weil sein Vater ein alter Diener des Fürsten war. Nach dem Tode desselben konnte die Opposition auf ihn zählen. „So lange mein Vater lebt, will ich es beim Alten lassen" — diese Redensart ist stereotyp in dem Munde guter Kinder geworden. Ich will sie als Gefühl nicht tadeln, bei Leibe nicht, aber als Grundsatz ist sie mindestens traurig.

Endlich steht die Nationalität der Deutschen nicht so felsenfest, wie z. B. die der Franzosen und Engländer. Der Franzose ist, wie Bulwer so richtig bemerkt, stolz darauf, daß er einem so großen Lande angehört, der Engländer, daß ein so großes Land ihm angehört; beide werden diesen Gesichtspunkt durch keinen Tadel verlieren. Der Deutsche hingegen kann nicht wohl stolz sein, daß er einem großen Lande angehört, noch weniger aber, daß das große Land ihm angehört; das Land liegt dem Deutschen sehr fern, aber die Familie, die Gesellschaft, die Sitte, die Erziehung, die Cultur, die Wissenschaft liegen ihm sehr nahe. Während er also in diesen Dingen zu verletzen ist, entbehrt er eines Anhalts, wie ihn jene Völker haben, eines unverletzlichen Heiligthums, ich meine die Einheit der Nation und des Landes, die über dem Tadel der Institutionen erhaben sind, weil sie alle Kraft in sich fühlen, dieselben zu reformiren, und nicht nur die Kraft, sondern auch das Vermögen. Der Deutsche wird, wenn er in seinen Privat-Interessen verletzt wird, in seinen Lebens-Interessen verletzt; denn sein Leben knüpft sich an Haus und Hof, an Familie, Unterricht, Erziehung u. s. w.

Ich sprach bereits von den Vorurtheilen der Deutschen, die sich einer Schilderung deutscher Zustände entgegen stellen. Zu ihnen gesellen sich noch die Rücksichten. Börne sagte bereits in Betreff dieser Rück-

sichten: „Nicht die Censur, die das Drucken verbietet, die andere ist die verderblichste, die uns am Schreiben hindert; und das thut sie im ganzen Lande. Wir werden censirt geboren, unsere Ammenmilch ist censirt. Ein Deutscher könnte funfzig Jahre Groß-Inquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inseln im stillen Ocean könnte sich an eines seiner harten Worte stoßen, und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben. Wir sind so sehr gewöhnt, vorsichtig zu sein, daß uns die Vorsicht zu thierischem Instinkt geworden und wir sie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wie viel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird. Selbst verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder seines Geistes." Man wird mir entgegnen, die Worte Börne's gelten zunächst den deutschen Schriftstellern. Gewiß, diese tragen den größten Theil der Schuld, weil sie sich nicht von den Rücksichten emancipiren können, weil sie meist fragen: was wird man dazu sagen? weil sie selbst den Schwachköpfen ein Urtheil zugestehen; aber die Rücksichten sind

nun einmal bereits Grundsatz geworden, sie verhindern mich freilich nicht, zu schreiben, was ich denke, aber man beurtheilt mich auch aus dem Gesichtspunkte der Rücksichten, man wird mir selbst den Aerger eines Schwachkopfs in Rechnung stellen.

Gewiß in diesen Behauptungen liegen größere Schwierigkeiten in Betreff der Schilderung deutscher Zustände, als in den öffentlichen Verhältnissen, die nach den Bedingungen des Friedens und des Bestehenden eingerichtet sind, die also auf einem Princip beruhen, dem zu nahe zu treten, man förmlich verhindert wird, oder das doch, ist man ihm zu nahe getreten, sein Ansehen zu behaupten und sich auch hier geltend zu machen weiß. Ganz anders ist das aber mit unserer hin und her schwankenden sogenannten öffentlichen Meinung; und hier muß ich noch eine deutsche Eigenthümlichkeit anführen, die nur zu sehr in die Augen fällt. Man liebt nämlich den Scandal fast mehr als die Wahrheit, nicht diese hat man zunächst im Auge, sondern ihre Wirkungen auf Einzelne und Klassen, man freut sich über eine Züchtigung mehr aus Rache, oder doch aus Schadenfreude, als aus einer Tendenz, nicht die Reform, sondern die Strafe erblickt man zunächst in der Wahrheit. Ich will nicht behaupten, daß dieses Merkmal sich bei andern Völkern nicht vorfindet, aber in dem Grade gewiß nicht, wie bei uns. Theilweise mag man nun eine solche Neigung

wieder auf den Mangel einer freien Presse und überhaupt solcher Institute schieben, die die öffentliche Meinung ausbilden, die das Auge des Volkes schärfen, die es zu einem Höhepunkt geleiten, es von kleinlichen Motiven ablenken; theilweise aber liegt sie wohl wieder an der Familie, an der Isolirung, an der Vorliebe für die alltäglichen Interessen, an dem kleinlichen Egoismus, an der Ungleichheit der Stände vor dem Gesetz, an dem Drucke in bürgerlicher Hinsicht, an dem sich aus allen diesen Beziehungen fast nothwendig entwickelnden Servilismus der Masse. Man hat nun selbst keinen Muth, die Wahrheit auszusprechen, aber man jubelt wenigstens in der Stille des Heerdes darüber, wenn sie ein anderer ausspricht, wenn er sie derb ausspricht, satyrisch, wo möglich mit Hinweisung auf Persönlichkeiten; aber man jubelt, wie gesagt, nicht sowohl über die Wahrheit, sondern über den Scandal, den sie verursacht. In diesem Sinne sind z. B. Börne's „Briefe aus Paris" in Deutschland von einer Parthei fast mit Enthusiasmus begrüßt worden. Diejenigen aber, welche sich getroffen fühlten, schimpften, sie sprachen und schrieben von „Gehässigkeiten," von „Lieblosigkeiten," „Bosheit," „Lüge," „Schmähschrift." Wer aber erklärte sich offen, frei und ohne persönliche Rücksichten über den Verfasser und die Sache? Am Ende Niemand; denn wenn sich Menzel früher Börne's annahm und selbst die allerdings aus=

schweifenden Tendenzen eines edlen Charakters unter den rechten Gesichtspunkt brachte, so hat er doch später, als er alles widerrief, bewiesen, wie wenig Ernst es ihm damit gewesen ist. Also man kann selbst behaupten, die Deutschen wollen die Wahrheit nicht, aber sie wollen den Scandal häufig recht gern, und wenn jenes traurig ist, so ist dieses nicht selten schändlich. Jedenfalls aber beeinträchtigt ein solcher Zustand die Tendenzen der Reform und Vermittelung.

Was nun mich betrifft, so glaube ich jetzt hinlänglich alle jene Dinge angedeutet zu haben, die ich nicht berücksichtigen kann. Aber ich werde meiner Ueberzeugung folgen, und wenn ich schon früher den Gesichtspunkt mitgetheilt habe, unter den ich die deutschen Zustände bringen werde, so werden selbst jene vornehmen, aber befangenen Geister, die überall auf die Würde und Nationalität des Volkes provociren, wo es sich eigentlich am wenigsten um die Würde und Nationalität des Volkes handelt, einsehen, daß ich jene beiden Begriffe nicht in der alten hergebrachten Beziehung zum Auslande vor Augen haben kann, sondern vielmehr in der neuen zum Inlande; denn ich halte dafür, daß die Würde und Nationalität eines Volkes zunächst in dem Fortschritt desselben besteht und in der Art und Weise, wie es der Vernunft einen immer größeren Einfluß auf sich gestattet, nicht in dem blinden Nationalstolz, dessen

nächste Folge stets der Indifferentismus gegen andere Nationen, die entferntere aber der Nationalhaß sein wird. Ich bin kein Kosmopolit in dem Grade, daß ich selbst jene Scheidewände der Völker nicht respectiren mag, die Gott selbst durch Charakter, Sitte, Sprache und physische Beschaffenheit zog, aber ich bin der Meinung, die Nationalität solle keine chinesische Mauer der Völker sein, sondern nur die Strebkraft ihrer Concurrenz zum großen und erhabenen Ziele der Aufklärung und Humanität, zum menschheitlichen Zwecke; mit einem Worte, die Nationalität solle nicht trennen, sondern vermitteln und zur Nachahmung auffordern. Somit werde ich denn oft Seitenblicke auf die Zustände fremder Länder wagen, besonders aber derjenigen, die uns an Civilisation vorangeschritten sind, obwohl unsere Bildung weit über der ihrigen steht; ich werde vergleichen, und jene Wechselwirkung hervorzuheben suchen, die zwar schon seit ewigen Zeiten zwischen den Völkern stattfand, die aber von denen, welche sie regierten, ungern anerkannt wird. Wenn ich nun bei diesem Vergleiche zu einem Urtheil gelange, so bitte ich nur, immer zu bedenken, daß Gott der Mittelpunkt aller Nationen ist. Wie von ihm Alles kömmt, so wird man auch auf ihn Alles zurückführen müssen, oder, was dasselbe sagt, auf die Vernunft. Nur in diesem Sinne kann man die vox populi eine vox dei nennen, und nur an diesen

Sinn läßt sich ein unpartheiisches Urtheil, bei Vergleichen der Völker, lehnen, welche leider durch den Misbrauch, den man mit Nationalität und Patriotismus getrieben hat, nur zu häufig unter den Gesichtspunkt der Partheien, statt unter den der Menschheit, gebracht worden sind.

Kaum läßt sich ein unparteiisches Urtheil, bei Vergleichen der Völker, fällen, welche leider durch den Mißbrauch, den man mit Nationalität und Patriotismus getrieben hat, nur zu häufig unter den Gesichtspunkt der Partheien, statt unter den der Menschheit, gebracht worden sind.

[illegible]

Deutschland und die Deutschen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Deutschland, das Herz Europas, Frankreich der Kopf, Rußland der Leib. — Andeutungen über das Verhältniß Rußlands zu Europa und europäischer Civilisation. — Grenzen von Deutschland. — Nationalität und Patriotismus als Grenzen. — Nord und Süd, und der Nord- und Süddeutsche.

Deutschland ist bekanntlich seit geraumen Zeiten das Herz Europas, und ich wünsche mir Glück, daß ich dieses Bild wie in geographischer, so in moralischer Beziehung festhalten kann, da es bereits von der Nation als ein heiliges und unverletzliches Vorrecht betrachtet wird, als ein privilegium exclusivum. Nur erlaube ich mir die Bemerkung, daß wenn Deutschland das Herz Europas ist, Frankreich mit Fug und Recht als dessen Kopf betrachtet werden muß, einmal wegen der geographischen Entfernung von dem Herzen, zwischen welchem und dem Kopfe nur Elsaß und Lothringen liegen, dieser

schöne, schlanke und volle Hals, der so leicht zu treffen und abzuschneiden war; und dann wegen der moralischen. In der That ist Frankreich von Deutschland so weit entfernt, wie die Eigenschaften des Kopfes von denen des Herzens; beide Länder stehen auch ungefähr in derselben Wechselwirkung zu einander, wie jene: das Herz hat viel erfunden, was der Kopf benutzt, aber was der Kopf erfunden hat, das behielt er häufig für sich allein, nicht immer, weil er ein zu großer Egoist war, sondern weil das Herz eben kein Egoist war, sondern sich mit dem begnügte, was es hatte, mit der Sitte der Väter, der alten Gewohnheit und dem Hergebrachten. So erfand das deutsche Herz die Presse und die öffentliche Gerichtsbarkeit, Dinge, die von dem französischen Kopfe benutzt wurden; während umgekehrt der französische Kopf die freie Presse erfand, ein Ereigniß, das spurlos an dem deutschen Herzen vorüberging. So erfand auch das deutsche Herz — freilich nur durch Zufall — das Pulver, was nicht nur von den Franzosen, sondern auch von noch gar vielen andern Völkern benutzt wurde, und zwar meist gegen den Erfinder; denn Pitt sagte: „Canada muß am Rhein erobert werden." In der That, Deutschland ist das Herz Europas, es besitzt alle Eigenschaften dazu, alle jene bunte Verwirrung der Gefühle und Leidenschaften, die ein Menschenherz und selbst oft ein Weiberherz bewegen und interessant machen. Weber

meint sogar, die Veränderlichkeiten des Climas, der Charaktere, Sprachen, Gesetze, Sitten, Münzen und selbst der Eintracht seien eben so viel Beweise, daß Deutschland das Herz Europas sei, und ich halte dafür, daß sie wenigstens darthuen, daß Deutschland nicht der Kopf Europas ist; es hat sich noch immer von seinen eigenen Gefühlen zerreißen und zerfleischen lassen, wie das Herz. Andere haben von diesen Gefühlen Nutzen gezogen: man hat damit gefeilscht, sie verkuppelt, betrogen und am Ende hat man sie auch wohl noch verspottet. Aber in dem Allen liegt eben ein eigenthümlicher Zauber, eine Innigkeit, eine Poesie, wie in jener Sage von dem Pelikan, der die Jungen mit seinem Blute tränkt, oder in jener vom Vogel Phönix, der alljährlich aus seiner Asche zu neuem schöneren Leben ersteht, und alljährlich wieder Asche wird. Wie oft hat Deutschland nicht nur seine Jungen, sondern auch seine Alten mit seinem Blute getränkt; wie oft ist Deutschland neu erstanden und wieder Asche worden. Gewiß Deutschland ist das Herz, die Dichtung, die Sage, ja selbst die Lebenskraft von Europa, aber es ist nicht der Kopf, der Verstand, die Seele von Europa. Diese Vorzüge sind nur die seiner Gelehrten. Deshalb hat Deutschland auch nicht sowohl eine Geschichte, sondern vielmehr nur eine Zusammensetzung von Geschichten, von Sagen und Legenden, von Wundern und Heldenthaten, ja selbst von

Mährchen und Träumen; mit einem Worte, es ist ein magischer Spiegel, aus welchem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch einander in duftigen Farben glänzen, aus welchem aber nie ein festes zusammenhängendes Bild hervortreten wird, es sei denn das Portrait irgend eines Staatsmanns, der über diesem bunten Chaos schwebt, das freilich nicht der Schöpfung vor dem ersten Tage gleicht, sondern vielmehr dem arabischen Tausend und eine Nacht. Es ist Alles geordnet, süß, harmonisch, spannend, anziehend, fesselnd; aber es scheint fast, die Völker erzählten nur deshalb so schöne Geschichten, um, gleich der Heldin von tausend und eine Nacht, ihre Existenz dadurch zu retten. Man harrt des Tages, aber wenn der Tag kömmt, so schläft man, und nur zur Nachtzeit beginnt man wieder zu handeln und zu erzählen.

Ich bin von der ursprünglichen Richtung etwas abgewichen, und somit hole ich hier noch nach, daß wenn Deutschland das Herz und Frankreich der Kopf von Europa ist, man Rußland wohl als Leib und vorzüglich als den Sitz des Ganglien-Systems betrachten kann. Einmal bitte ich hier, wieder die geographische Lage zu berücksichtigen, und dann hat ein französischer Arzt, Namens Broussais, bekanntlich behauptet, die meisten Krankheiten rührten aus dem Unterleib her. In dieser Hinsicht scheint mir nun Rußland besonders auf Europa zu influiren, die bösen Säfte von dort und

das dicke schwarze Blut vertheilen sich selbst in die höheren Regionen und erzeugen mancherlei Uebel, die freilich erst mit der Zeit, mit den Jahren gefährlich werden und selbst tödtlich wirken mögen, die aber jetzt schon Besorgniß erregen könnten, wollte man nur klug sein. Gewiß, Rußland kann noch einmal der Schlagfluß Europas werden, oder wenigstens der Schlagfluß der europäischen Civilisation; denn Europa wird freilich auf demselben Flecke stehen bleiben, wo es schon zur Zeit der Völkerwanderung stand. Damals drangen die Hunnen, die Nachkommen jener Hiong-nu, gegen welche die chinesische Mauer errichtet wurde, bis inmitten der germanischen Völker, und Rom im Westen und Rom im Osten erbebten bei diesem Namen und die Barbarei schlug über Nacht ihre Wellen zusammen über Alles, was Civilisation hieß. Will man den Geschichtschreibern Glauben schenken, so sahen jene Hunnen ganz so aus, wie die jetzigen Baschkiren und Kalmücken: von Menschen hatten sie kaum die Gestalt, ihr Antlitz war ein breiter Fleischklumpen, ihr Auge tiefliegend, klein und geröthet, ihre Nase platt, ihr Wuchs niedrig und ohne Ausdruck, dabei waren sie stark, behend, auf dem Rosse zu Hause, und die besten Schützen. Wenn nun aber jene mongolischen und scythischen Nomadenhorden doch nicht von dem Unterricht und der Bildung, die Kaiser Nicolaus freilich allenthalben verbreitet, die aber hier doch

nur Wassertropfen in dem Sand der Wüste sind, erreicht würden, wenn ihre Rohheit wiederholt sich Bahn bräche, wenn sie zum zweitenmale, ein Heuschreckenschwarm, der Civilisation droheten, die von ihren Vorfahren fast bis auf den Keim abgefressen wurde, würde man dann nicht wenigstens, wenn auch nicht an die chinesische Mauer, die freilich zu übersteigen war, doch an Polen denken, an jene Mauer aus Leibern und Speeren, aus Blut und Leben und aus Enthusiasmus und Aufopferung, die nur mit einem Ereigniß in der Geschichte verglichen werden kann, ich meine mit Leonidas und den Dreihundert.

Ich habe auf dieses zufällige Verhältniß der großen Reiche des europäischen Festlandes aufmerksam gemacht, weil allerdings, auch ohne Scherz und Spielerei, ihre gegenseitigen Beziehungen die Zukunft dieses Welttheils bestimmen werden. Es ist jetzt nicht mehr möglich, Rußland von einem europäischen Einflusse abzuweisen, aber wir werden uns in diesem Falle fragen dürfen, wie es unschädlich zu machen sei? Denn abgesehen davon, daß von dort kein Fortschritt angeregt werden kann, werden wir auch selbst in Rußland keine Garantie conservativer Tendenzen erblicken. Oder könnten wir vielleicht glauben, der Regent allein sei eine solche Garantie, wenn nirgends der Beweis geliefert wird, daß seine hochherzigen Absichten und seine weisen Consequenzen in

inneren Beziehungen zu dem Volke stehen. Dieses begreift nichts, aber es folgt blindlings. Gehorsam ohne Ueberzeugung indeß scheint mir unzuverlässig, und wie sehr man auch bemüht ist, dem Volke eine moralische Grundlage zu geben, der Fanatismus, der hier, wie allenthalben, wo sich die Nuancen orientalischer Despotie vorfinden, befördert wird, kann leicht über Nacht Alles verwirren. Endlich aber fragt es sich nur, wenn Rußland wirklich den Frieden bewahrt, ob es nicht einem Andrang nachgeben wird, der z. B. aus den Hochebenen Asiens käme. Ich glaube es schon; denn die russischen Völkerschaften werden keine europäischen Sympathieen haben, aber ich tröste mich in diesem Falle mit Gutzkow, der einen solchen Andrang nicht für so gefährlich hält; „denn die frommen und in Sitten strengen Völker, kämen sie in unsere Städte, würden die fromme Einfalt der Wüste mit sich bringen, Worte, die so viel als ein Mann sind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geschlechter, eine Sprache mit offenen und ungeschminkten Ausdrücken." Das wäre immer etwas; dabei könnte die Civilisation bestehen und selbst die Cultur, in die gleichsam eine solche Völkerwanderung, die immer etwas Zufälliges und Tendenzloses sein wird, sich verlaufen würde, wie der Main in den Rheinstrom: noch einige Zeit verfolgt das Auge den gelben, trüben Lauf jenes in dem hellen, grünen Spie-

gel des Rheins, bald aber verwischt sich die störende Färbung und der ursprüngliche Grundton des Hauptflusses, der nur durch die vermehrten Gewässer kräftiger und stattlicher einherwogt, tritt wieder unverkümmert hervor. Aber wer möchte widersprechen, daß das Raffinement des Materialismus, wie es in Europa von Tage zu Tage mehr um sich greift, in Rußland, trotz aller Gottesfurcht und christlichen Demuth, die man von oben herab auf alle mögliche Weise zu verbreiten sucht, mehr zu Hause ist, als irgendwo. Das Uebermaaß und die Pracht des Wohllebens ist den russischen Großen und allen denen, die über Geld gebieten können, zur anderen Natur geworden; wird dieser Anblick den ärmeren Klassen nicht am Ende den frommen Glauben rauben, und die kindliche Hingebung aufheben? In diesem Falle aber wird man eine Masse gewahren, die, so roh sie im Herzen ist, doch ein unwiderstehliches Gelüste nach verbotenen Früchten hegt. Wenn man sie nicht mehr zügeln kann, so wird sie, verstärkt durch jene Horden, die — wie gesagt — nur zum Reiche gehören, aber kaum die entferntesten Wirkungen der Cultur empfinden, die man in Rußland allerdings zu ordnen sucht, sich mit einer Gier auf alle jene Reize werfen, die die verfeinerte Civilisation stets hervorruft. Es ist allerdings ein Glück, wenn wir uns dann mit den Hochebenen Asiens trösten können, mit der Bildung von

China, die das Schießpulver und die Buchdruckerei lange vor Barthold Schwarz und Guttenberg kannte, aber es ist traurig zugleich, daß eine heidnische Civilisation die christliche trösten muß. Auf diesen Trost möchten wir also, trotz Gutzkow's Ansicht der Dinge, nicht viel geben können. Am Ende aber werden auch die Chinesen klug genug sein und mit ihrer Cultur hinter der großen Mauer bleiben, isolirt, wie sie seit Jahrtausenden waren, leidenschaftloser, als alle Reiche und Staaten, die von Troja bis Griechenland, und von Karthago bis Rom neben ihnen zusammenstürzten. Die Chinesen haben sich gegen die Uebervölkerung durch Institutionen sicher gestellt, die nicht nur künstlich, sondern auch mörderisch sind, sie tödten, was zu viel. Sollten sie, die um den Preis aller natürlichen Gefühle, um den Preis des allen orientalischen Völkern angeborenen patriarchalischen Begriffs, ihre Isolirung bewahrten und ihre Existenz aus Jahrtausenden retteten, sollten sie sich versucht fühlen, die Grenzen zu überschreiten, die durch die Länge der Zeit gleichsam die Grenzen ihres Lebens geworden sind, aus natürlichen nationale, historische, politische, ja selbst religiöse und heilige. Gewiß von China haben wir keine Rettung zu erwarten, wenn die Barbarei das europäische Gleichgewicht gestört hat. Die Chinesen werden sich selbst nicht durch eine Uebervölkerung zum Anschluß an eine Völkerwanderung bewegen lassen; denn so künstlich,

wie ihre Staatsform ist, bedarf es nur eine Ausdehnung jener Institutionen, die die Uebervölkerung verhindern sollen, in dem Maße, wie diese wächst: man tödtet so viel, wie die Geburten mehr in die Welt setzen. Haben sich die Chinesen von den Hiong-nu fortreißen lassen in den Strudel der Völkerwanderung? Die Hiong-nu erstiegen die von Tschi-Hoang-ti, um Hannibals Zeit, vollendete große Mauer, und ganz China fiel in die Gewalt der Feinde; aber die Politik der Chinesen war gewaltiger, als der Waffenruhm und die Kriegsmacht der Feinde, hatte man sie nicht jenseits der großen Mauer bezwingen können, so bezwang man sie diesseits durch List und Trug. Die Hiong-nu vertheilten sich rechts und links und erloschen in die ein Jahrhundert später anhebende Geschichte der Hunnen, aber die Chinesen blieben, wo sie seit Fo gewohnt hatten, der Occident hatte keine Reize für sie. Man wird lächeln, daß ich von Deutschland so schnell nach China gekommen bin, aber ich kann bei dem Westen nicht umhin, an den Osten zu denken, und ich fürchte Rußland über Alles.

Wenden wir uns jetzt zu Deutschland zurück. Seine Grenzen, nämlich die Grenzen des deutschen Bundes, sind im Osten Preußen, Polen, Galicien, Ungarn und Croatien; im Süden das adriatische Meer, Italien, die Schweiz; im Westen Frankreich und die Niederlande;

im Norden die Nordsee, das Herzogthum Schleswig und die Ostsee. Der äußerste Süden dieses Deutschlands ist Istrien; der äußerste Norden Rügen in der Ostsee; der äußerste Westen Luxemburg; der äußerste Osten Ober-Schlesien. Der Mittelpunkt dieses Deutschlands ist das alte Frankenland und, genau genommen, der Theil desselben, wo sich Oesterreich, Baiern und Sachsen die Hände reichen. Der Höhepunkt aber ist der Orteles in Tyrol. Es kann mir hier nicht um eine geographische Auseinandersetzung des Landes zu thun sein, aber ich wollte nur beweisen, daß Deutschland somit in der Mitte des gemäßigten Erdstrichs liegt, weder von der Hitze noch von der Kälte belästigt wird, und sich, dem Clima gemäß, auch historisch entwickelt hat, gewissermaßen in einem Pflanzenleben, nach und nach, aber indem es die verschiedenen Phasen stets zu rechter Zeit erreichte und vollendete. Man wird es noch immer versuchen, die Früchte des einen Jahrhunderts aufzutrocknen und dem Volke als Speise vorzusetzen; aber diese Speise wird nur so lange gegessen werden, als es nicht neue grüne Früchte des neuen Jahrhunderts gibt. Dann wird man sich freilich stets noch einige Zeit damit begnügen und die goldenen Aepfel der jungen Zeit nur aus der Ferne betrachten, auch wohl selbst den Mund verschließen, wenn sich die üppig beladenen Zweige herniedersenken, aber verloren wird die neue Erndte für Deutsch-

land nimmermehr sein. Man füllt hier nur in den Herbste die Scheuern, und die Qualen, die Tantalus, Sisyphus, Ixion und die Danaiden erduldeten, sind eigentlich für einen Deutschen keine Qualen, die Geduld und Ausdauer haben von Tacitus bis auf die neueste Zeit noch immer zu seiner Natur gehört, er wird mit ihnen am Ende doch selbst die Götter bezwingen.

Das natürliche Deutschland senkt sich theilweise zur Ostsee und dem schwarzen Meere, theilweise zur Nordsee, nur die südlichsten Spitzen neigen sich zur Adria. Diese Meere sind die einzigen Natur-Grenzen, die auch das jetzige politische Deutschland beibehalten hat; denn die Alpen, der Jura und die Vogesen, die von Gott selbst gegen den Süden und Westen errichtet wurden, sind abgerissen vom deutschen Reiche: die Niederlande und die Schweiz trennten sich von Deutschland allerdings naturwidrig, aber nur, um das Ziel der Menschheit, die Freiheit desto eher und ungehindert zu erreichen. In wiefern es ihnen gelang kann hier nicht untersucht werden, aber man wird doch noch zu dem Schlusse gelangen, daß nicht die Natur die Völker trennt oder verbindet, sondern vielmehr die Idee. Dann wären wir freilich gegen die Russen sicher, und die Rheingrenze würde uns so wenig von Frankreich scheiden, wie der Canal den uralten Feind davon schied, ich meine Alt-England; denn beide Völker haben sich bereits so

fest die Hände gereicht, daß sie ihre Fürsten kaum noch werden von einander reißen können. Was sind auch Berge, Ströme, Meere gegen den Gott in der Menschheit! Nur gegen die Barbarei konnte Rom die Alpen als ein Bollwerk betrachten, wo die Civilisation der Civilisation gegenüber steht, da wird man sich zunächst an die moralische Kraft lehnen müssen, und am Ende wird hier auch kein Kampf mehr stattfinden können, sondern nur eine Vermittelung. Betrachten wir selbst nur jene ideellen Grenzen, die Nationalität und den Patriotismus, wie sind sie nicht vor Zeiten gemißbraucht worden, welchen Kampf, welches Blutvergießen haben sie nicht hervorgerufen, wo keine Berge, keine Ströme, keine Meere die Völker schieden, da waren sie eine festere Grenze, als diese jemals werden konnten, man brauchte nur die bloßen Worte anzuwenden, um die Völker ergrimmt gegen einander zu treiben. Heut zu Tage, wo man sich über Alles aufzuklären sucht, hat man sich auch nach einem Begriff der Nationalität und des Patriotismus umgesehen, und da ist man denn theilweise zu der Einsicht gelangt, daß sie meistens nur in negativer Hinsicht gebraucht worden sind und daß der National-Charakter vorzugsweise in der Isolirung der Völker von einander gesucht worden ist und die Vaterlandsliebe im blinden Hasse gegen andere Länder, oder wenigstens im Vorurtheile. Wird man nicht auch

noch dahin gelangen, einzusehen, daß die Nationalität eigentlich nur in den Tugenden eines Volks besteht, und daß die größte Tugend die ist, die Vorzüge anderer anzuerkennen und zu würdigen? Wird man nicht dahin gelangen, die Vaterlandsliebe als eine Species der Nächstenliebe zu betrachten, und zu begreifen, wie es mit ihrem Wesen unverträglich ist, sie auf Kosten anderer zu nähren? Mit einem Worte, wird man nicht dahin gelangen, einzusehen, daß ein Volk nur auf seine Tugenden stolz sein kann und daß die Liebe zum Vaterlande, diese in Wahrheit heilige Begeisterung, durchaus kein Surrogat verträgt, am wenigstens das, was man häufig an ihre Stelle gesetzt hat, den Egoismus Einzelner? In diesem Sinne werden wir unser Vaterland lieben können, ohne ein Urtheil über seine Fehler zu verkennen; in diesem Sinne werden wir unser Vaterland lieben können, ohne blindlings es mit allen seinen Fehlern zu vertheidigen, in diesem Sinne werden Nationalität und Patriotismus jenen Grenzscheiden gleichen, die z. B. Ströme und Meere bilden: sie werden trennen, aber auch vereinen, trennen und schützen werden sie uns gegen den Uebermuth der Nachbaren, vereinen und vermitteln werden sie uns mit ihren Tugenden. In diesem Sinne sind Nationalität und Patriotismus die besten Grenzen eines Volks, in Zeiten der Gefahr stärker und fester, als Alpen und Vogesen, und in Zeiten des Frie-

dens und des Fortschritts nachgiebiger und versöhnlicher.

Die Alpen, die höchste Gebirgsmasse, nehmen den Süden Deutschlands, von der Schweizer-Grenze bis zur Donau, ein. Ihr Ursprung ist in Spanien zu suchen, im östlichen Frankreich erheben sie sich merklich, in der Schweiz erreichen sie ihren Höhepunkt, um dann immer mehr gegen Osten herab zu fallen und am Kahlenberge bei Wien gleichsam bescheiden zu enden, aber nur in einem Zweige, während der zweite auf dem linken Ufer der Drau bis nach Ungarn fortläuft, der dritte zwischen der Drau und Sau endet, und der größte der Türkei zueilt und sich in dem Balkan-Gebürge verliert. Von diesen Alpen an erhebt sich in drei Abstufungen der deutsche Boden, dergestalt daß die Mitte Deutschlands das fruchtbare und weinreiche Hügelland bildet, theilweise mit einem blauen italienischen Himmel und selbst mit Südfrüchten, und der Norden das haidebewachsene, moordurchzogene und tannenumgürtete Plattland, mit dem grauen und nebeligen Horizont, der noch jetzt daran erinnert, daß an derselben Stelle, wo heut zu Tage die Menschen den festesten Fuß gefaßt haben, einst die Meereswogen spielten, die seitdem übrigens schon wieder manches Trockene hinwegrissen in den Strudel und manches Menschenleben in die Tiefen der Gewässer zogen. Der Dollart zwischen Ostfriesland und Gröningen,

in welchen die Ems mündet, wurde aus Küstenland ein Meerbusen, wo seine Wellen schlagen war noch zur Römerzeit fester Boden: terra Reidensium, der von der Ems bis zu ihrer Mündung umflossen wurde. Vom Jahre 1277—1539 aber machte das Meer immer größere Fortschritte, und man will behaupten, daß eine Stadt: Torum, und funfzig Märkte, Dörfer und Klöster, zum Theil die schönsten und reichsten in Friesland, unter den Fluthen des Dollarts, der an ihre Stelle trat, verborgen liegen. Die Ufer des Festlandes wurden um nicht weniger, als dreizehntausend Schritt verrückt und zwei Flüsse, die den untergegangenen Erdstrich durchzogen, vermischten ihre Wellen mit denen des Meeres: die Tiam und die Eche findet man nicht mehr unter den Flüssen von Friesland. Wie von der Nordsee dergleichen Abschwemmungen erzählt werden, so behauptet man sie auch von der Ostsee, oder dem baltischen Meere. Wer hat nicht von Vineta und Julin gehört? Die Schiffer wollen noch bis auf den heutigen Tag den Klang der Kirchenglocken aus der Tiefe vernehmen, und bei klarem Meeresspiegel soll man die goldenen Zinnen der Häuser, die mit dem Sonnenglanze über ihrem feuchten Grabe wetteifern, deutlich erschauen können; denn die Schiffer zwischen Usedom und Wollin sind poetischer, als die in Friesland, und die Sage von den untergegangenen Städten verliert sich

in die graueste Vorzeit, wo Geschichte und Mährchen sich noch nicht geschieden haben.

Uebrigens wird man mir gern glauben, daß die Abstufungen der Natur auch den Menschen dieser verschiedenen Abstufungen ein eigenthümliches Gepräge gegeben haben. Auf den Alpen träumt man sich wenigstens, wenn auch nicht der Allmacht, doch der Pracht Gottes um einige tausend Fuß näher, dem Menschen steht hier nichts entgegen, daß er so groß und erhaben fühlt und empfindet, wie die Natur ihn anblickt, er mag selbst da, wo er mit ihren Schrecken zu kämpfen hat, mit Lawinen und Gletschern, sich als Held fühlen; im Norden aber ist das Gefühl fast so, wie der Sand und die Haide und das Meer und die Tannen: klein, dürftig, ängstlich. Wenn die Natur hier Schrecken bereitet, Ueberschwemmungen, Deichbrüche und Moorbrände, so schleicht sie, wie ein Dieb in der Nacht, heran, und man ist auf seiner Huth gegen sie, man errichtet, um sein Leben und seinen Unterhalt zu fristen, Deiche gegen die Fluthen, und wenn man ihre Schrecken bezwungen hat, was bietet sie für einen Ersatz, der des listigen Kampfes würdig wäre? Höchstens einigen Schiffern und Fischern den Sonnen-Aufgang und Untergang auf offener See. Aber was ist die Sonne, die aus dem Meere taucht und in die Fluthen versinkt, gegen jene, die von dem Eise der Gletscher strahlt, und über die grünen Matten der

Berge einher zieht? Hier begrüßt die Sonne Menschen, dort Fische, oder Menschen mit Fischblut. Nein, ich ziehe es vor, die Sonne auf festem Boden zu empfangen, auf dem Meere ist sie jedenfalls sehr einförmig, und wenn auch immer Königin, doch keine so reizende, wie dort, wo sie nicht schweigsam und verlassen in den Tag tritt, sondern begrüßt von dem Alphorn und dem lustigen Jubel der Senner, von Menschen, die leben und sich nicht den ganzen Tag über damit beschäftigen, den Tod zu überlisten. Und haben die hohen Alpen ihre Schrecknisse und Schattenseiten, was gleicht jenem glücklichen Leben in dem mittleren Deutschland, wo die Berge nicht so hoch sind, daß der Frühling ihnen nicht an dem Bart von Tannen und Eichen spielen könnte und hinauf klettern zum Gipfel, um den Winterreif von Eis und Schnee aus ihren Locken zu schütteln; wo der Weinbau die Kartoffel verdrängt, wo die Fluren grün, und der Himmel blau, wo die Luft erquicklich und gemischt aus italischer Milde und strahlender deutscher Reinheit ist. Gewiß Boden und Clima üben einen großen Einfluß auf die Menschen aus, und der nord- und süddeutsche Charakter sind um so mehr verschieden, als das äußere Band der Nationalität: die Einheit des Reichs fehlt. Im Norden walte der Verstand vor, im Süden die Phantasie, ist eine allbekannte Behauptung; sie läßt sich auch leicht aus der Lage der Dinge rechtfertigen,

denn im Norden muß die Natur gezwungen werden von dem Menschen, daß sie ihm diene, oder vielmehr gebeten; im Süden gießt sie ihr vollstes Füllhorn über ihn aus; dort ist sie geizig, hier ist sie eine Verschwenderin; dort ist sie höchstens nachgiebig, wenn der Mensch ihr zuspricht, hier ist sie zuvorkommend; dort kann die Natur sogar ohne Hülfe des Menschen nicht einmal das tägliche Brod gebären, hier schafft sie Alles aus innerer, schwellender Lebensfülle. Betrachten wir nun den Menschen dort und hier, und werden wir uns noch fragen dürfen, weshalb der Norddeutsche so klug, fein und abgemessen ist? weshalb man das beste Deutsch in der Nähe der Lüneburger Haide spricht, zu Celle, im Königreich Hannover? weshalb Kant in Königsberg geboren wurde? weshalb die Göttinger Bibliothek die größte in Deutschland ist? weshalb die Reformation vom Norden ausging? weshalb die Doctoren der Rechte in Bremen wenigstens nach dem Leben „seelig" wurden, aber dann auch ausschließlich, indem man alle anderen ehrlichen Leute nur mit „weiland" erwähnte? weshalb in Hamburg die Senatoren unbesehen „hoch-" und „wohlweise" sind? Ich meine, das liegt Alles daran, daß die Menschen sich nur im Norden zunächst mit sich und den Beziehungen zu beschäftigen haben, in welchen die Welt zu ihnen steht; daß sie dabei häufig Philosophen werden, wie Kant, und häufig Narren, wie jene, die

die „Hoch- und Wohlweisheit" der hamburger Senatoren erfanden, ist eben so natürlich, als es natürlich ist, daß sich bei einer bevorzugten Richtung Anomalien bemerkbar machen. Der Norddeutsche ist auf den Verstand, auf die Klugheit, auf die Erfindung und List angewiesen, aber Alles in der Welt erfordert einen Gegensatz, und somit wird man sich nicht wundern dürfen, daß im Norden, den man als den Sitz der Intelligenz und des Fortschrittes preist, Dinge vorkommen, die im Süden zu den Schwabenstreichen gerechnet werden würden. Stolz und Eitelkeit in ihren lächerlichen Uebertreibungen wird man im Norden immer häufiger finden, als im Süden, und zwar wieder, weil der Mensch sich hier nur mit sich selbst beschäftigt. Die Natur läßt ihn theilnahmlos, was Wunder, daß er sich oft über sie stellt, über sie, die er überlisten muß.

Wie aber im Norden der Mensch zunächst auf sich, seinen Verstand und dessen Schärfung und auch auf seinen oft kleinlichen Egoismus angewiesen ist; so ist er im Süden an die Natur angewiesen, sie schenkt ihm begeisternden Genuß und süßen Taumel aus ihrem schäumenden Becher; er braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen, wie er sich die Natur geneigt machen will, sie beschüttet ihn mit Blumen und Reben, er wird nicht so gut denken, wie der Norddeutsche, denn er hat dazu keine Zeit; aber er wird richtiger fühlen, als jener, und

dichten und leben; denn die Zeit hienieden ist dem Menschen kurz gemessen und der Genuß lacht ihm von allen Seiten entgegen. Schiller und Göthe konnten schwerlich im Norden geboren werden, und eine schwäbische Dichterschule wird nichts von einer pommerschen zu fürchten haben, aber wie sollte der Süden zu Philosophen und Narren kommen, wie sie der Norden hat. Nein, dort gibt es nur Dichter und Schwaben, und in den Schwabenstreichen selbst ist Lyrik. Gewiß, wir können Gedichte auf die Hasenjagd machen und Bilder dazu, was ließe sich aber auf die „Seligkeit" der Bremer Doctoren dichten? Hier komm' ich zu einer anderen Verschiedenheit. Wenn ein Süddeutscher einen dummen Streich macht, so wird er ihn immer nur mit dem Gefühle machen, ein Norddeutscher aber fehlt mit dem Verstande, und deshalb haben seine dummen Streiche, außer daß sie nicht poetisch sind, einen ekelerregenden Beisatz, er hat nämlich stets eine Absicht dabei, oder er ist doch wenigstens zurechnungsfähig, indem er die Thorheit erkennt, und sie dennoch begeht. Aus Naivität und Unschuld wird ein Norddeutscher nie dumm sein. Betrachten wir nur noch einmal die bekannten Schwabenstreiche; sie sind natürlich erfunden, aber man muß diese Erfindung doch auf den Charakter der Schwaben zurückführen. Die Hasenjagd z. B., wo man mit Speeren, Schwerdtern und Haufenweise

gegen den Hasen zu Felde zieht, was hat sie, daß nicht ergötzlich, unschuldig und selbst poetisch wäre? Wir werden uns über diese Dummheit freuen. Betrachten wir aber dagegen einen nordischen Schwabenstreich, den ich nicht erfinden werde, der vielmehr noch in diesem Augenblick eine Thatsache ist, und ärgern wir uns nicht. In Bremen — man werfe mir nicht vor, ich citire Bremen nur in Betreff des Nordens; denn ich könnte auch Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Holstein selbst, trotz aller Aufklärung, die hier hervorbricht, gerade in dieser Hinsicht als Belege anführen, wiewohl mir vielleicht alle zusammen nicht eine so schlagende Thatsache an die Hand geben möchten — in Bremen also muß eine Supplik an den hohen Senat noch bis auf diesen Augenblick mit folgender Adresse versehen sein:

Den Magnificis
Hochwohlgeborenen, Wohlgeborenen
Vesten, Großachtbaren, Hochgelehrten
Hoch- und Wohlweisen Herren,
Herren Bürgermeistern und Rath dieser freien Hansestadt,
meinen insonders Hochgeehrten und
Hochgebietenden
Herren und Oberen.

Nun wird es aber Jedem bekannt sein, daß Bremen eine freie Hansestadt ist, und man mag mit Recht fragen, woher sich diese entsetzliche Anomalie schreibe,

die einer republicanischen Behörde ungefähr so viel Titel beilegt, wie dem türkischen Kaiser, oder dem von China, oder dem Schach von Persien, lauter Herrscher, die bekanntlich schon wegen ihrer despotischen Maxime niemals Sitz und Stimme im Bremer Senat einnehmen könnten? Ich aber will damit nur darthun, was es heißt, eine Dummheit mit dem Verstande begehen. Gewiß, jene Leute, die die erwähnte Anrede erfanden, waren vollständig ausgebildete, scharfsinnige Juristen, sie waren so klug, daß sie sich im Leben nicht vor einem Hasen gefürchtet haben würden, aber sie verlangten, die freien Bremer Bürger sollten sich, freilich vor keinem Hasen, aber doch vor dem Bremer Senat fürchten, und deshalb garnirten sie diesen Bremer Senat mit einem vollständigen Titel-Ragout, und die freien Bremer Bürger, die jeden Schwaben verhöhnen werden, der den Hasen für einen Löwen ansieht, suppliciren noch einen Tag, wie alle, an die Magnifici u. s. w.

Wie aber der Süddeutsche seine Fehler nur in seiner Naivität und Gefühlsweise zu suchen hat, so ist er auch oftmals mit dem Herzen sehr klug. Was gibt man nicht im Norden noch auf Titel und Orden; im Süden, und schon in Kurhessen, hört man häufig: Orden sind nicht immer ein Ehrenzeichen. Man wird mir übrigens glauben, daß ich hier nicht von den Einzelnen, sondern von der öffentlichen Meinung spreche.

Und wo ist der Unterschied der Stände schärfer gezeichnet, im Norden, oder im Süden? In Wien, München, Nürnberg und Stuttgart findet man höhere und höchste Beamte unter schlichten Bürgern an öffentlichen Orten, in Frankfurt a. M. selbst, wo sich doch noch alte reichsstädtische Schattirungen bemerkbar machen, sind die Stände weit mehr verschmolzen, als in Hamburg, das selbst im Weltgewühl eine oft kleinstädtische Sonderung festgehalten hat. Als Ludolf Wienbarg hier gegen die plattdeutsche Sprache zu Felde zog, wollte man ihm hauptsächlich mit dem Grunde widerlegen: er sei doch selbst in einem holsteinischen Dorfe geboren worden. Zufällig ist nun Wienbarg ein Altonaer, aber sein Gegner, der das nicht wußte, raisonnirte also: wie kann ein Bauer gegen die Gewohnheit einer so großen Stadt, wie Hamburg ist, auftreten. Der Stand galt diesem Herrn mehr, als die Bildung dieses Standes. Im Süden würde eine solche Logik verlacht worden sein.

Hier komme ich zu einer allgemeineren Behauptung. Die Cultur ist Sache des Denkens und Wissens Einzelner; die Civilisation in höherer Bedeutung aber ist Sache des Gefühls und der Humanität Aller. Wenn diese im Norden selbst in der neuesten Zeit weniger hervorgetreten ist, als in einem großen Theile von Süddeutschland, jene aber im Norden — ich führe nur Preußen

an — den festesten Fuß gefaßt hat, so müssen wir dieses Resultat eben nur in den verschiedenen Motiven beider suchen. Man vernahm auch im Norden die Vibrationen des Jahres 1830, und zwar eben so deutlich, wie in Würtemberg, Rheinbaiern, Baden, Hessen-Darmstadt, und als man sie vernahm, war man dort nicht weniger begeistert, als hier, man machte dort, wie hier kleine Emeuten und veranstaltete Ehrenbecher in Meklenburg so gut, wie in Schwaben. Aber ein Volk, welches von dem Gedanken abhängt, wird vor der Gefahr zurückbeben und sich wieder herauswinden, ist es zufällig hineingerathen; ein Volk hingegen, dessen Moment das Gefühl ist, ein Volk, das im Herzen lebt und nicht im Kopfe, wird die Gefahren verachten. Im vergrößerten Maaßstabe wird man einen Beweis dieser Ansicht den jetzigen spanischen Zuständen entnehmen können: der Spanier kämpft für die Freiheit aus Gefühl und Leidenschaft, ohne sie vielleicht nur im entferntesten zu begreifen, er handelt, ohne nachzudenken; zu Resultaten kann er nicht gelangen, weil die Vernunft der Leidenschaft nicht den Zügel hält. In unserem deutschen Norden aber wird man denken, ohne zu handeln, man wird vielleicht einen großen Folianten über die Freiheit schreiben, aber das Schwert wird man nicht dafür ziehen; zu Resultaten wird man nicht gelangen, weil das Gefühl schwächer ist, als der Gedanke. Wenn ich nun meine ehrlichen

süddeutschen Landsleute auch im Leben nicht mit den Spaniern vergleichen will, so wird man mir doch nicht widersprechen können, daß die Bewegung in Süddeutschland nicht bei dem Gedanken stehen blieb, sondern zu Früchten gelangte, denen, daß man sie unverkümmert in die Scheuern brachte, nur auswärtige Hemmnisse entgegentraten; daß aber die Reaction gegen den Fortschritt von der Cultur des deutschen Nordens ausgeht. Uebrigens will ich diese Gegenwirkung durchaus nicht verdammen, nein! ich glaube sogar, sie hat ihr sehr Gutes, und sie würde noch mehr Gutes haben, wenn Deutschland ein Reich wäre und man sich im Süden nicht stets bewogen fände, die conservative Richtung des Nordens für unpatriotisch, wie im Norden, die Bewegung des Südens für revolutionair zu halten. Daß übrigens selbst da, wo sich aus der Cultur des deutschen Nordens ein gewaltiger Fortschritt zu entwickeln drohte, ein Fortschritt, dessen Folgen hinter der Zukunft lagen, daß, sage ich, in einem solchen Falle der Gedanke schnell vor das Herz trat, die Intelligenz vor die Humanität und das System vor die Bewegung, um jede Gefahr zu vermeiden, erhellt am besten aus der Reformation. Wie leicht hätten hier Gegenwart und Zukunft um ein paar Jahrhunderte näher an einander gerückt werden können, aber Luther wollte nur eine Aufklärung durch die Wissenschaft, nicht durch die Humanität, die aller=

dings über die Theologie hinausgegangen sein würde, zu materiellen Interessen.

Wir werden nun aber auch zugeben müssen, daß im Norden die Grundsätze und Systeme zu Hause sind, im Süden dagegen mehr die Sitten. So sehr man jene an dem Norddeutschen ehren muß, so muß man aber doch häufig gewahren, daß Vorurtheile dort für Grundsätze, und Intoleranz für ein System ausgegeben wird. Grundsätze und ein System wird man durch den Beweis widerlegen können; man beweise aber dem Norddeutschen, daß plattdeutsch nur in dem Grade deutsch sei, wie holländisch und flämisch, und er wird uns fast wie jener Holländer antworten, der da behauptete, die deutsche Sprache sei nur ein „verdorbenes Holländisch." Ich führe nur diese unerhebliche Thatsache an, aber man wird in fast allen Fällen bei dem Norddeutschen kein Gehör mit Beweisen finden, wenn sie seinen vorgefaßten Meinungen nicht zusagen. Und könnte man nicht sogar behaupten, selbst die Philosophen erfänden dort Systeme, den Vorurtheilen zu Liebe? Die Theorie des Bestehenden, wie sie Hegel aufstellt, ist in der That eine norddeutsche Philosophie par excellence.

Natürlich findet das Recht im Norden in dem Charakter einen festen Anhalt, aber selbst eine Entwickelung und Vervollkommnung des Rechtszustandes durch Ge-

wohnheit unterliegt, eben jenes Charakters wegen, großen Schwierigkeiten. Trotz dem, daß im Norden der lichte Tag des Protestantismus lange leuchtete und mittelalterliche Schattirungen am wenigsten den klaren Horizont der öffentlichen Meinung färben, muß man doch zugeben, daß selbst die Leibeigenschaft hier erst spät nachließ und selbst dann nur in mildere Formen überging, statt gänzlich zu erlöschen. Im Norden hat die wissenschaftliche Themis den festesten Fuß gefaßt. Im Norden steht noch immer das römische Recht in voller Blüthe. Im Norden ist die Advocatur eine Autorität und sehr bevorzugt. Was gelten nicht in Mecklenburg und Holstein die Advocaten, der Hansestädte gar nicht zu gedenken, die, mit Ausnahme Bremens, den Doctores utriusque juris noch jetzt große Vorzüge gestatten, Vorzüge, die immer nur theilweise in reichsstädtischen Motiven zu suchen sind; denn aus diesen könnte man höchstens die beibehaltene Form herleiten, aber nicht das Ansehen der öffentlichen Meinung gegenüber. Dieses Verhältniß klar zu machen, genügt z. B. eine Hinweisung auf den Zustand der Dinge in Frankfurt a. M. und in Bremen. Dort hat man die alte reichsstädtische Form beibehalten, man gibt den Doctoren der Rechte noch heut zu Tage das Prädicat Herr auch in amtlichen Beziehungen, man sagt sogar S. T. Herr Doctor N. N.; in Bremen dagegen werden die Doctoren

der Rechte von Amtswegen, wie alle anderen Leute behandelt; aber nun betrachte man die Frankfurter Doctoren der öffentlichen Meinung gegenüber, und die Bremer gleichfalls: jene werden hier, als Stand, auf keine Auszeichnung Anspruch machen können, diese aber imponiren durch den bloßen Titel. Will man den Fortschritt Preußens, hinsichtlich des positiven Rechts, und das preußische Landrecht gegen meine Behauptung anführen, so muß ich entgegnen, daß die Reform daselbst von Friedrich dem Großen ausging, den man, wie jeden seine Zeit und sein Volk überragenden Geist, weder mit dem Maßstabe des Nordens, noch dem des Südens messen kann. Jetzt aber bemüht man sich sogar, einer weiteren Entwickelung des Rechtszustandes durch Wiedereinsetzung der alten germanischen Rechtsprincipien entgegen zu arbeiten.

Ich sagte, die Gewohnheit übe im Norden keinen bedeutenden Einfluß auf den Rechtszustand aus; aber in der Jurisprudenz ist die Gewohnheit so viel, wie Fortschritt, sie ist das Verhältniß der öffentlichen Meinung zu dem Rechte, die vox populi auf der sella curulis, das Leben, welches den todten Buchstaben verdrängt. Dieser Gewohnheit ist der Norddeutsche schwer zugänglich, und höchstens nur in so fern, als sie reine Gerichtspraxis ist. Aber die Liebe zur Regelmäßigkeit, der Geist der Ordnung, der den Norddeutschen

charakterisirt, ruft in anderer Hinsicht Gewohnheiten hervor, die ihm in der That zur andern Natur werden. Die Sitten bestehen im Norden zunächst aus Gewohnheiten, die gesellschaftlichen Verhältnisse bestehen aus Gewohnheiten, das ganze Leben ist aus Gewohnheiten zusammengesetzt. Ja, man könnte behaupten, daß nur im Norden jene Leute nach der Uhr zu finden sind, die freilich nicht wissen, wann sie sterben werden, die aber jedenfalls genau wissen, bei welcher Beschäftigung sie der Tod finden wird, wenn er sie Morgens, Mittags, oder Abends überrascht. Viele Menschen mögen sich unter dem dichten breiten Blätterdach der Gewohnheiten ein zuverlässiges Geschick erbauen können, aus dessen Hinterfenster sie sogar noch einen Fernblick in die Nebel der Zukunft haben, aber die große Masse wird unter ihrer Obhuth den breiten, ebenen Alltagspfad der Gegenwart, die Tretmühle der Einförmigkeit und Monotonie einen Tag wie alle gehen, ohne ein anderes Geschick ansprechen zu können, als das, sich durch's Leben zu schleppen. Nur gewaltige unerwartete Ereignisse können diesen Gang der Dinge ändern, wie z. B. Erderschütterungen das Bett eines Flusses. Solche Gewohnheiten wird man im Süden nicht finden, hier ist die Masse nie ohne Selbstbewußtsein, der geringste Taglöhner wird wenigstens f ü h l e n wollen, daß er lebt. Im Norden aber findet man große Handelsherren, die sich so beneh-

men, als sei das Leben ihnen nur zu dem Ende gegeben, daß sie Sorge trügen, nicht zu verhungern. Gewiß, diese rastlose Thätigkeit, die den Norddeutschen auszeichnet, verdient alle Achtung, aber man wird nach dem Vorhergesagten schon einsehen, daß sie fast nie auf edlere Zwecke gerichtet ist, man will erwerben, und oft nimmt man es nicht einmal mit der Art und Weise dieses Erwerbes genau. Wenn uns im Norden irgend etwas Genuß verschaffen kann, so ist es das Geld, aber die Mühen und Beschwerden es zu erringen, machen uns am Ende das Mittel werther, als den Zweck, den wir damit erreichen wollen. Geiz, Habsucht, kurz Alles, was das Gepräge der Leidenschaft an sich trägt, mag man im Süden so gut finden, wie im Norden, allein jenen lautlosen Mercantilismus mit dem Gelde, der nur darauf Bedacht nimmt, seine Capitalien passend unterzubringen und in Zinsen zu rechnen, dabei Morgens im Schlafrock und Nachtmütze aus dem Fenster sieht, die Pfeife im Munde; Nachmittags zur Verdauung einen Spaziergang macht; Abends den Klub besucht, jenen Mercantilismus, der das Geld zum Mittelpunkt alles Lebens macht, trifft man im Norden weit mehr, als im Süden. Ueberhaupt leben hier sehr wenige Leute von ihren Zinsen, was allerdings theilweise an den Mitteln liegen mag, die nicht in dem Maße vorhanden sind, wie im Norden, theilweise aber jedenfalls an dem Wider=

willen, den man hier gegen eine Thätigkeit empfindet, die nur im Rechnen besteht, ohne Perspective eines Genusses. Im Süden wird man das Geld stets nur als Mittel zum Zweck betrachten.

Für öffentliches Leben hat der Norddeutsche kein Talent; selbst seine Belustigungen und Vergnügen beschränken sich auf das Haus und die Familie; daraus erklärt sich denn meine Behauptung, die gesellschaftlichen Verhältnisse beständen im Norden aus Gewohnheiten, um so mehr. Welche Abwechselungen können sich in kleinen Kreisen gestalten, die stets von denselben Gliedern der Familie gebildet werden? Daß die Anhänglichkeit an Haus und Familie dem Charakter des Norddeutschen eine feste, solide Grundlage gibt, möchte niemand bestreiten können; aber das Isolirungssystem, welches dadurch veranlaßt wird, hat wiederum seine großen Nachtheile. Wenn ich in der Einleitung auf den Mangel einer öffentlichen Meinung in Deutschland hindeutete, so wird man denselben im Norden am lebhaftesten empfinden. Hier drängt sich die Familien-Meinung, die natürlich sehr beschränkt und aus Rücksichten aller Art zusammengesetzt ist, vor.

Uebrigens will ich gern zugeben, daß die Gewohnheit eine große Wohlthat des Himmels ist, eine eben so große, wie die Hoffnung. Aber in der Hoffnung liegt das Leben, das Streben und die Zukunft; in der Ge-

wohnheit liegt der Tod, die Gleichgültigkeit, die Apathie und die Gegenwart. Die Gewohnheit wird uns das Sterben erleichtern; aber die Hoffnung wird es uns süß und erhebend machen. Die Gewohnheit tröstet; die Hoffnung ermuthigt. Die Gewohnheit ist die Prosa des Lebens; die Hoffnung die Poesie. Die Gewohnheit ist für die Erde, die Hoffnung für den Himmel. Mag der Mensch also immerhin ein Gewohnheitsthier sein, so ist es doch schlimm, wenn das Volk aus Gewohnheitsthieren besteht.

Ich sagte, im Süden seien die Sitten zu Hause. Die Sitten entstehen aus dem Gefühl des Volks, sie sind die Aeußerungen der Masse, und zwar die unmittelbaren. Allerdings sind sie der Veränderung ausgesetzt, ja, sie können in Moden ausarten, deren Wesen in der Veränderung besteht; aber man wird dem Süddeutschen diesen Vorwurf nicht machen können, denn in ihm findet sich jene glückliche Mischung von Vernunft und Gefühl, die die zuverlässigste Garantie des Volkscharakters ist. Dieser wird sogar hauptsächlich durch die Sitten dargethan, sie beweisen, je nachdem sie rein, oder vermischt erscheinen, die Reinheit, oder den fremden Beisatz desselben. Wo ist aber im Norden ein Volkscharakter solchergestalt zu erkennen? Allenfalls bei einigen slavischen Stämmen, auf Rügen und in Ostpreußen. Will man den Volkscharakter in der plattdeutschen Sprache

suchen, so bin ich wiederholt der Meinung, daß diese nur ein Vorurtheil des Nordens ist. Zudem kann eine Mundart höchstens als eine Form des Volkscharakters angesehen werden; dieser muß vorhanden sein, und, wie gesagt, sein Vorhandensein beweisen nur die Sitten. In Schwaben hängt das Leben des Volks mit dem Dialekt zusammen, im Norden spricht man in den Familien plattdeutsch, und wo es sich um Oeffentlichkeit handelt, wird selbst der Schulmeister mit den Bauern hochdeutsch reden.

Daß aber der deutsche Norden, bis auf einige Stämme, die sich durch sorgfältige Isolirung gegen Ausartung sicherten, ohne Sitten und Volkscharakter ist, liegt wie an dem Verstande, der hier vorwaltet, so auch an zufälligen und äußeren Verhältnissen. Der deutsche Norden hat slavische und wendische Schattirungen angenommen, und die bedeutendsten deutschen Flüsse, deren Mündung überhaupt nicht im Auslande zu suchen ist, münden hier. Sie führen den Norddeutschen in's Ausland. Luther und Christoph Columbus haben überdieß gleicherweise dazu beigetragen, dem Norddeutschen eine Richtung zu geben, die nicht deutsch ist. Luther kettete ihn an Schweden, das in Norddeutschland sogar festen Fuß faßte und eine Herrschaft zu gründen drohte, und wenn dieses Verhältniß auch nicht von Dauer war, so hat es doch Spuren hinterlassen und den Protestantis-

mus im Norden schroffer hingestellt, als im Süden, wo er immer deutsch blieb. Columbus aber eröffnete dem Norddeutschen den Weg über den transatlantischen Ocean, und wir finden Norddeutsche, die Ost- und Westindien gesehen haben und von Deutschland weiter nichts, als ihre Vaterstadt. Vor Columbus aber hatte schon die Hansa Norddeutschland mit Italien, England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark, Rußland, kurz mit der ganzen bekannten Welt vermittelt, Deutschland ausgenommen. Die deutschen Ostseeländer haben diese Richtung, mit Ausnahme des italienischen Handels bis auf den heutigen Tag beibehalten, von Lübeck, Greifswalde, Wismar, Rostock, Stettin und so weiter unternimmt man Reisen nach Spanien, England, Frankreich und Rußland, aber den Süden Deutschlands besuchen nur die Commissionsreisenden und Agenten der dortigen Handelshäuser. Und aus jenen Ländern haben sich Gebräuche und Sitten in den Norden Deutschlands eingeschlichen, denen der Egoismus und die Handelsinteressen der Nordländer die einheimischen Sitten aufopferten Während aber das Alles im Norden geschah und geschieht, blieben Baiern und Allemannen im Lande und nährten sich redlich. Ja selbst in diesem Augenblick haben wir dort höchstens Auswanderungen zu befürchten, und keine Einwanderungen.

Wenn ich aber bemerkte, der Süddeutsche besitze eine

glückliche Mischung von Gefühl und Vernunft, so wird weiter aus dieser Behauptung hervorgehen, daß man ihm nicht nur das, was man will, beweisen, sondern daß man es ihn auch fühlen lassen muß. Das Raisonnement wird ihn so wenig überlisten, wie das Gefühl ihn hinreißen wird; Vernunft und Gefühl werden sich stets ergänzen. Will man einen Beweis dieser Ansicht, so führe ich zunächst Schiller an, dessen Marquis Posa wie Kant denkt und wie ein Schwabe fühlt und leider auch handelt; dann aber Uhland, von dem Göthe meinte, seine lyrische Richtung werde in der Ständeversammlung versiegen. Aber Uhland besitzt jene glückliche Mischung von Vernunft und Gefühl, die stets Hand in Hand gehen werden: die würtembergischen Stände werden seine Lyrik nicht vernichten, und in ihrer Mitte wird Uhland nie lyrische Gedichte machen, aber als Landstand wird Uhland unter jenen Voraussetzungen die Frage des politischen und socialen Fortschrittes lösen helfen, die in diesem Augenblick jeder Ständeversammlung, und folglich auch der würtembergischen, vorliegen muß. Wie kann man nämlich das besser, als vom Standpunkte der Vernunft und des Gefühls aus? In diesem Sinne auch sprach ich oben dem Süden die Mission der deutschen Civilisation zu, verbindet man mit dem Worte den höheren Begriff und nicht etwa den, welchen z. B. die russischen Großen daran knüpfen, oder gar das Berliner

politische Wochenblatt. Und wurde nicht bereits durch die Stände die Guillotine in Würtemberg eingeführt? Welch' ein Fortschritt der Civilisation! wird der Nordländer ausrufen. Die Guillotine ist durchaus nicht so gleichgültig, betrachtet man die Scharfrichterei vom Gesichtspunkte der Humanität aus, aber sie soll gleichgültig sein, so sind es doch nicht jene Debatten, die bei Gelegenheit dieser Discussion die würtembergischen Stände bewegten, so ist es doch nicht jenes Hinderniß, das im nördlichen Deutschland von der öffentlichen Meinung der Guillotine entgegen gestellt wird. Hier hört man nämlich nur zu häufig die Behauptung, sie sei ein Werkzeug der Revolution gewesen und somit, außer aus politischen, selbst aus christlichen Rücksichten nicht anzuwenden*), die Discussion aber anlangend, welche in der würtembergischen Ständeversammlung über die Einführung der Guillotine stattfand, so meinte dort irgend jemand, es sei gar nicht der Mühe werth, sich mit milden Todesarten zu beschäftigen, da ein Verbrecher, der ohnehin einen andern oft auf die grausamste und qualvollste Weise getödtet habe, schon einigen Schmerz erdulden könne. Diese Ansicht wurde hier so wenig getheilt, daß

*) Ueberhaupt ist man im Norden gegen alles Französische eingenommen, was zum Theil wohl mit aus englischen und holländischen Sympathien herrührt.

sie allgemeines Entsetzen erregte. Und würde sie etwa von norddeutschen Ständen getheilt worden sein? wird man mich fragen. Gewiß nicht, aber nur aus Verstand nicht, keineswegs aber aus Gefühl. Es meinte aber auch jemand in der würtembergischen Ständeversammlung, die Guillotine sei als Werkzeug der französischen Revolution in deutschen Landen zu verwerfen; aber ein anderer antwortete, weshalb man stets so sehr auf die französische Revolution schimpfe, ohne die es doch am Ende auch keine würtembergischen Stände geben würde. Diese Antwort würde in Norddeutschland nicht zu erwarten gewesen sein, man malt hier den Teufel nicht einmal an die Wand; aber sie liefert einen Beweis von dem, was es heißen will, wenn sich Vernunft und Gefühl ergänzen. Jener Landstand erkannte und fühlte, trotz aller Schrecknisse der französischen Revolution, ihre Vorzüge und großen Folgen. Das Berliner politische Wochenblatt, welches alle Fragen der Zeit lediglich aus dem Gesichtspunkte des Verstandes betrachtet, hob seine Aeußerung sorgfältig hervor und eiferte gewaltig gegen dieselbe; aber die Aeußerung des anderen Deputirten, der der Meinung war, man solle sich nicht bemühen, Verbrechern eine mildere Todesart zu bereiten, wurde klüglich von demselben Blatte unbeachtet gelassen; denn sie lag ganz und gar in den Tendenzen des politischen Wochenblatts, das sich bekanntlich nicht gescheut

hat, selbst die Leibeigenschaft, als im Rechte begründet, zu vertheidigen. Aber, wird man mir entgegnen, repräsentirt denn das Berliner politische Wochenblatt den Charakter des nördlichen Deutschlands? Gewiß nicht; indeß es fürchtet ihn nicht, ja es findet hier Sympathien. Im Süden würde das politische Wochenblatt ohne Existenz gewesen sein; das servile Raisonnement würde hier keine Leser gefunden haben, selbst nicht einmal aus Neugier, indem das gesunde Gefühl sich mit Verachtung von einer Dialektik abwendet, die nur aus Sophismen verfertigt ist. Das empfand man so sehr, daß selbst die süddeutschen Choragen des politischen Wochenblatts Berlin für das passendste Hauptquartier jener Zeitung hielten und erst nothgedrungen nach dem Süden übersiedelten. Wenn aber hier das analoge Organ einen Wirkungskreis findet, so liegt das wohl zunächst an den katholischen Sympathien und an der religiösen Färbung der neuen Zeitschrift in München, die übrigens außerdem ihr Entstehen an eine Rechtsfrage knüpft. Im katholischen Süden betrachtet man nämlich die Wegführung des Erzbischofs von Cöln noch immer als eine bloße Maßregel der Cabinets-Justiz, und die Gerechtigkeit ist eben so sehr eine Sache des Gefühls, wie der Vernunft.

Würde man meinen Behauptungen über den Süden Oesterreich entgegen setzen, so bitte ich, zu bemerken,

daß die Absperrung Oesterreichs äußere Gründe hat. Der Boden für sociale Reformen ist in Oesterreich so gut vorhanden, wie irgendwo, und wenn hier der Materialismus im Vorgrunde steht, so liegt das lediglich daran, weil die Intelligenz an der Grenze der strengsten Mauth ausgesetzt ist, und weil man verbotene Schriften — und die meisten sind verboten — nicht am lichten Tage und auf öffentlichem Markte lesen darf. In der Stille der Nacht und zu Hause wird in Oesterreich eben so viel gelesen, wie gegessen. Man könnte diese Leselust aus dem Verbote herleiten, aber das würde ein sehr oberflächlicher Schluß sein; sie ist hauptsächlich in einem — wenn ich mich so ausdrücken darf — geistigen Instinkt des Oesterreichers zu suchen. Wahrlich! Oesterreich inclinirt zum Fortschritt und zur Aufklärung; wo haben sich, unter solchen Hemmnissen, solche geistigen Kräfte entwickelt wie dort? Die österreichischen Lyriker sangen zum Herzen des deutschen Volks, als Uhland schwieg; und diese Richtung stumpft sich nicht ab, nein, sie wird immer schärfer und bestimmter, sogar in einer Zeit, wo Alles die Flügel hängen läßt, erhebt sich der junge Aar, Karl Beck, weit hinaus über die Schranken und die Berge, die Oesterreich — denn auch Ungarn fühlt Oesterreich — von der Zeit trennen. Es haben in neuester Zeit viele in Berlin und anderwärts im Norden Lieder gemacht, aber aus welchem dieser Lieder spricht

eine Zukunft des Dichters und seiner Zeit? Kleine, oft gemachte Gefühle treten uns hier entgegen, doch was Anastasius Grün und Karl Beck auszeichnet, ist eben das, daß sie uns Gedanken fühlen lassen.

Ich habe die Verschiedenheiten des Nord= und Süddeutschen in allgemeinen Umrissen hervor gehoben, Details läßt der mir gesetzte Raum nicht zu; mehr oder weniger werden sich dieselben jedoch auf jene allgemeinen Motive zurückführen lassen. Zu bedauern aber ist es, daß diese Verschiedenheiten häufig zu Scheidungen werden. Ich sprach schon in der Einleitung von einem nord= und süddeutschen Patriotismus, und der rührt denn lediglich daraus her, daß man die gegenseitigen Vorzüge nicht anerkennt, sondern meistens nur die Fehler. Aber Fehler und Vorzüge werden dabei häufig aus ganz unrichtigen Prämissen hergeleitet, wie z. B. selbst süddeutsche Gelehrte, Schriftsteller, Dichter die kritische Richtung des literarischen Nordens meist in Theilnahmlosigkeit und sogar in Scheelsucht und Kleinigkeitsgeist suchen, ohne zu bedenken, daß die nordische Kritik im schlimmsten Falle nur die Lichtscheere der deutschen Aufklärung war, sie putzte das Licht, um es heller leuchten zu lassen. Aber oft war sie weit mehr, als Lichtscheere, oft war sie das Licht selbst, wie denn aus Luthers Kritik des Pabstthums die Reformation hervorging. Und was war die Tendenz Kants, die Tendenz Lessings? Gewiß

die kritische Richtung des literarischen Nordens ist nur Mittel zum Frieden, der Norden wird überall die Mission haben, zu untersuchen, zu scheiden, zu läutern, zu befestigen und practisch zu machen; aber die Abneigung oder doch Gleichgültigkeit zwischen Norden und Süden, rücksichtlich literarischer Bestrebungen, macht sich selbst in der Journalistik bemerkbar: Kassel ist ungefähr der Wendepunkt nord- und süddeutscher Journalistik, in Frankfurt aber gehört der Hamburger Correspondent schon zu den Ausnahmen, wie in Hamburg das Frankfurter Journal, und in demselben Verhältnisse stehen von da an alle süd- und norddeutschen Zeitungen.

Aus demselben Grunde ist auch die Cultur des Styls, die seit Lessing bis auf die neueste Zeit in Norddeutschland betrieben und vervollkommnet wurde, spurlos an Süddeutschland vorüber gegangen; man ist hier bis auf den heutigen Tag nicht geneigt, den Glanz und die Einfachheit anzuerkennen, die unsere Prosa Heine und Anderen verdankt, welche alle eine originelle Weise geltend machen können. Das kritische Element, welches durch diesen klaren und durchsichtigen Styl schimmert, sagt dem Süddeutschen nicht zu, man hält sich deshalb lieber an Druckfehler in Heine's Schriften, als an den Geist, diesen allerdings unstäten, aber stets liebenswürdigen Geist, und stöbert in ihnen Widersprüche auf, die

dem Dichter, der hier nun doch, trotz aller Verstandesschärfe, vorhanden ist, nie in Rechnung gestellt werden sollten. Umgekehrt aber ist der Norddeutsche gegen die einfache lyrische Richtung der süddeutschen Dichter sehr indifferent, er sucht allenthalben Beziehungen zu der Gesellschaft, oder doch zu der Zeit, da ihn die Natur nicht anregt; ein Baum, eine Blume, ja ein Sonnen-Aufgang und Untergang kann ihn nicht in dem Grade interessiren, daß er sich ganz diesen Gefühlen überließe. Mit einem Worte, der Norddeutsche muß die Welt und Natur in Beziehungen zu dem Leben in ihr gebracht sehen, soll sie ihn begeistern, er ist nicht selbstlos genug für Gefühle, die von außen kommen, und gleicht somit, in Betreff der Anerkennung der schwäbischen Dichter z. B., den norddeutschen Schäfern: dieselben stricken bekanntlich Strümpfe, oder wollene Leibbinden hinter ihren Heerden, und nicht bloß auf der Lüneburger Haide, sondern selbst in den schönsten Partieen des Nordens, auf Rügen und an den holsteinischen Seen stricken sie. Die süddeutschen Schäfer werden freilich nicht immer an Arcadien erinnern, sie träumen und faullenzen häufig in den Tag hinein, aber Gottes freie Natur hält sie doch zunächst von Beschäftigungen ab, die hinter dem Ofen und an Winterabenden allenfalls vorgenommen werden könnten. Werden die Norddeutschen aber nicht eine Lyrik, die lediglich aus

Gefühlen besteht, welche die Natur darbietet, häufig für eine dolce far niente des Geistes halten? Werden sie nicht verlangen, die Lyriker sollen Strümpfe stricken, statt in Gefühlen zu schwelgen?

Ich führe diese scheidenden Gegensätze im Norden und Süden nicht weiter aus, aber man sollte bedenken, daß Gegensätze im Volke die Spannkraft heben und somit ganz dazu geeignet sind, die eigentliche geistige Blüthe zur Frucht zu reifen, wollte man sich nur nach einer Vermittelung umsehen.

Der Thüringer-Wald mag als die Grenzscheide des deutschen Südens und Nordens betrachtet werden, wenn man nämlich, wie ich das überhaupt bei den vorstehenden Unterscheidungs-Merkmalen gethan habe, Mittel-Deutschland dem Süden zuzählt. In climatischer Hinsicht scheint hier die Atmosphäre des Nordens und Südens zusammen zu treffen: die Schärfe der Seeluft dringt bereits durch die milden, duftigen Schattirungen eines blauen Aethers und graue Wölkchen vertreten die Stelle der Nebel; die Berge zeichnen sich in scharfen und bestimmten Umrissen, bräunliche Farben schimmern durch das Grün derselben, während im Süden ihr Colorit fast in den blauen, dunklen Horizont überfließt und den Anblick bietet, als einen sich hier Erde und Himmel. Unter den Menschen aber gewahren wir von hieran lange, hagere, muskulöse Gestalten, die blonden Haare

und blauen Augen werden häufiger, die Zurückgezogenheit, die Derbheit, die Indifferenz machen sich bemerkbar, und nehmen zu, je mehr sich die Berge und Meere senken. Man fängt an, Branntwein zu trinken, Branntwein aus großen Gläsern, mit welchen die Wirthe kleiner Schenken an den Heerstraßen schon den Postillons entgegentreten und welche auf einen Zug geleert werden. Man trifft auch rothe Haare und in den Sandebenen und Moorgegenden triefige Augen, die sich leicht durch den Kartoffel-Fusel und die Nebel erklären und durch den die Sommer beengenden Höhenrauch. Die Männer im Norden sind, wegen ihres kräftigen, oft athletischen Aeußeren, schöner, als die Weiber, die nicht selten dadurch vollends entstellt werden, daß man hier die alte germanische Sitte beibehalten hat, ich meine die Sitte, sie als die Lastthiere des täglichen Lebens zu betrachten und zu behandeln. Hier tritt auch der plattdeutsche Dialekt in seinen verschiedenen Abstufungen ein; wie die Berge sich in die Fläche und Breite senken, so auch er. In Niederhessen setzt er zuerst an, kömmt man aus Frankfurt a. M., doch sind es nur einzelne Wörter und Redensarten, die hier die hochdeutsche Sprache entstellen; mit dem Beginn von Hannover tritt die hochdeutsche Sprache bereits ganz zurück unter dem gemeinen Volke, und weiter hinab ist Alles plattdeutsch, bis auf die Schriftsprache. Selbst die Prediger auf dem platten Lande

sprechen hier unter sich plattdeutsch, und in den Städten selbst die Angesehenen und Gebildeten. Seltsam genug wird die hochdeutsche Sprache dabei weicher, milder und sanfter, man lispelt in Holstein, aber in Mecklenburg spricht man mit gedehntem Wohllaut, in der Mark ist man so weich, daß man Jans, statt Gans spricht, was freilich nicht wohllautend ist. In dem nördlichen Hannover, in Braunschweig und Bremen aber spricht man Stein, nicht Schtein, was freilich nicht weich und milde ist, aber richtig, wie behauptet wird. Auch wird behauptet, daß in Celle, im nördlichen Hannover das beste Deutsch gesprochen werde. Ich glaube es gern, aber es klingt so vornehm und steif, wie der hannöversche Adel, und so saftlos und trocken, wie die Lüneburger Haide aussieht, die bei Celle beginnt. In Westphalen spricht man freilich weich, aber sehr bequem, man sagt Sginken, statt Schinken.

Vergleichen wir aber den plattdeutschen Dialekt mit dem schwäbischen z.B., oder mit dem Wiener, und betrachten wir den Charakter derjenigen Deutschen, welche plattdeutsch, schwäbisch, oder wienerisch sprechen. Werden wir hier nicht wenigstens theilweise den Charakter im Dialekte finden? Gewiß; denn so derb, breit, schwerfällig und gemüthlos das Plattdeutsche klingt, so derb, breit, schwerfällig und gemüthlos ist das Volk im Norden. So leicht, launig, schalkhaft und innig, wie Schwäbisch und Wienerisch

klingt, so leicht, launig, schalkhaft und innig sind Schwaben und Oesterreicher. Aber der plattdeutsche Dialekt hat das Uebele, daß er nur die Schattenseiten des Nordländers aufdeckt, nicht seine Vorzüge: seine Aufrichtigkeit, seine Festigkeit, seine Tiefe, seine Kraft; denn man wird nie behaupten können, Grobheit sei Kraft. Die süddeutschen Dialekte dagegen verstecken die Schattenseiten des Südländers. Welche Schelme trifft man nicht unter jenen hausirenden Tyrolern, aber ihre einfache herzliche Weise betrügt uns immer, wir bezahlen ihnen ihre Waaren um diesen Preis ganz unverhältnißmäßig.

In der Umgangsweise wird man mit jener Abdachung der Alpen in das Thüringer Gebürge auch bald einen Unterschied spüren. Der Deutsche vereint von hier an nach beiden Richtungen hin zwei ganz verschiedene Gegensätze in seinem Wesen, die allenthalben, zunächst aber im gesellschaftlichen Leben hervortreten. Bei dem Süddeutschen treffen wir durchgehends Höflichkeit an, oft sogar in übertriebenem Maße, aber nie Kriecherei. Bei dem Norddeutschen stoßen wir nur zu häufig auf Grobheit und hochfahrende Manier, mit der aber Demuth und Unterwerfung in geeigneten Fällen passend abwechseln. Weber will das Motiv davon in den slavischen Bestandtheilen finden, mit denen Norddeutschland geschwängert ist; ich aber meine, solches ist ein

bischen gesucht. Industrie, Handel und Wandel mit ihren Auswüchsen, die im Norden festen Fuß gefaßt haben, begünstigen gewiß hauptsächlich diese Weise; am ausgebildetsten ist sie jedenfalls in den Handelsstädten, selbst wenn sie freie Hansestädte sind. Man denkt hier nur an den Gewinn, und moralische Rücksichten weichen dem kleinlichsten Egoismus. Zudem ist man heute dürftig und ohne Ansehen, morgen aber reich und begütert durch eine glückliche Speculation; heute muß man gehorchen, morgen kann man gebieten, und Emporkömmlinge, die von den Händen des Gottes der Kaufleute und Diebe in die Höhe getragen werden, werden nie vergessen, wie schmerzhaft die Unterwürfigkeit unter die Launen eines Andern ist, aber nur in dem Maße, daß sie die Wonne des Herrschens per argumentum a contrario daraus folgern, und höchstens so klug sind, gegen Höherstehende die alte Weise zu beobachten. Daher diese Widersprüche in einem und demselben Charakter. Wenn Weber aber behauptet, der Norddeutsche im Allgemeinen sei dabei auch großsprecherisch, abentheuerlich und unzuverlässig, so möchte der Beweis dieser Behauptung schwer zu liefern sein. Handel und Gewerbe, die im Norden blühen, vertragen sich nicht mit solchen Beisätzen; denn Anpreisungen von Handels-Artikeln und Waaren in den Tag hinein kann man doch nicht dazu rechnen, und selbst auch diese kommen selten vor. Abentheuerlichkeit erfordert

zudem einen gewissen poetischen Beisatz, den der Norddeutsche gar nicht hat, er kann sich nicht einmal zum Besten der Kunst verstellen, geschweige denn auf Kosten der Wahrheit. Aber Weber scheint, wenn er von dem Norddeutschen spricht, hauptsächlich den Preußen vor Augen zu haben, und nicht sowohl den Preußen, als vielmehr den Berliner. Ich gebe zu, daß der Letztere dann und wann mehr spricht, als er verantworten kann, aber ihn darum großsprecherisch, unzuverlässig und abentheuerlich zu nennen, wäre zum mindesten vorlaut. Preußen — ich meine Volk und Staat — ist doch nicht aus Großsprecherei hervorgegangen. Und nun gar Abentheuerlichkeit; dazu bedarf es eines gewissen Kosmopolitismus und des Grundsatzes: ubi bene, ibi patria. Wenn aber der Preuße, oder gar der Berliner — ich rede hier natürlich nicht von den höheren und civilisirten Ständen, sondern von dem Volke — zufällig einmal außer Landes reiset, so wird er doch die Mark Brandenburg schöner und comfortabler finden, und der Thiergarten und die Linden und Berlin, so etwas gibt es nirgends. Die Reise des alten Nicolai nach Wien beweiset mehr, als meine Behauptung, rücksichtlich der früheren Zeit; rücksichtlich der jüngsten Zeit hat ein zweiter Nicolai ein Pendant dazu geliefert. Was ist Wien gegen Italien, aber der Auditeur Nicolai fand Berlin und den Kreuzberg doch reizender, wie man in

Celle sagt. Gewiß, die preußische Großsprecherei ist immer rührend, denn der Preuße weiß wohl, daß er nicht auf den Sand und die Teltower Rüben stolz sein kann, aber sein Patriotismus gleicht jenem alten Diener, der seinen Herrn reicher log, um anderen nicht die Schadenfreude über die Armuth desselben zu bereiten. So etwas kann man nicht Großsprecherei nennen, so etwas ist in der That rühmlich, wenn nur der Preuße nicht so erschrecklich Preuße wäre; denn von ihm heißt es in der That mit Recht: zum ersten Mal komme ich, zum zweiten Male komme ich auch, und zum dritten Male komme ich nochmal.

Daß man im Essen und Trinken mit den Thüringer Bergen und da, wo Sachsen und Nieder-Hessen beginnen, eine Aenderung wahrnimmt, wird jeder Reisende bezeugen können. Je mehr man sich dem flachen Norden nähert, desto derbere Speisen wird man verdauen müssen, denn die kleinen und vielen nach französischer Manier eingerichteten Schüsseln machen den großen und einfachen Platz, unter welchen besonders das Rindfleisch, das in den fetten und kräftigen Marschländern an der Elbe und Weser und besonders in Holstein, seinen Höhepunkt erreicht, den Mittelpunkt bildet. Mehlspeisen aller Art charakterisiren die Tafel des Südländers dagegen. Branntwein gehört hier zu den Seltenheiten, je näher man aber der See kömmt, desto mehr wird er

Bedürfniß. Kaltes Wasser wird uns im Süden vortrefflich bekommen, an den Küsten des baltischen Meeres aber und Frieslands wird es uns nur zu leicht gastrische Fieber bereiten; hier möchte ein Zuguß von Branntwein am rechten Orte sein. Aber leider hat man aus diesem Präservativ gegen die Seenebel eine Hauptsache gemacht, und selbst schon in weiter Entfernung von der See, weil man keinen Wein bezahlen kann und die Kartoffel die Weintraube vertreten muß.

Die eigentliche sandige, oder lehmige Fläche des deutschen Nordens beginnt mit Minden an der Weser, und an der Elbe einige Meilen unterhalb Meißen, von wo sie sich westlich, östlich und nördlich ausdehnt und die Grenzen Deutschlands überschreitet, in das Innere von Rußland hinein. Lehm=, oder Marschboden findet sich nur hie und da an den Flüssen, Sand und Tannen gibt es nach allen Seiten hin; Haiden besonders in Hannover, in Holstein und sogar zwischen Wittenberg und Leipzig in Sachsen; Moorboden der Nordsee zu in Oldenburg, Westphalen und Ostfriesland. Holstein aber lächelt lüsternen Auges den Reisenden an, es gleicht einer vollbusigen, üppigen Bauerndirne, die man nur mit Mühe in einer Idylle unterbringen kann, die aber für jede andere Poesie zu saftig und kernig ist. Wollt Ihr einmal Dichtung im Norden, so wandert nach der alten Rugia, die seit Jahrhunderten in der Umarmung

des baltischen Meeres ruht, das sie in heißer Liebesgluth dem Festlande entriß. Rügen ist das deutsche Island an Sagen, Heldenthaten und Wundern, aber man gelangt sehr bequem von dem Festlande dahin, da die Meerenge Gallen, die es von Stralsund trennt, hier kaum eine kleine halbe Stunde breit ist.

Mit welcher Vorsicht der Norddeutsche sich gegen die Natur zu wappnen hat, erkennt man unterhalb Minden an der Weser und unterhalb Magdeburg an der Elbe sehr bald. Hier treten uns nämlich die Anfänge jener großen Dämme, oder Deiche entgegen, die sich nun fortwährend längs der Ufer hinziehen, so weit hier Menschen wohnen. Sie dienen zum Schutz gegen den Andrang der Fluthen, die besonders im Frühjahr eine kaum denkbare Höhe erreichen und nicht selten aller Behutsamkeit und Menschenkraft spotten. Deichbrüche sind hier so häufig, wie Lawinen in den Alpen.

Zweites Capitel.

Gewässer: Meere, Flüsse. — Deutschland hat keine Seehäfen. — England und Rußland in Beziehung zu deutschen Flüssen. — Weshalb nennt man die Nordsee deutsches Meer und das baltische Meer Ostsee? — Die Donau und ihr Charakter. — Die Trave. — Die Oder. — Der Rhein, als deutscher Fluß par excellence, obwohl man nebenbei an seinen Ufern italienisch, französisch und holländisch spricht, und sein Charakter, sowohl im Allgemeinen, als in seinen Abstufungen, als Ober-, Mittel- und Nieder-Rhein. — Unterscheidungs-Merkmale des Rheins und der Donau. — Rheinreise. — Der Main bezeichnet den Concentrationspunkt eines gesegneten Materialismus und erinnert an die alten Bischofsländer, aus welchen er kömmt. — Frankfurt a. M. — Erst bei Bingen verlieren sich die Gewässer des Mains in die des Rheins. — Beschreibung der Rhein-Ufer von Mainz bis Cöln. — Unterscheidungs-Merkmale der beiden Hälften des Mittel-Rheins von Mainz bis Coblenz und von Coblenz bis Cöln. — Charakteristisches Gepräge Cölns in katholischer Hinsicht. — Die Elbe. — Der obersächsische Dialekt. — Die Elbe bei Hamburg. — Die Blankeneser. — Charakteristisches Gepräge Hamburgs. — Die Weser. — Die Weser bei Bremen. — Charakteristisches Gepräge Bremens. — Seen und Canäle. —

Das adriatische Meer spielt nur an dem äußersten südlichen Zipfel Deutschlands, ich meine, an der österreichischen Provinz Istrien. Der Hauptfluß, welchen Deutsch-

land diesem Meere zusendet, ist die Etsch, die in der großen das Ober-Innthal in Osten begrenzenden Bergkette entspringt und schon ohnweit ihrer Quelle durch bedeutende Zuflüsse verstärkt wird. Außer ihr fallen nur der Isonzo und die Brenta in die Adria, da natürlich die Abdachung des deutschen Bodens gen Süden unbedeutend ist. Am bedeutendsten ist sie gegen die Nordsee, wohin denn auch drei Hauptströmungen gerichtet sind: Rhein, Elbe und Weser, von welchen die erste leider nicht einmal in Deutschland, sondern auf fremden Boden in dem Sand versiegt, oder doch wenigstens hier ihre Hauptkräfte sitzen läßt, während die anderen beiden zwischen dem Dollart und der Eider, also innerhalb Deutschland, aber doch immer Englands Seemacht zu nahe, der alten Stiefmutter in die Arme sinken. Die Abdachung gegen die Ostsee, die wir Deutsche übrigens besser Nordsee hießen, zieht nur einen Hauptfluß nach sich: die Oder. Und doch sollte man die Trave nicht vergessen, jenen kleinen stämmigen und untersetzten Fluß, der einst Lübeck mit der Welt vermittelte, das auf seinen ruhigen und harmlosen Wellen zur Hansa schwamm und hier an die alte Fabel von Goliath und David erinnerte. Damals, als Lübeck an der Spitze der Hansa stand, waren Rhein und Donau nicht größer und mächtiger, als die kleine Trave, die nur weniger Meilen bedarf, um ihre Wiege in Holstein mit ihrem Grabe in der

Ostsee, oder genauer, im Pöcknitzer Wyk zu vermitteln, die aber einst Flotten auf ihrem Rücken schaukelte, und zwar Flotten, die Schweden und Dänemark zittern machten. Wäre Amerika nicht entdeckt worden, wer weiß, ob jetzt nicht die Lübecker die erste europäische Seemacht wären, statt der Engländer. So aber, wie die Dinge nun stehen, muß man sich freilich wundern, wie sie einst so tapfer sein konnten; denn jetzt sind die Lübecker sehr friedlich, und die Lüneburger mögen den Schinken jener Sau, die die Salzquellen entdeckte, mit größerem Enthusiasmus betrachten, als jene den Koller Gustav Wasa's, den man zum Andenken an jenes Ereigniß, als ein Lübecker Bürgermeister einem vertriebenen König wieder zu Recht und Thron verhalf, in der Katharinen-Bibliothek aufbewahrt. — Die Donau, der mächtigste und bis zu seiner Mündung wildeste und störrigste Fluß Deutschlands, der aber leider nur halb deutsch ist und da, wo er uns dienen könnte, türkisch, oder besser russisch, senkt sich, oder stürzt vielmehr dem schwarzen Meere zu. Die Quellen dieses Flusses sind die am östlichen Abhange des mittleren Schwarzwaldes entspringenden Bäche: Brand, Schullach, Linach, Brege, Kirnach, die sich unfern der Quellen des Neckars bei Donaueschingen vereinen, und hier bei ihrem Zusammenflusse den Namen Donau erhalten, wie Fulda und Werra bei Münden den Namen Weser.

schiffbar wird die Donau bei Ulm; bei Heimburg verläßt sie Deutschland. Daß sie bereits innerhalb der deutschen Grenzen türkische Manieren hat, beweisen die mancherlei Unglücksfälle bei der Donaufahrt von Regensburg nach Wien, oder auch stromauf. Wer erinnert sich nicht des neuerlichen Vorfalls des Wiener Passagierschiffs an der Regensburger Brücke, der vielen Reisenden das Leben kostete? Und bei Pesth hat sich die Donau in diesem Jahre nicht besser benommen, als Sultan Soliman der Große, da er hier die türkische Herrschaft gründete und Buda der Christenheit entriß. Freilich soll Kaiser Joseph II., der wegen der Türken freilich keine Besorgniß mehr hegen mochte, die Donau bei Pesth bereits mit mistrauischen Augen betrachtet haben. Man solle einen Canal um die Stadt ziehen, war seine Meinung, um den Andrang des Wassers abzuleiten; aber der ungarische Adel wollte kein Geld hergeben, und die Donau hat so viel Unheil angestiftet, wie nur irgend ein Fluß herbeiführen kann.

Somit wäre eigentlich nur die Oder, die zwischen Usedom und Wollin, zwischen Wollin und Camin und zwischen Usedom und Swinemünde mit vielem Spektakel und Aufwande aller Kräfte in drei großen Strömungen in die Ostsee fällt, der einzige bedeutendere Fluß Deutschlands, dessen Mündung deutsch zu nennen wäre. Aber welche Flußmündung an der Ostsee wird deutsch zu nen-

nen sein, wenn erst Rußland seine Marine ausgebildet hat. Wir haben keine Seemacht, keine Seehäfen, und so leicht die Engländer an die Mündungen der Elbe und Weser gelangen können, so leicht werden die Russen die Ostseehäfen blokiren. In der That, es scheint, als sollten die Deutschen keine Seekriege führen, die wenigstens am unschädlichsten sind und selbst nicht einmal Spuren hinterlassen; denn die Fluthen spülen Alles hinweg, Leichen und Blut, Jammer und Elend, und einige Stunden darauf ruhet der Friede wieder auf der spiegelglatten Fläche des Oceans. Aber die deutschen Landkriege, die so häufig waren, seit der Völkerwanderung bis zu Napoleon, haben nicht nur tiefe Spuren hinterlassen, sondern auch ihre Grenzsteine — wie z. B. der westphälische Friede — bezeichnen nicht einmal das Ende der Schrecken, und vielmehr eine Fortsetzung derselben. Wie hätte Deutschland auch Seehäfen erhalten können, da es stets zu Hause vollauf zu thun hatte.

Die Oder entspringt im nördlichen Theile von Mähren, drei Meilen östlich von Ollmütz, aber erst bei Mährisch-Ostrau, wo die Ostrawicza in den bis dahin dürftigen Fluß fällt, mag man von der Oder reden. Viele setzen daher auch an diese Stelle ihren Ursprung. Die hervortretende Richtung der Oder bis zum Friedrich Wilhelms Canal, der dieselbe mit der Spree in einer Entfernung von drei Meilen verbindet, ist nordwestlich, von hier an

macht sie eine Biegung gen Osten und eilt, Stettin vorbei, dem kurischen Haff zu.

Der Rhein, dieser deutsche Fluß par excellence, an dessen Ufern aber nebenbei italienisch, französisch und holländisch gesprochen wird, schweizerisch nicht zu gedenken, soll von seiner Quelle an bis zum Meere — die Krümmungen mit eingerechnet — einen Raum von nicht weniger, als einhundert neunzig bis zweihundert Meilen umfassen. Seine Breite an den Quellen ist so bescheiden, wie nur möglich, sie beträgt nicht mehr, als an einigen Stellen 3, an anderen 15 Fuß, die im Flachlande, bei Cöln zu 1500 Fuß anwachsen*). Er entspringt in zwei Abtheilungen, als Hinter- und Vorder-Rhein, und zwar die erstere: der Hinter-Rhein, an der Nordseite des Adula-Gebürges; die zweite: der Vorder-Rhein, am östlichen Ende des Gotthard-Gebürges. Bei Reichenau, in Graubünden, vereinigen sich beide Abtheilungen. Erst bei Basel wird der Rhein schiffbar für Lastfahrzeuge, von Köln an trägt er Seeschiffe. Der Rhein ist in der That der stattlichste Fluß Deutschlands. Er ist so kräftig, wie die Donau, aber civilisirter, was nicht nur von dem Wasser gilt, sondern auch von den Menschen, die daran wohnen. Die Donau schäumt

*) Ausnahmsweise ist jedoch der Rhein bei dem Dorfe Geisenheim, im Rheingau, schon 2000 Fuß breit.

gelbe Wogen durch schwarze, unheimliche mit wildem und verworrenen Grün bedeckte Felsenthore, und wo sie die Flächen erreicht, sind die Menschen nicht vor ihr sicher, sie gleicht dem wildesten Rosse aus Ungarns Wäldern und Steppen, dem nie gezähmten, das sich nicht selten aus der Bahn wirft und in hohen gewaltigen Sätzen über die Häupter der Menschen rast. Der Rhein fluthet grüne durchsichtige Wellen unter einem blauen, klaren Himmel durch Felsenthore, die mit Weinreben ausgelegt sind, duftigen, grünen Ufern vorüber und prangenden Städten. Wie der Schwan die Wogen durchzieht, ruhig und feierlich, so ruhig und feierlich durchzieht er die Ebenen. Und die Berge durchzieht er im Süden frei und kühn, wie die Freiheit, die hier an seinen Ufern wächst und gedeihet, in deutschen Landen aber rüstig und thatkräftig, wie das deutsche Mittelalter die Geschichte durchzieht, das deutsche Mittelalter, das hier seine schönsten Sagen und Thaten feierte, das hier Kaiser krönte und Kaiser begrub und Burgen erbaute und Paläste und Dome deutscher Majestät. Nur im äußersten Norden wird der Rhein phlegmatisch und nüchtern wie ein Holländer. Will man die drei Abstufungen des Rheins mit kurzen Worten, so sage ich, in seinem Süden gibt es Wunder, wie den Rheinfall, am Mittelrhein gibt es Wein, und in seinem Norden gibt es Butter und Käse. Die Cultur und Civilisation aber

Bayerische Staatsbibliothek München

und behabigen Mönchszeit in seinen Fluthen fortzuwälzen, die langsam und träge zum Rheine schleichen, mit dem sie sich nicht vereinen wollen. Dieser Fluß hat, wie der Rhein, zwei Quellen, die Quellen des weißen und rothen Main. Vermuthlich heißen sie so der Farbe wegen, aber weiß und roth vermischt wird braungelb, und ich habe den Main nie anders gesehen, als in dieser Farbe. Die Quelle des weißen Mains, des eigentlichen Stammvaters, entspringt im Fichtelgebürge aus einem zwischen dem Schneeberge, der Farrnleite und dem Ochsenkopf hochgelegenen sumpfigen Thale, die Fichtelsee genannt. Eine halbe Meile unter Culmbach nimmt dieser weiße Fluß den rothen Main auf, der bei Linhard an der Ostseite des so genannten Bamberger Gebürges entspringt. Man kann die Gegenden Deutschlands, welche der Main durchzieht, noch immer als den Mittelpunkt von Essen und Trinken betrachten und jenes gesunden, aber faulen Materialismus, der, trotz aller Vermittelungen der Zeit und der Regierungen, so ziemlich in der alten Weise verharrt. Nur da, wo der Main sich dem Rheine nähert, treten andere Interessen hervor, und wenn man auch noch bis zu Frankfurt am Main den Grundsatz festhält, man lebe auch, um zu essen, so wird man doch zugeben müssen, daß hier bereits eine tüchtige geistige Beweglichkeit angetroffen wird und jene comfortable Mischung von Geist und Fleisch und

Blut, die selbst Göthe nicht verläugnen kann, die ihn aber zu unserem größten deutschen Dichter machte, indem sie ihn nie über den Himmel die Erde und über die Erde den Himmel vergessen ließ. Diese Mischung macht auch Frankfurt am Main vorzüglich geeignet zum Sitze der hohen deutschen Bundesversammlung, abgesehen davon, daß diese Stadt im Mittelpunkt Deutschlands liegt und ein Schatten der alten deutschen uneinigen Einigkeit ist, indem hier die Kaiser gewählt, gekrönt und auch dann und wann vergiftet wurden, wie solches von dem Kaiser Günther von Schwarzburg wenigstens erwiesen ist. Daß in Frankfurt auch in diesem Augenblick der Mittelpunkt des deutschen nicht nur, sondern auch des europäischen Gleichgewichts sich befindet, ich meine das Haus Rothschild, wird ohnedieß jedem bekannt sein.

Von Mainz bis Cöln bieten sich die schönsten Parthien des Rheins dar: hier sind die Ufer bis zum Flachlande ein buntes Panorama aus Gärten, Felsen, Ruinen und im Rheingau — worunter die Strecke von Nieder-Walluf bis Lorchhausen verstanden wird — aus Weinreben; im Flachlande aber, der kleinsten Strecke, aus grünen Wiesen und Getreidefeldern bis zur alten Colonia Agrippina. Das Dampfboot des Mittelrheins führt uns binnen zwölf Stunden von Mainz nach Cöln, aus dem Süden zum Norden, aus dem leichten, duftigen

Weinlande zu den etwas massiven und schwerfälligen niederländischen Anfängen, die übrigens durch die katholische Färbung einige Mannigfaltigkeit erhalten und durch sie hauptsächlich gegen die monotone Weise holländischer Natur geschützt werden. Die Cölner Mundart thut am besten dar, wie sich die holländische Sprache — will man sie anders so nennen — aus der deutschen entwickelt hat, sie ist bereits ein Uebergang zu der Breite der holländischen Zunge, die von der deutschen gerade so verschieden ist, wie der holländische Rhein von dem deutschen.

Eine Rheinfahrt auf dem Dampfboote bergab hat allerdings das Unangenehme, daß man Schönheiten der Natur, Erinnerungen der Geschichte, Traditionen und Dichtungen, die alle genossen sein wollen, wie im Fluge durchstreift; die Ufer, diese von Reichthum und Fülle, von üppiger Gegenwart und lebendiger Vergangenheit strotzenden Ufer, jagen den Blicken vorüber, die Gegenstände drängen sich im bunten, wirbelnden Chaos, wenn wir in Cöln an's Land steigen, so sind wir fast ermüdet von der pittoresken und romantischen Abwechselung, aber ohne Total=Eindruck. Nichts desto weniger hat diese Fahrt ihr Angenehmes, wenn man sich nämlich isoliren kann und wenigstens einige Studien gemacht hat in Delkelskamps Panorama des Rheins, das uns den Mittelrhein mit seinen Bergen, Felsen, Schlössern,

Ruinen und Denkmälern beschreibt und bis auf die Details ausmalt. Wir glauben in diesem Fall ein Gedicht zu durchschiffen, und keine anschauliche Thatsache; denn die störenden prosaischen Eindrücke am Ufer erreichen uns nicht, wir fühlen mit den Augen, und wenn wir auch ermüdet und angegriffen landen, es wird eine recht erquickliche Ermattung sein, gleich jenen, die uns dann und wann in Feenmährchen geschildert werden, wo man von Blüthen und Blumen fast zu Tode gequält wird, oder von Liebe und Lust. Aber, wie gesagt, man muß sich in diesem Falle auf den Genuß verstehen und auch nicht einmal in der Kajüte zu Mittag essen, sondern bei schmalem Inbiß das Verdeck behaupten.

Engländer auf dem Rhein sind heut zu Tage etwas Hergebrachtes, und da man nirgends billiger reiset, als auf dem Dampfboote, so haben sie hier vorzugsweise Posto gefaßt. Von ihnen können Deutsche Enthaltsamkeit lernen, sie weichen und wanken nicht von dem Verdecke und blicken über die Tasse Thee in die Rheinkarte; aber wie man den Rhein *genießen* soll, das kann man von ihnen höchstens per argumentum a contrario erfahren; denn die schönsten Punkte suchen sie auf der *Karte* und sehen sie deshalb im Leben nicht. Ein Engländer irrte noch auf derselben bei Bingen umher, als wir schon Asmannshausen vorüber waren, während ein Franzose, ohne Karte und nur bedauernd, daß

er nicht einen Januskopf auf seinem Rumpfe trüge, fortwährend nach den Ufern stierte und ein diable! auf das andere stürzte.

Von Mainz bis Bingen ist das linke Rheinufer hessisch; mit Bingen tritt die preußische Landeshoheit ein, die bis zur holländischen Grenze reicht, aber am rechten Rheinufer erst von der Lahn an beginnt, bis wo Nassau regiert. Die schönsten und feurigsten Weine sind im nassauischen Landestheile bis Rüdesheim, Bingen gegenüber, zu suchen, wo der Rhein den Lauf von Osten nach Westen ändert und die Reben nicht mehr die Kraft der Sonne empfinden: der Erbacher, Ingelheimer, Hattenheimer, Markebronner, Johannisberger, Geisenheimer, Rüdesheimer wachsen hier, und der Hochheimer, der Stahl in das Blut gießt, gedeihet sogar am Main, wird aber doch, seiner vortrefflichen Elemente wegen, schon den Rheinweinen beigezählt. Dafür nennt sich auch Mainz, wiewohl es am Rheine liegt, nach dem Main.

Bieberich, die Sommer-Residenz des Herzogs von Nassau, ist auf der Fahrt von Mainz der erste Haltpunkt für das Auge. Es liegt unmittelbar am Ufer; den Hintergrund dieses Fleckens bildet das im alten Style erbaute Schloß. Stromaufwärts erblickt man Mainz mit seiner rothen byzanthinisch-gothischen Kathedrale, stromabwärts Eltville, oder Ellfeld (alta villa),

den Hauptort im Rheingau. Der Rhein strömt hier in feierlicher Majestät, gleich als sei er sich der reichen Krone bewußt, die seine Ufer und Höhen von jetzt an schmückt. In der Nähe von Eltville liegt die Ruine Scharfenstein und ohnweit des Fleckens das Kloster Eberbach, im Walde versteckt, mit dem feurigen Steinwein; am entgegengesetzten Ufer aber Nieder-Ingelheim, mit Erinnerungen an Karl den Großen, der hier geboren sein soll und mildem Rothwein, der neben dem von Asmannshausen der einzige ist am Rhein. Man schifft fortwährend unter grünen Inseln, deren Ton kaum von dem grünen Farbenspiel der Rheinwellen verschieden ist, und die bis Rüdesheim aus dem Bette des Flusses emporsteigen, nach Hattenheim, Oestrich und Winkel, alle am rechten Rhein-Ufer gelegen, alle nassauisch, alle duftend von Wein und Gärten. Wer kennt nicht den Markebronner, der in Winkel gezogen wird, aber seinen Namen von einem Brunnen entlehnt. Winkel heißt nichts anders, als vini cella, oder Weinkeller. Nach Winkel kömmt Johannisberg, eine hervorspringende Höhe des Taunus, der den Hintergrund des Rheinstroms bildet. Auf ihrem Gipfel erhebt sich ein prachtvolles Schloß, früher ein Benedictiner-Kloster, jetzt der Sitz weltlicher Freuden und Leiden. Fürst Metternich ist der Herr des Johannisbergs und der trefflichsten Weine des Rheingaus. Aber Diplomaten dürfen weder

spielen, noch Wein trinken; jedenfalls hat sich Kaiser Franz den Zehnten dieses Weins vorbehalten. Wenn es wahr ist, daß man im Durchschnitt aus dem Johannisberg funfzig Stück-Faß zieht, und das Stückfaß in der Regel mit 3—4000 Gulden honorirt wird, so wird man einsehen, daß die Diplomatie, wenn sie auch keinen Wein trinken darf, sich doch entschädigen kann. Uebrigens besteht der Werth des Johannisbergs nicht allein in Wein. Die Poesie ganz abgerechnet, die der Fürst übrigens so sehr verehrt, wie sie nur ein Diplomat verehren kann, gibt es hier auch Aecker, Wiesen, Waldungen und ein Dorf gleiches Namens, was alles Eigenthum des Fürsten ist. Wahrscheinlich werden wir noch in diesem Jahre, wie 1824 und 1836, einen Johannisberger Congreß erleben; dürfen Diplomaten auch keinen Wein trinken, so ist es ihnen doch unbenommen, andere ihn trinken zu lassen. Unweit Johannisberg liegt Geisenheim. Hier besitzen der Graf von Ingelheim, der Graf von Degenfeld und Herr Gontard, aus Frankfurt, Landhäuser. Von Geisenheim, oder vielmehr von dem Tempel des Niederwaldes, unweit Geisenheim, hat man die entzückendste Rhein-Ansicht: Ehrenfels, der Rochus-Berg und Kapelle, Rüdesheim und Bingen sind die Ruhepunkte für das Auge, wenn es über den breiten Strom zu den laubdichten Höhen blickt, hinein in das hier hart an den Rhein gedrängte Panorama von

Burgen, Dörfern und Schlössern, das die Nahe wie ein Silberstreifen durchschneidet. Von den Höhen herniedersteigend, gelangt man nach Rüdesheim. Rüdesheim besitzt vier alte Ruinen, deren eine, die am Rhein gelegene alte Burg, wahrscheinlich aus Römerzeiten herrührt*). Sie wird auch die Niederburg genannt, oder Schloß Ingelheim, und gehört dem Grafen von Ingelheim, der sie, im Styl des Mittelalters, wieder herstellen ließ. Außerdem findet man in Rüdesheim noch drei Burgen: die Ober-, oder Boosenburg, die Brömserburg, oder den Hof (in dem oberen Theile des Fleckens), wo der Rittersaal, die Kapelle, mit den Ketten, die Ritter Brömser von Rüdesheim in Palästina trug, und die Brautkammer mit einer fast dreischläfrigen Bettsponde, wie auf dem Schlosse Gleichen, in Thüringen, bemerkenswerth sind, und die Vorderburg, unweit des Markts. Da wir nur dem Rheine und nicht den Curiositäten seiner Burgen zu folgen haben, so übergehe ich die Sagen der Burg Rüdesheim, die Rochus-Wunder, die Visionen der heiligen Hildegard, die als Jungfrau im zwei und achtzigsten Jahre gestorben sein soll, und deren Ring mit der Inschrift: ich leide, noch in Wiesbaden aufbewahrt wird, welches

*) Sie soll dem Drusus-Castell bei Bingen als Brückenkopf gedient haben.

„ich leide“ denn auch bei der wundervollen Schönheit und Keuschheit dieser Dame sehr erklärlich ist, und eile Bingen und dem Mäusethurm, wo der Bischof Hatto bei lebendigem Leibe von Mäusen gefressen wurde, vorüber, der melancholischen Parthie des Rheins zu, oder vielmehr der elegischen, die hier beginnt, wo schwarze Felsen die klaren Fluthen einrahmen, die nun erst den Main überwältigen, der bis dahin noch mit seinem gelben Angesichte, wie ein Handpferd neben dem Reiter, an der Seite des Rheins einhergetrabt war. Hat das Bingerloch, die Scylla des Rheins, das Schiff nicht in seinen Strudel gezogen, wovor man im Dampfboote übrigens, zumal seit die Preußen die Felsen durch Sprengung civilisirter machten, sehr sicher ist, so wird uns doch jenseits desselben einigermaaßen schauerlich zu Muthe werden. Die Ruine von Ehrenfels, die an den Felsen des rechten Rheinufers hängt, gleicht, ohne Menschen, ja ohne Schwalben, einem Sarge in der Luft, nach Art desjenigen, der des großen Mahomet Gebeine umschließt. Man sieht nicht ein, wie Menschen dorthin gelangten; die Felsen steigen jäh aus den Fluthen empor; das Bett des Rheins ist der Thalgrund; das Schiff fliegt schweigsam durch die spritzenden Wogen; nur dann und wann unterbrechen krächzende Krähen die Stille, denn der einförmige Takt der Räder des Dampfbootes wird hier überhört, wo die Blicke nach einem freien

Punkte spähen und alle Sinne sich gleichsam in den Augen concentriren, die die Felsen durchdringen möchten, die aber nur ihre Hoffnung auf den Himmel über uns und auf den Schiffer setzen müssen. Lichten sich die Ufer einigermaßen, erblicken wir Dörfer und Häuser, so sind doch die schiefer gedeckten, schwarzen Dächer ohne heitere Schattirungen; und die Ruinen der Burgen, die hier schärfer in die Augen springen, die grauen Mauern fast verfallener Städte, die Klöster, die von der Zeit durchbrochenen gothischen Kirchen, die Capellen, die Sagen und Mährchen, die an den Felsen hängen und selbst aus den Fluthen des Rheinstroms wispern, alle diese Eindrücke schleudern uns der Vergangenheit in die Arme, die Gegenwart stört uns hier nirgends. Asmannshausen gegenüber liegt Rheinfels, die moderne Burg des Prinzen Friedrich, früher Vaustberg oder Vogtsberg genannt und unter diesem Namen ohne alle Geschichte. Wenn auch die Burgen jetzt nicht mehr in dem Grade für die Geschichte geeignet sind, als daß man glauben könnte, Rheinfels werde nach einigen Jahrhunderten in Urkunden gesucht werden, so verdient es doch in architektonischer Hinsicht Berücksichtigung und in sofern wird auch die Kunstgeschichte einst davon reden. Wilhelm Kuhn hat die Burg in der Weise wieder hergestellt, die sie zur Zeit ihres Verfalls haben mußte, und die innere Einrichtung bis auf das Geräthe

der Hallen und Zimmer ist ganz analog gehalten. Im Uebrigen aber mag man sich freuen, daß Rheinfels, wie alle alten und neuen Burgen am Rhein nicht mehr über die Poesie und die Unterhaltung hinaus benutzt werden können und daß selbst jene Institute, die hier geboren wurden, gleich den Sagen und Mährchen in die Vergangenheit versinken. Nur die Geschlechter, die aus ihnen hervorgingen, behaupten noch Rechte, aber die Geschlechter bestehen aus Menschen, und die Menschen streifen, gleich den Schlangen, die alte Haut ab, und streifen sie sie nicht ab, so wird sie ihnen von der Zeit über die Ohren gezogen werden.

Wenn man bei Lorch vorüber ist, so öffnen sich die Berge und werden ebener und sanfter. Hier wirft sich die Wisper in den Rhein, der bald darauf bei Lorchhausen eine Biegung macht. Noch einige solche Biegungen, und wir gelangen nach Bacharach, das schwarz und finster von dem Rhein bis zur Burg Stahleck hinaufragt, von einer zwölfthürmigen Mauer umgeben, die jetzt nur wenige Häuser und viele Weinreben umschließt. Der Felsen im Rhein, zwischen Bacharach und der Rheininsel soll dem Orte den Namen gegeben, denn Bacharach soll nichts anders sein, als eine Entstellung des lateinischen **ara Bacchi**, eine Bezeichnung, welche die Römer jenem Felsen ertheilt haben sollen. Aber damals gab es noch keinen Wein am Rhein und Tacitus

spricht nur von den langen und heftigen Wintern in Deutschland. Wer konnte hier an Bacchus erinnert werden? Unterhalb Bacharach befindet sich die Charybdis des Rheins, ein Strudel, der durch die über die Wasserfläche hervorragenden Felsen erklärt wird, und dem Orte schräg gegenüber liegt Caub, das jedoch erst nach der Biegung des Stroms hervortritt und einen lichten, freundlichen Eindruck gewährt, der seltsam mit dem finstern Tone Bacharachs contrastirt. Hier befindet sich die alte Pfalz mitten im Rhein und über der Stadt die Burg Gutenfels, die erst im Jahre 1807 zur Ruine gemacht wurde. Sie soll ihren Namen der schönen Jutta von Falkenstein, der Geliebten des englisch-deutschen Königs Richard Cornwalls, verdanken. Die Pfalz war wahrscheinlich nur ein Mauthgebäude für den Rheinzoll, der noch in Caub erhoben wird, aber die Volkssage hat sie zum Stammhaus der Pfalzgrafen gemacht und zum Wochenbett der Pfalzgräfinnen. Oberwesel liegt hart am Rhein, wie Bacharach, an beiden Seiten von Mauer-Thürmen, oder Warten flankirt, und über demselben die Ruine Schönberg. Abgeschieden vom Orte steht die Liebfrauenkirche, im gothischen Styl, und mit Gemälden der byzanthinischen Schule geschmückt. Unter Oberwesel wird der Rhein von Neuem durch die Felsen eingeengt, man sieht an denen, die über die Fluthen hervorragen, daß das Wasser unwiderstehlich

ist. Tropfen können Steine aushölen, hier hat der Rhein die Felsenpartien durchbrochen, die seinem Lauf in dem Wege standen, und die jetzt finsteren Antlitzes, aber als ohnmächtige Feinde an seinen Seiten grollen; denn die Hand des Menschen, die selbst Steinen Leben gibt und Freude, ist ihnen fern geblieben. Zwischen Oberwesel und St. Goar blühet der Lachsfang, und Enghoell und Boppart, bis wo die ernste Miene des Rheins anhält, zeichnet sich durch rothe Weine aus, die aber nur einen localen Charakter behaupten: wenn wir nämlich von rothem Rheinwein reden, so denken wir dabei an Asmannshausen und Ingelheim. St. Goar ist fast ein Seitenstück zu Bingen; aber es liegt inmitten der Felsen und nicht, wie dieses, am Eingange. Bevor man nach St. Goar gelangt, muß man den Lurleifelsen umschiffen, der steil und keck in den Rhein vorspringt, während dieser ohnmächtig seiner nachdrücklichen Stellung in weiter Krümmung nachgibt. Unterhalb des Felsens scheint der Fluß, nach der Einklemmung, aus freier Brust zu athmen, er dehnt sich breit und still, wie ein See. Das Echo am Lurlei ist bekannt. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft unterhält in dieser Gegend einen zweiten St. Goar, der übrigens nicht Heiden bekehren soll, sondern nur zur Unterhaltung der auf dem Dampfboote Reisenden eine Pistole abfeuert, oder in's Horn stößt. Fünfmal wiederholen die Felsen den Ton,

und wenn man in Cassel auf der Mitte des Königsplatzes zu dem platten Steine daselbst spricht, so wiederholen die Häuser und Straßen, die von dort nach sechs Seiten auslaufen, die Worte wenigstens eben so viel. Am Lurleifelsen muß man demnach keine Spielerei hören, sondern ein Gewitter, ich hörte dort den Donner und glaubte der Himmel stürze ein. Hätt' ich nicht schon den „wilden Gefährt," bei Bacharach, die Charybdis des Rheins genannt, so würd' ich die Bank von St. Goar nun als Seitenstück der Scylla des Bingerlochs bezeichnen können. Ist man glücklich dem Strudel entgangen, was übrigens immer der Fall ist, so gelangt man nach St. Goar und vis à vis nach St. Goarshausen. Daß ein Heiliger in dieser wilden, aber stillen Gegend leben konnte, ist mir sehr erklärbar, sie bietet in den Reizen der Natur die Reize einer Kirche: die schwarzen Felsen gleichen gothischen Pfeilern, das Laubwerk dient zu Arabesken, Rosetten und den andern Schnörkeleien, den Kirchenhimmel bildet der blaue unseres Herrgotts, hier kann ascetische Abhärtung und Glaube, Liebe und Hoffnung weilen, aber — Menschen. Hier können Dichter aus dem Becher süßer Schwermuth trinken, aber Menschen, die nicht heilig sind und die nicht dichten, die nur leben in Arbeit und reellen Genüssen, wie kommen die hieher? Ohne Zweifel legte der heilige St. Goar den Grund zu beiden Orten, die

hier am Rhein eingekesselt liegen, die Menschen zogen damals noch gern den Heiligen nach; aber daß sie dort aushielten, das lag wahrscheinlich nur an dem Lachsfang. Fischer und Schiffer betrachten die Wogen als ihre Heimath und das Schiff als ihr Haus, St. Goar und St. Goarshausen, Felsen und Wälder sind ihnen Nebensache, und der Rhein ist hier so reich für sie, wie nirgends. Wir schiffen Welmich und Salzig, wo Kirschen, statt Weinreben, wachsen, vorüber, und gelangen nach Boppart, mit grauen leeren Mauern und schwarzen Häusern. Hoch auf den Bergen liegt Liebeneck, so heiter, wie jenes finster, in Obstgärten versteckt, wie jenes in Weinreben. Unterhalb Boppart macht der Rhein plötzlich eine südöstliche Wendung. Die alte Veste Marxburg, ein nassauisches Staatsgefängniß, liegt dicht am Flusse, zu ihren Füßen aber Braubach. Die Berge treten hier wieder zurück und der Rhein erscheint von Gärten und Fluren umkränzt. An seinem linken Ufer stand einst der Königsstuhl bei Rhense, mit dem Reichsadler, wo Kaiser und Kurfürsten das Wohl des Reichs beriethen, unter freiem Himmel, im Angesichte des Rheinstroms. Damals muß die Diplomatie noch ziemlich unausgebildet gewesen sein; denn wenn auch die Berathung auf dem Königsstuhl bei Rhense nur eine Form und man schon im Voraus im Reinen war, so würde doch unsere heutige Diplo-

matie schon gegen diese Form sein, sie verlangt selbst bei den gleichgültigsten Dingen wenigstens ein geheimnißvolles Gesicht. Der Königsstuhl war ein Achteck mit Bogen, eine Treppe führte zwischen dem mittleren Bogen der Hinterseite hinauf, eine Brustwehr nur umzog die Sitze des deutschen Kaisers und der Kurfürsten, die sämmtlich, acht an Zahl, von Stein waren, kein Dach über ihnen, sondern nur Gott, ein Umstand, der aber den Nachtheil haben mochte, daß man sich nur bei schönem Wetter über Deutschlands Wohl berathen konnte, während jetzt im Thurn und Taxischen Palais zu Frankfurt solche Berathungen vor allem Einfluß der Witterung gesichert sind. Man behauptet ziemlich allgemein, die Franzosen hätten den Königsstuhl zerstört, aber Weber will wissen, daß schon im Jahre 1790 nur noch Steine die Stelle bezeichnet hätten, wo einst Deutschlands Kaiser zu Rechte saß. Den Königsstuhl umstanden Wallnußbäume. Wenn sie Früchte trugen, so mögen diese die einzigen Nüsse sein, welche hier geknackt wurden, denn es läßt sich nicht läugnen, daß der theatralische Pomp ein wesentlicher Bestandtheil des deutschen Kaiserreichs war, am Ende wurde er sogar Hauptsache, die deutschen Kaiser wurden nur noch zum Schein gewählt, gekrönt und im Römersaale zu Frankfurt a. M. an die Wand gemalt; als hier kein Platz mehr war für das Brustbild eines deutschen Kaisers, ging auch das Kaiser-

reich ein, Franz II. war der letzte Kaiser, der im Kaisersaale Unterkommen fand, und nannte sich deshalb Franz I. von Oesterreich. Horchheim ist das erste preußische Dorf am rechten Rhein-Ufer; jetzt gibt es hier noch viele Schönheiten, aber der schönste Wein bleibt immer nassauisch und hat an der preußischen Grenze sein Ende erreicht. Dafür jedoch bieten uns Coblenz, die Mosel und Ehrenbreitenstein einen Ersatz, der, obwohl mit preußisch-militairischer Einfassung, den schönsten Parthien des Rheins gleichkömmt.

Coblenz bezeichnet die Mitte des Mittelrheins. Will man die beiden Hälften unterscheiden, so mag man die Strecke von Mainz bis Coblenz ein romantisches Epos nennen; die von Coblenz bis Bonn ist eine Ode; der Rhein fließt hier eben so erhaben, aber milder, ohne Strudel und Gefahren, seitdem die Franzosen den großen Unkelstein gesprengt haben und die kleinen den Fahrkundigen bekannt sind, und an den Ufern gedeihen, trotz des starren in das Mittelalter zurückblickenden Katholicismus, auch moderne Tendenzen, ja sogar Bier, statt Weins, in Neuwied, und Brüdergemeinden und Fabriken. Schon die Industrie macht die Ufer hier lichter und freundlicher, aber auch etwas prosaischer. Naturschönheiten findet man von Coblenz abwärts so gut, wie aufwärts, indeß sieht z. B. Ehrenbreitstein preußisch, statt romantisch aus: die knappen modernen

Militair-Uniformen entreißen uns wenigstens den Illusionen einer vergangenen Zeit, denen wir uns am Rhein so gern hingeben.

Vollendar, wo sehr gutes Steingut verfertigt werden soll und Tuch- und Leder-Fabriken blühen, Bendorf, Engers, mit Schloß und Park, fliegen an uns vorüber. Hinter Bendorf winken die Burgruinen von Sayn, von Eisenhütten umgeben. Am rechten Rhein-Ufer liegt Neuwied, eine funkel-nagelneue Stadt, und Andernach ihr gegenüber, Andernach, das älter sein soll als das Christenthum; denn Trier wurde bekanntlich 1300 Jahre vor Christus erbaut, wie eine Inschrift daselbst behauptet und jeder patriotische Trierer, sonst aber kein vernünftiger Mensch, Andernach aber gleich darnach, denn anders läßt sich dieser Name nicht erklären. Wenigstens ist Andernach uralt. Hier wächst der blasse, verschämte Rothwein, Bleichert genannt, der im zweiten Jahre mit dem besten Rheingauer wetteifern soll, im dritten Jahre aber bereits altert, und zwar nicht wie die übrigen Rheinweine, die erst im Spätalter feurig und kräftig werden, sondern in ganz gewöhnlicher Weise. Zwischen Andernach und Rheinbröl hat der Rhein es von Neuem mit den Felsen zu thun gehabt, die sich an beiden Ufern schweigsam und melancholisch erheben. Man fährt Leudesdorf, Namedy, Burg Hammerstein, Burg Schweppen-

burg und der alten Kirche Tempelhof vorüber, und Rheineck, Häningen, Argenfels, Lenzdorf, Sinzig, Remagen und dem Kloster Apollinarisberg. Unkel am Rhein ist von Basaltsäulen umkränzt, die sich bis in das Bett des Rheins ausdehnen und von der Niederlage, die hier die Felsen vom Rhein erlitten Zeugniß geben. Hinter Unkel liegt Oberwinter, den Hintergrund aber bildet das Siebengebürge, so genannt wegen seiner sieben Kronen: Drachenburg, Wolkenburg, Petersberg, Breiberich, Löwenberg, Oelberg und Hemmerich. Einst standen auf diesen Höhen Burgen, die übrigens, bis auf den Drachenfels und die Löwenburg, keine anderen Spuren hinterließen, als Sagen und Mährchen, die im Munde der Schiffer leben und mich noch mehr entzücken würden, hätt' ich sie nicht in Adelheid von Stelterfoht's Sagenkreis des Rheins gelesen. Gewiß, die Masse ist in Deutschland häufig poetischer, als diejenigen, welche die Dichtung repräsentiren wollen. Wir gelangen, der Ruine Godesberg vorüber, nach Bonn, den castra Bonnensia des Drusus, und so ziemlich dem Ende der Rheinherrlichkeiten, denn die romantischen Schattirungen verlieren sich hier in niederländische Tinten, wo Titian malte, malt jetzt Rembrandt. Von Bonn bis Cöln sind die Rhein-Ufer glatt, eben, aber ergiebig; hier bilden bereits die Windmühlen die einzigen Ruhepunkte;

hier hat der crasseste Spiritualismus der katholischen Lehre, der weiter aufwärts durch die Reize der Natur und durch die aus ihnen erklärliche Freude am Leben vermittelt wurde, den festesten Fuß gefaßt; hier ist Alles eingefroren in die Formen der Kirche und in die Wunder der Heiligen. In der That, Cöln ist ein plattdeutsches Rom, die Poesie des Katholicismus findet hier nirgends Vermittelungen im Leben, sie ist deshalb vertrocknet und eingeschrumpft und gleicht jenen alten Reliquien, die von Jahrhundert zu Jahrhundert wenigstens restaurirt werden, die aber ohne alle Inspiration sind: man zeigt sie nur dem dummen gläubigen Volke. So wie die Passionsgeschichte zu Reliquien wurde, so ist auch die katholische Lehre in Cöln zu einer Reliquie geworden, und weil ihr das Leben und die Begeisterung fehlen, so ist sie deshalb reicher an Fanatismus.

Ich habe die Rheinreise an den Rhein geknüpft; denn es gibt außer ihm keinen Fluß in Deutschland, bei welchem man so vorzugsweise an eine Reise längs seiner Ufer denkt, der Rhein ist einmal ganz und gar eine deutsche Sympathie geworden, man kann sich ihn nicht wohl denken ohne Rhein-Panoramen, Rhein-Karten, Rhein-Reisebücher u. s. w.; mit einem Worte, ich mußte hier verweilen.

Die Elbe entspringt auf dem höchsten Punkte des Riesengebürges, am westlichen Abhange der Schneekoppe.

Mehr als dreißig Quellen bilden ihren Ursprung, unter denen das Weißwasser und der Elbebrunnen die bedeutendsten sind. Der erste größere Nebenfluß ist die Iser, der zweite die Moldau. Erst von Wittenberg an erhält die Elbe eine Autorität unter den Flüssen Deutschlands, freilich nur eine prosaische, sie rüstet sich hier zur Schifffahrt. Bis Meißen aber ist sie poetisch, und in der sächsischen Schweiz dichtet sie sogar im erhabenen, zum Himmel reichenden, ewigen Style, der nur den dünnen, sächselnden Dialekt um so unangenehmer erscheinen läßt. Hier, wo die Felsen so kräftig und entschlossen sind, sprechen die Männer so fein und durchsichtig, wie Weiber, und man muß sich wiederholt fragen, weshalb Obersachsen in dem Rufe des besten Deutsch steht? In Brüssel z. B. muß jeder deutsche Sprachlehrer sich für einen Sachsen ausgeben, will er eine Kundschaft erhalten, eine Regel, der auch ein Israelit folgte, ein Israelit mit dem besten jüdischen Dialekt, der übrigens kaum an Wohllaut dem besten sächsischen nachstand. Man fragte mich, ob der Mann reines Sächsisch spreche, und ich antwortete, es gäbe gar keine Ausnahme von der Regel, ein Sachse spreche so rein, wie der andere, obwohl man hie und da den Discant etwas mehr marquire. In der That, wer spricht auch unreines Sächsisch in Sachsen; denn nach unreinem Deutsch fragte man mich nicht, und da ich

durch eine ausweichende Antwort den Juden in seinem Broderwerb erhalten konnte, so half ich mir solchergestalt, und zwar um so mehr, als man eben nicht behaupten kann, die jüdisch-deutsche Mundart sei mislautender, als die sächsisch-deutsche. Da ich aber einmal von einem jüdischen Dialekt spreche, so muß ich noch bemerken, daß am Rhein, und zwar schon von Frankfurt an durchweg gejüdelt wird. Woher das kommt, ist mir unerklärbar; denn könnte man auch in Frankfurt jüdische Elemente selbst unter christlichen Handelsleuten nachweisen, so findet sich Aehnliches doch nicht am Rheine selbst vor.

Nachdem die Elbe einige Meilen unterhalb Meißen bereits in flachen Boden und bald darauf auch in die Sandwüste getreten ist, die, mit einigen Ausnahmen bis Hamburg fortdauert, schmückt sie sich hier noch einmal festlich, man könnte sagen, bräutlich. Und die Elbe ist eine schöne, hehre Braut, mit vollen, üppigen, blonden Locken, die mit den Schätzen der alten und neuen Welt durchflochten sind, mit einem Diadem aus Schiffen aller Zonen und aus Flaggen aller Völker. Bei Hamburg steht sie am Vorabend ihrer Hochzeit mit dem Meere, dem sie sich bald in stiller verschämter Feier, bei Sonnenschein und heiterem Wetter, in die Arme wirft, bald in wilder, jähentbrannter Leidenschaft, bei Sturmesbrausen und Ungewitter. Aber ob die langen,

vollen Haare sich zu leichten Wellen kräuseln, ob sie der Sturm in wilden Wogen um das Antlitz des Flusses flattern macht, schön und gewaltig sieht die Elbe bei Hamburg immer aus, heute ist sie eine Canzone, morgen eine Ode, übermorgen eine Tragödie selbst, in deren Wogen sich das über Götter und Menschen erhabene Fatum spiegelt. Wer die vielen trauernden Weiber in Blankenese gesehen hat, der wird auch diese antike Grundlage der Elbe anerkennen. Jene Weiber beklagen einen Tag, wie alle, ihre Männer, die mit dem Fluß zum Meere hinabzogen und niemals wieder kehrten, Thränen aber gewahrte ich nie in ihren Augen; denn jene verfielen nur dem alten Gesetz des Flusses und des Meeres, die Pfarrer haben in den Kirchen vergeblich für ihre Rückkehr gebetet, was sollen die Weiber vergeblich jammern ob des nicht erhörten Gebetes. In Blankenese gibt es viele Wittwen, die oft schön genug sind, um von Neuem zu lieben und zu freien, aber die Männer fehlen ihnen zum Lieben und zum Freien. Ist das nicht ächt tragisch? Ist es nicht ächt tragisch, daß die Blankeneser immer von Neuem hinausziehen zum Meere? Wer zwingt sie dazu, wenn nicht das unbeugsame Fatum, daß sie Fische fangen müssen und den Schiffen, die in die Elbe einlaufen wollen, als Lootsen dienen? Die Elb-Ufer bei Hamburg sind grün und lachend, wie die Ufer der Themse, und so saftig, mild und sanft,

wie die Fluthen gewaltig und hinreißend. Diese Gegensätze sind entzückend, aber der Geist der Menschen an den Ufern ist klein, dürftig und ausgedörrt, und, trotz aller kosmopolitischen Einflüsse, nur auf Hamburg beschränkt, meist aber intolerant gegen alles Fremde und Neuere. Ich spreche hier nur von der Masse, nicht von den Einzelnen, die sich über die Verhältnisse erheben. Hauptsächlich aber mag man diesen Zustand in reichsstädtischen Motiven suchen, und noch mehr in den todten Erinnerungen an die seelige Hansa. Hamburg nahm einst als freie Reichs- und Hanse-Stadt eine imposante Stellung zum Auslande ein, aber die Ereignisse führten es in politischer Hinsicht auf einen bescheidenen Standpunkt zurück und der Patriotismus, der früher eine europäische Perspective gehabt hatte, mußte sich in enge bürgerliche Grenzen flüchten. Die nächste Folge dieser Veränderung war eine kleinstädtische Gesinnung, die selten über die Stadt-Thore hinausreicht, es sei denn in mercantiler Hinsicht. Aber der Handel, mag er sich auf einem noch so hohen Standpunkte befinden, wird doch ohne großartige nationale Anlehnungen, niemals ein inneres Leben begünstigen, sondern vielmehr nur ausschließlich die kleinen Interessen des Privat-Egoismus beschäftigen. Ich will nicht behaupten, daß in dem Liede: „Auf Hamburg's Wohlergeh'n" der höchste Enthusiasmus ausgesprochen ist, dessen die Hamburger

fähig sind, aber wo sind so viele schlechte Brochuren erschienen, wie in Hamburg, wenn irgend ein Fremder sich über die Schattenseiten der freien Hansestadt nicht mit der unbedingten Hingebung äußerte, die man hier nun einmal, in Betreff aller Gewohnheiten und Institute, anspricht. Den Charakter der Masse in dieser Hinsicht kann man sehr genau in der gegen Mundt's „Vertraute Briefe über Hamburg" gerichteten Streitschrift, von einem Hamburger „Sancho Pansa" lesen; denn man ist auch der Meinung, ganz Deutschland interessire eine Polemik, die eigentlich nur innerhalb des Weichbildes geführt wird, und der Hamburger ist in dieser Hinsicht gerade das Gegentheil von dem Vogel Strauß, der sich ungesehen und sicher gegen die Verfolgungen des Jägers wähnt, wenn er nur seinen Kopf in ein Gebüsch gesteckt hat. Der Hamburger nämlich wähnt sich von aller Welt gesehen und beachtet, wenn er nur seinen Hintern aus den Hamburger Stadtthoren heraussteckt. Dabei repräsentirt Hamburg das starre Lutherthum, und dieser Zustand erklärt seine Intoleranz und Abgeschlossenheit um so mehr.

Die Weser wird durch den Zusammenfluß der Werra und Fulda, bei Münden, im Königreiche Hannover gebildet. Jene entspringt im östlichen Thüringerwalde aus mehreren Quellen, deren höchste zwischen Masserbergen und Friedrichshöhe die trockene

und nasse Werra veranlassen, die sich bei Schwarzenbrunn vereinigen; diese aber entspringt im Rhöngebürge, zwischen dem Pferdskopf und Schwabenhimmel-Berg. Trotz aller Zuflüsse erheben sich beide bis zu ihrer Vereinigung doch nicht über den Charakter von Gebürgsströmen, und sind veränderlich, wie Wind und Wetter: heute seicht und träge, morgen jäh und wild, oft sogar reißend und vernichtend. Die Fulda wird erst kurz vor Cassel, nachdem sie durch die mit der Oh vereinigte Efze die letzte Verstärkung erhalten hat, schiffbar, die Werra aber erst bei Wanfried, beide natürlich nur für leichte Fahrzeuge.

Wenn sich im Rhein die deutsche Geschichte im Ganzen und Großen spiegelt, während in der Elbe nur einzelne große Fragmente derselben, wie z. B. die Reformation nebst ihren Vorgängen und Folgen, Preußen, Friedrich der Große und der Befreiungskrieg, der in diesen Gegenden zunächst entbrannte und geschlagen wurde, so glänzt aus den Fluthen der Weser ein strahlendes, nun freilich fast zur Sage gewordenes, aber deshalb um so poetischeres Moment der deutschen Geschichte, ich meine die Niederlage der Römer unter Varus, und ein anderes fast analoges, die Niederlage des heidnischen Sachsenthums unter Wittekind. Einmal nahm Rom den Deutschen die Freiheit, und die römischen Legionen mußten diesen Raub mit dem Leben zahlen

und mit dem alten Ruhm; denn man hatte den Deutschen ihre Götter gelassen, oder man hatte wenigstens kein Oelblatt des Christenthums den Adlern der Legionen in den Schnabel zu stecken, sondern nur einen kunstgeregelteren Cultus an die Stelle der rohen germanischen Gottesverehrung zu setzen. Zum zweiten Male aber kam Rom mit dem Schwerdte Karls des Großen und mit Christi Lehre über die Freiheit der deutschen Heiden, und sie wurden nachgiebig und duldsam, und von deutscher Freiheit hat man seitdem wenig mehr vernommen in deutschen Landen. Hätte Rom das Christenthum zu rechter Zeit adoptirt, wer weiß, ob seine Weltherrschaft jemals würde unterbrochen worden sein. Und wie ganz anders würden sich die Dinge gestaltet haben, wenn Petri Himmelsschlüssel in dieselbe Hand gegeben sein würde, die den Scepter irdischer Hoheit getragen hätte, wenn Papst und Kaiser eins gewesen wäre, statt uneins. Christus meinte, der Staat und die weltliche Herrschaft sei etwas, in das man sich schicken müsse, aber die römischen Cäsaren übersahen diese große Concession ganz, und als man ihre Vortrefflichkeit erkannte, war es zu spät, man mußte nun zugeben, daß das Christenthum die Welt regierte, statt daß man mit dem Christenthum die Welt hätte regieren können.

Die Weser besitzt in sofern, als sie gewissermaßen die letzten Ueberreste deutscher Freiheit bespühlte, eine

eigenthümliche Inspiration. Man hatte den Befreier Deutschlands zu einem Cultus erhoben, man betete ihn an in der Irmensäule, man hatte die Freiheit als eine Gottheit begriffen, und die Weser ist somit in meinen Augen ein heiliger Fluß, der deutsche Ganges; denn an seinen Ufern wurde dieser Gottesdienst gefeiert, aber dieser Gottesdienst ging nicht von einer Priesterkaste aus, nicht von Privilegirten, nein! er war ein großes nationales Moment, eine Begeisterung, wie sie seitdem die Geschichte gar nicht wieder bietet; denn man wird mir ohnedieß glauben, daß ich weit entfernt bin, in dem Freiheit-Cultus der französischen Republik diese tiefen, ergreifenden religiösen Elemente zu finden, die in jenem lagen. Hier war nur moderne Uebersättigung vorhanden und aller Ekel, der mit einer solchen verbunden ist. Weshalb man aber den alten Arminius, der von seinen Zeitgenossen bereits zu einem Gotte erhoben wurde, wieder durch ein Denkmal auf der Grotenburg zum Menschen machen will, solches ist mir unerklärlich. Man sollte doch bedenken, daß man durch dergleichen Schritte den Heroen von Neuem unter den Gesichtspunkt der Geschichte, der Kritik und sogar der Politik bringt, und da darf man sich nicht wundern, wenn Gegner, wie z. B. Börne, auftreten, die da behaupten, die Schlacht im Teutoburger Walde beweise nur, daß auch die alten Deutschen nicht eher für ihre Freiheit gekämpft hätten,

als bis ihnen dazu die Erlaubniß von ihren Fürsten gegeben worden wäre.

Bis preußisch Minden erstrecken sich die pittoresken Ufer der Weser, die bei ihrem Entstehen, an dem Zusammenfluß der Werra und Fulda, noch thüringische Schattirungen bietet, ich meine jene Gestaltung und jenen Farbenduft, die nun einmal den Thüringerwald auszeichnen, und die in bunter Abwechselung von Fels, Wald, Wiesengrün, engem Thal und kleinen jähen Strömen besteht, ein Panorama, in welchem Dörfer, Flecken, Städte versteckt liegen, wie Vögelnester im dichten Laube, und ein wohnlicher, zutraulicher, innig süßer Anblick, wo man Rückert nachsprechen möchte: „die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten." Bei Münden in Hannover scheint diese thüringische Weise in die Weser zu münden, welche hier schon zu breit und gedehnt wird, als daß sie noch für einen thüringischen Fluß gelten könnte, die alle nur wie Streifen zwischen den Bergen hinziehen. Die Ufer nehmen für scharfe Augen hier andere mildere Umrisse an, während sie dort scharf und bestimmt hervortreten, Hügel verdrängen die Berge immer mehr; ohne die Schönheiten des Gebürges einzubüßen, wird man doch daran erinnert, daß man der Grenze des Flachlandes zueile, die Schifffahrt nimmt eine einflußreichere Stellung an, nicht nur der Fluß, sondern auch seine Bewohner blicken nordwestlich in die

Sandebene, durch welche der Verkehr zum Meere strömt. Von preußisch Minden an aber tritt diese Ebene breit und gewaltig hervor, und traurig zugleich. Bremen liegt in dem Sande, starr und kahl, wie die Kirche in dem reformirten Glauben. Hier ist jegliche Poesie der Natur zu Ende, aber die Kunst hat die alten Wälle der Stadt zu den schönsten Promenaden umgeschaffen, zu Promenaden, wie man sie unter dem blauen Himmel Frankfurts nicht ausgebildeter findet und abwechselnder. Aber was sind Promenaden, denen Gott keine Unterlage gab? Im besten Falle schöne Formen, ohne Geist und Leben. Die Gartenkunst muß nothwendig von der Natur assistirt werden, soll sie sich über die kleine Weise erheben; denn des Menschen Geist und Phantasie können Gott erreichen, aber seine Hände können es nicht allein, und diese geben denn doch hier den Ausschlag. Wenn aber Cöln am Rhein den in die Formen eingefrorenen Katholicismus repräsentirt, wenn Hamburg an der Elbe das schwarze abgeschlossene Lutherthum, so repräsentirt Bremen an der Weser den kahlen, platten Calvinismus, der die letzten Formen, die eine sinnliche Welt mit der übersinnlichen vermitteln konnten, von sich wies, der selbst im stillen Fanatismus des Verstandes die Kirchenwände rasirte, und am Ende, aus Mangel an Gefühl und Lebenswärme, zu dem Raffinement des Pietismus griff, der sich bei Reformirten in weit größerem

Maße vorfindet, als bei Lutheranern. Da der Calvinismus von Holland über Bremen kam, so ist es kein Wunder, daß er auch insonderheit noch das nüchterne und ideenlose Gepräge, das dort überall die Anhänger dieser Lehre auszeichnet, angenommen hat, und daß sich selbst im socialen Leben Bremens holländische Schattirungen bemerkbar machen, und zwar nicht bloß in Betreff der Reinlichkeit, die hier in Deutschland ihren Gipfel erreicht, sondern auch in dem starren Phlegma und der Unnachgiebigkeit gegen Formen so gut, wie gegen Ideen. Da, wo sich die junge Zeit Bahn bricht und man in Opposition mit der alten Gewohnheit geräth, sind es hauptsächlich Lutheraner, die den Impuls geben, und der Grund davon ist leicht in der Unterdrückung der lutherischen Kirche zu suchen, die von dem reformirten Glauben nach und nach aus dem Regimente verdrängt, unterjocht und in Fesseln gelegt wurde; denn der letztere ist gewissermaßen nur eine fremde Usurpation, die von den holländischen Universitäten ausging und den Bremer Gelehrten, die dort studirten, oft auch von dort einwanderten. Ich möchte aus diesem Grunde aber in Bremen eher eine Vermittelung mit modernen Tendenzen und dem Fortschritt erwarten, als z. B. in Hamburg; denn dort wird solchergestalt die Bewegung unterhalten, da die Anzahl der lutherischen Einwohner bedeutend genug ist, um nicht übersehen werden zu können, während hier Alles

lutherisch und einig ist. Wenn deshalb in Bremen alle Versuche zu einer Union an der lutherischen Starrköpfigkeit scheiterten, so mag man sich höchstens über die Motive, aber nicht über das Resultat ärgern; denn der Calvinismus ist dort eine Macht, die durch Beseitigung der lutherischen Opposition die bürgerliche Freiheit und Gleichheit nur noch mehr in Banden schlagen würde.

Außer mit Flüssen, die sich beiläufig auf fünfhundert belaufen mögen, ist Deutschland mit Seen überflüssig versehen. Die norddeutschen verhalten sich hier zu den süddeutschen, wie Sand und Fels, Moor und Matten, Flachland und Gebürge. In Pommern und Mecklenburg und weiter nördlich sind sie braun, trübe und schlammig, in Baiern, Oesterreich und den Alpen sind sie klar und grün und heiter, wie der Himmel über ihnen. Holstein aber macht, wie im Boden, so auch in den Seen, eine Ausnahme von der nordischen Prosa, es ist wenigstens in den holstein'schen Seen eben so viel Poesie, wie in Voß, der an dem Eutiner See die kastalische Quelle zu Idyllen und homerischen Uebertragungen fand, die alle so klar und harmonisch sind, wie das Wasser jenes, das freilich nicht an die Majestät des Bodensees reicht, aber doch sinnige, lächelnde Ufer bespühlt. Der schönste unter den holstein'schen Seen ist der Plöner See; und nach allen Seiten hin funkeln andere, wie große Perlen, in grüner smaragdener Ein=

fassung der Wiesen und Wälder. Leute, welche die Holstein'schen Seen gezählt haben, behaupten, es gäbe deren nicht weniger, als drei und funfzig. Unter den Mecklenburger Seen zeichnet sich der Schweriner, wenigstens bei Schwerin, aus. Man hat hier die Kunst zu Hülfe genommen, um denselben zu einer Zierde der Residenz zu erheben — wie man in Schwerin sagt — und diese Absicht ist vollkommen gelungen. Mecklenburg soll zweihundert Seen umfassen, gewiß eine tüchtige Wassermasse für ein so kleines Land, das seines Bodens so bedürftig ist, da hier Ackerbau, Viehzucht und Oekonomie blühen wie in Holstein, und die mecklenburgischen Seen doch nicht hinreichen, um das üppig wuchernde Unkraut, die Advocaten, die hier im Rechte *schwelgen*, darin zu ersäufen. Uebrigens bieten die Seen im Norden dem Auge immer einige Abwechselung, wenn es ermüdet auf der gelben sandigen Fläche umherirrt, und der Berliner wird sogar den Potsdamer See zu den Schönheiten der Mark zählen, was freilich wenig sagen will. Seen sind *Wasserstockungen*, also werden sie die Eigenthümlichkeiten des Bodens annehmen, und daraus kann man den süßen und salzigen Mannsfelder See erklären, die dicht neben einander liegen, zwei Brüder, man könnte sagen, ein Symbol des Mannes, der in ihrer Nähe geboren wurde, und ein Symbol seiner Lehre, ich meine des Lutherthums, das fürwahr süße und salzige Elemente

in Fülle besitzt und die größte Wasserstockung wurde der Fluthen des Glaubens, die bis dahin ungehemmt die ganze Christenheit fortgerissen hatten zu St. Peter und dem Himmel. Von da an aber blieb man hübsch auf der Erde und trank von dem süßen und salzigen Wasser der Wahrheit, aus dem abgeschlossenen, einsamen See des Lutherthums. Man wird jetzt zwar nicht mehr bei Lebzeiten in den Himmel kommen, aber sicher nach dem Tode.

Wer hat nicht von den baierischen Seen gehört, von den österreichischen, die allesammt vom Tegern- bis zum Grundel-See die schönste Mischung bieten in sonst wasserarmen, aber erhabenen Gegenden, das Licht zwischen dunklen Matten und stolzen, emporstrebenden Felsen. So wenig man Wasser in der Poesie gebrauchen kann, es sei denn als Stoff, so ist es doch in der Natur der Geist und das Leben, das durch nichts Anderes ersetzt wird, selbst nicht durch die Menschen, die in dem Großen und Ganzen zu winzigen Details zusammenschrumpfen, die Harmonie aber nicht herstellen.

An Canälen ist Deutschland nicht so reich, wie man wünschen möchte. Die Einigkeit dazu fehlt noch immer, obwohl man doch in der neuesten Zeit weiter kömmt, als früher, wo selbst die Kunststraßen erst von Napoleon herbeigeführt werden mußten; denn was galt bis dahin in der Wagschaale der Entscheidung, wenn nicht die

Fürsten, die freilich ohne Chausseen und Canäle zu einander kommen konnten. Wenn man aber noch immer nicht zum Ziele gelangt, so mag das auch theilweise mit auf politischen Motiven beruhen. Man bewacht den Frieden so ängstlich, daß man dem Krieg auch nicht einmal den entferntesten Vorschub durch eine schnellere Communication, wenigstens nicht mit dem Auslande, gewähren will. Bedeutende Canäle kann somit Deutschland bis jetzt nicht geltend machen, die hauptsächlichsten befinden sich im Norden, im Süden, wo sie Handel und Industrie heben und den Verkehr um so mehr unterstützen würden, als dort die Weglichkeiten die größten Erschwernisse verursachen, findet man höchstens solche, die auf Territorial-Bequemlichkeiten berechnet sind. Aber was Karl der Große beabsichtigte, das wird nun nach mehr, als tausend Jahren König Ludwig von Baiern ausführen, ich meine die Verbindung des Mains und der Donau und folglich auch der Nordsee und des schwarzen Meeres, mittelst eines die Altmühl mit der Rezat und Regnitz vereinigenden Canals. Wenigstens sind nach den Vorschlägen und unter der Leitung des Architekten Puchmann bereits im Jahre 1836 die ersten Anfänge mit diesem großartigsten Werke des königlichen Dichters gemacht, und man mag nur wünschen, daß sie zu gedeihlichem Ende geführt und daß das Beispiel auch zur Nachahmung an anderen Orten und unter ähnlichen

großartigen Perspectiven auffordern möge. Wir haben in Deutschland in früheren Zeiten schöne Summen für Klöster und andere todte Stiftungen verausgabt, mögen wir jetzt wenigstens nicht in diesen alten Fehler zurückfallen, auch nicht in Baiern, sondern lieber Canäle, Eisenbahnen und andere Bahnen zum Fortschritt und zur Entwickelung menschlicher Kräfte bauen.

Drittes Capitel.

Das politische Deutschland. — Rückblick auf die Vergangenheit. — Die Reformation in Beziehung zu dem politischen Leben der Deutschen. — Der Reichstag nach dem westphälischen Frieden bis zu den französischen Revolutionskriegen.

Was Ludwig der Eilfte in Frankreich glücklich überwand: die Zerstückelung des Reichs und die Vielregierung, daran hat Deutschland bis zur französischen Revolution zu tragen gehabt. Wirft man einen Blick auf die politisch-deutschen Zustände bis zum westphälischen Frieden, wo sie sich wenigstens, einige kleine Veränderungen abgerechnet, festzustellen schienen, so muß man sich in der That wundern, daß dieses Regierungs-Chaos, gegen welches ein polnischer Reichstag ein Muster von Einheit und Ordnung war, so lange selbst in der Form anhielt. Man schien die Ruhe in Deutschland und den Bestand der Dinge nämlich nur durch wechselseitige Eifersucht aufrecht erhalten zu wollen, ein Fortschritt war unter solchen Verhältnissen unmöglich. Deutschland

hatte nicht weniger, als zweihundert sechs und neunzig Regenten, und zwar in folgender Ordnung:

I. Oben an stand der Kaiser noch immer, da er aber einem an einen Windmühlenflügel gefesselten Prometheus glich, so konnte er auch bei jedem Luftzuge unten an zu stehen kommen.

II. Ihm sollten die Reichsstände assistiren. Diese Reichsstände waren:

1) das kurfürstliche Collegium, aus acht Kurfürsten zusammengesetzt;

2) der Reichsfürsten-Rath, aus hundert geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzt;

3) die schwäbischen Prälaturen, aus drei und zwanzig fetten schwäbischen Prälaten bestehend;

4) die rheinischen Prälaturen, aus siebenzehn fetteren rheinischen;

5) die wetterauischen Grafen, vier und zwanzig an Zahl;

6) die schwäbischen, drei und zwanzig;

7) die fränkischen, siebenzehn.

8) die westphälischen, drei und dreißig; (Alle diese Herren waren in vorkommenden Fällen so widerspenstig, wie die Ritter der Tafelrunde, und in Westphalen wird man gewiß noch neuerlich, als man in erzbischöflichen Angelegenheiten eine Deputation nach Berlin sandte, die Stellung

der Vorfahren zum Reiche vor Augen gehabt haben;)

9) die schwäbischen Reichsstädte, sieben und dreißig an Zahl;

10) die rheinischen, vierzehn. (Diese letzteren repräsentirten von Regensburg bis Buchau am Federnsee, und von Cöln bis Friedberg auf dem Reichstag nichts anderes, als jene Elemente, die Kotzebue so ergötzlich in seinen deutschen Kleinstädtern geschildert hat, aber man wird einsehen, daß das Vaterland auf diesen Patriotismus in Zeiten der Gefahr nicht zählen konnte. Auch entsinne ich mich noch sehr wohl, daß die Bremer National-Miliz jener Zeit, für deren Aufrechthaltung man bekanntlich bis zu Napoleons Intervention bemüht war, jedesmal beim Exerciren nach einer langen Steinreihe, die in Intervallen vor der Fronte hinlief, gerichtet wurde.)

Die Totalsumme dieser Elementar-Geister des deutschen Reichs, die aber auf kein Gebot weder des Kaisers, noch selbst Gottes, oder des Teufels hörten, sondern unaufhörlich in dem alten Schlendrian fortpflügten, betrug — wie man nun selbst zusammen rechnen kann — also zweihundert sechs und neunzig. Diese regierten. Aber so groß die Lust zum Regieren war, so gering war diejenige, regiert zu werden; denn es gab unter anderem

vierzehn= bis funfzehnhundert Rittergüter einer freien Reichs=Ritterschaft, die nur durch den Reichs=Verband mit Deutschland zusammenhingen, und sonst keinen Herrn über sich anerkannten, wie Gott und den Kaiser — eine Formel des Feudalismus, die aber eigentlich nur so viel sagt, als weder Gott, noch den Kaiser.

In der That war der Kaiser unter solchen Verhältnissen, wie sie seit den westphälischen Frieden stattfanden, sehr übel daran; denn die Sympathien der Nation und die Glorie der kaiserlichen Majestät waren in der Reformation, diesem großem Lichte der Völker, vor welches man aber noch bei Zeiten, schwacher Augen wegen, einen Lichtschirm setzte, untergegangen, und der Kaisermantel galt nicht mehr für eine Löwenhaut. Demnach kam nun die Persönlichkeit kaiserlicher Majestät in Betracht, und wo früher die Idee im Volke selbst den stärkeren Gegner bezwungen hatte, da mußte jetzt der Kaiser, ohne Idee im Volke, Mann gegen Mann kämpfen, er konnte nur den schwächeren besiegen.

Man könnte also allerdings die Frage aufstellen, ob die Reformation demnach in politischer und nationaler Hinsicht nicht Nachtheiliges gewirkt hätte? und die verneinende Antwort möchte nicht so leicht durch den Beweis der intellectuellen Folgen dieses Welt=Actus unterstützt werden, denn wie allgewaltig auch dieselben waren, es steht selbst noch dahin, ob sie das Volk in der That

nur glücklicher machten, nationaler aber haben sie es gewiß nicht gemacht, will man anders nicht die Nation der Gelehrten, die über Nacht aus der Reformation emporwuchs, zu dem Ende anführen. Ich werde auf diese zurückkommen, und behalte hier die politischen Resultate der Reformation im Auge. Sie zerriß die äußeren Bande der Deutschen, ich meine Kaiser und Reich, aber sie zerriß auch die moralischen Bande, die Religion und die Kirche, der Mittelpunkt des Staates und der Mittelpunkt des Herzens wurde durch die Reformation — was die Nation betrifft — vernichtet: hier fielen die Fürsten von dem Kaiser ab, dort die Priester von der Kirche, der liebe Gott wurde zuerst getheilt, und dann von Calvin und Zwingli sogar gedrittheilt. Nun aber mag man fragen, worin liegt die Garantie der Nationalität, wenn nicht in dem Staate und der Kirche? Mit Hülfe der letzteren haben noch die Juden bis auf den heutigen Tag, trotz dem, daß sie in alle Winde zersprengt wurden, ihre Nationalität erhalten, der Gott ihrer Väter hielt sie auch getrennt vereint. Freilich wohl wollte Luther nur eine Reformation der bestehenden Kirche und keine neue, aber er, der die Lüge zertreten hatte, gab der Schmeichelei der Fürsten Gehör, die freilich nur in einem neuen Glauben die Anfänge einer neuen Gewalt erblicken konnten und zugleich die Garantie derselben.

In politischer Hinsicht hätte allerdings die Refor-

mation auf der Stelle anderweitige und der Kirche analoge Verhältnisse herbeiführen können, hätte man sie gewähren lassen und wäre man nicht der Meinung gewesen, geistige und materielle Interessen berühren sich nirgends. Aber auch hier trifft Luther der Vorwurf, er habe der Schmeichelei nachgegeben; er, der es in Worms mit dem Teufel aufnahm, konnte es nicht über's Herz bringen, den Völkern eine neue weltliche Perspective neben der kirchlichen zu zeigen, ja er begriff nicht einmal den Bauernkrieg. Gewiß würden politische Consequenzen der Reformation noch größere Verwirrungen herbeigeführt haben, als diese selbst, aber es fragt sich, ob nicht die Folgen versöhnender gewesen wären, als z. B. der westphälische Friede, der mit seinen Rechnungen, Ausgaben und fremden Einflüssen lange Zeit schwer genug auf dem Herzen Deutschlands lastete? Luther indeß so wenig, wie die meisten deutschen Gelehrten nach ihm, konnte sich, wie gesagt, in die Vermengung materieller und geistiger Interessen finden, man bedachte nicht, daß Gott selbst eine sinnliche Welt erschaffen mußte und den Menschen, und somit wurde und blieb die Reformation vorerst nur eine Sache des Wissens, statt des Gewissens, wie Börne sagt.

Also die Reformation förderte den politischen und socialen Fortschritt höchstens nur in sofern, als sie der Grundpfeiler einer Brücke wurde, die einst die deutschen

Völker aus der Vergangenheit in die Zukunft überführen kann, über die bis jetzt aber nur die Gelehrten spazieren gingen. Den Völkern war diese Brücke nur ein Regenbogen, eine Hoffnung für spätere Zeiten keine thatsächliche, practische Wahrheit, man durfte nur glauben, aber nicht handeln, man sah nur den Himmel offen, ohne daß St. Peter den Schlüssel dazu herzugeben brauchte, aber auf Erden blieben die alten Grenzpfähle und Absperrungen.

Und würde nicht Rom ohne Luther gefallen sein? Die damalige Zeit inclinirte zur Aufklärung. Wenn man aber behauptet, die jetzige Zeit inclinire zum Rückschritt und der Protestantismus sei das Präservativ dagegen, so glaube ich nicht, daß die hierarchischen Umtriebe so vielen Nachdruck besitzen würden, könnte man nicht immer auf das Schreck-Gespenst der alleinseligmachenden Kirche, den Protestantismus, verweisen. Im Gegentheil, ich bin der Meinung, daß die Aufklärung, wäre sie im Schooße der katholischen Kirche geblieben, dauerhafter und allgemeiner geworden sei. Nur der Umstand, daß sie von außen kömmt, daß sie in diesem Falle aufgedrungen erscheint, macht den Katholicismus so störrig, man verharrt weniger in der Dummheit aus Ueberzeugung, als aus Hartnäckigkeit.

Das große, weltumfassende Ereigniß der Reformation mit seiner zum Himmel reichenden Perspective kann

durch diese Ausstellungen nicht geschmälert werden; die Reformation ist eine einmal abgeschossene Kugel des Fortschritts, und als solche nicht mehr zu lenken; aber ich spreche hier von den nächsten und bisherigen Folgen dieses Ereignisses, und da wird man denn allerdings zugeben müssen, daß die Cultur des Volks durch dasselbe zunächst an die Gelehrten geknüpft wurde. Diese benutzten die Wissenschaft häufig und meistens als melkende Kuh und wandten sie so selten unabhängig und rücksichtslos auf das Leben an, daß Gervinus noch heut zu Tage erstaunt ausrufen mußte, wenn die bekannte Protestation der Göttinger Professoren so viel Lärm mache, so müsse es in der That mit der Gesinnung in Deutschland mißlich stehen. Wenn man aber weiter ging und einmal ohne Rücksichten verfuhr, so warf man doch dem Teufel höchstens nur das Dintenfaß an den Kopf, und von Thatkraft war seit der Reformation nur in einzelnen Fällen die Rede, wenn ein Genie sich der Masse bemächtigte, oder der Druck unerträglich wurde. Freilich hat der neuerliche Vorfall in Göttingen, wo sieben deutsche Professoren ihrem Eide treu blieben, fast unverhofft eine Ausnahme dieser Behauptung herbeigeführt, aber am Ende stehen die Schattenseiten, die dabei hervortraten, kaum im Verhältniß zu dem Lichte, welches dieses Ereigniß über die deutschen Gauen warf: nur sieben Göttinger Professoren protestirten. Wenn aber

sonst deutsche Gelehrte zu einem Widerstande geneigt sein werden, so sind sie es gewiß zunächst nur dann, wenn ihre Eitelkeit gekränkt wird. In diesem Sinne hat selbst der Geheime Justizrath Hugo in Göttingen, der die Sclaverei aus römischen Rechtsprincipien gut heißt, seine Entrüstung über die Entlassung der sieben Professoren zu erkennen gegeben. Die Würde der Universität war dadurch verletzt worden.

Aus eben dieser Stellung der Cultur zu den Gelehrten läßt sich auch jenes Institut erklären, das, trotz aller Reformation und obwohl es durchaus nicht protestantisch, sondern gut hierarchisch ist, noch bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Kann die Censur eine moralischere Grundlage ansprechen, als der Ablaß? Hat die protestantische Wissenschaft sich jemals dagegen in Masse und wie ein einziger Mann aufgelehnt? Nein, die Censur sicherte die abgeschlossene Wissenschaft gegen die Wechselwirkung des Lebens im Volke und gegen die öffentliche Meinung, sie befestigte die gelehrte Aristokratie, indem sie alle demokratischen Elemente von derselben entfernte, und somit ließ man sie gewähren. Jetzt konnte man die Sache der Humanität ungestört aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft betrachten, jetzt war der entgegengesetzten Parthei der Weg zur Discussion abgeschnitten, jetzt kam es so weit, daß die Juristen die Menschheit nur als ein Mittel für die Jurisprudenz betrachteten, und die

Theologen den lieben Gott als ein Mittel für ihre Dogmatiken; jetzt hatte die Gelehrsamkeit nur noch ein System an der Stelle, wo das Herz sitzen sollte, und niemand durfte mit der silbernen und gefeiten Kugel der Wahrheit durch den Koller von Elendsfell schießen. Die todte Wissenschaft konnte bei der Censur bestehen, was kümmerte sie die Menschheit?

Kehren wir zu dem deutschen Reiche zurück. Man hatte nur bei jener Anordnung und Eintheilung, die ich oben bezeichnet habe, die inneren Zerwürfnisse, den inneren Feind vor Augen, den durch die Reformation gestörten Organismus des Reichs, nicht aber den äußeren Feind. Man wollte Deutschland gegen sich selbst schützen, man stellte es unter die Obhuth von zweihundert sechs und neunzig Wächtern. Daß diese nicht an einander kamen, lag in der Nothwendigkeit, keiner war so mächtig, wie der andere ohnmächtig, Oesterreich und Preußen bewachten sich gegenseitig. Jenes Verhältniß aber glich einer künstlichen Krankheit, um das Leben des Reichs zu retten; so benutzt man dann und wann die Hungerkur, um böse Säfte abzuleiten; oder es war ein homöopathisches Heilmittel; man wollte die Uneinigkeit durch die Uneinheit heilen. So lange nun kein Feind von außen kam, hielt sich das Kartenhaus des westphälischen Friedens, und zwar um so mehr, als Frankreich durch den siebenjährigen Krieg von nachtheiligen Einflüssen

auf Deutschland abgewiesen war, und England ein Interesse empfand, die Ruhe auf dem deutschen Continente zu begünstigen. Aber einfältig, wie man war, mischte man sich in die Händel der französischen Republik, eine Einmischung, die Deutschland nur den aristokratischen Verhältnissen des deutschen Reichs verdankt, die den ausgewanderten Prinzen und Adeligen ein ergiebiges Feld zu Reactions-Plänen boten. Das deutsche Volk hat diese aristokratischen Umtriebe mit seinem guten Blute und mit einigen Jahren seines Lebens bezahlen müssen. Der Krieg von 1792 wurde zwar nur von Oesterreich und Preußen begonnen, aber später schlossen sich alle Duodezfürsten und alle, die sich nicht in die Freiheit und Gleichheit finden, alle, die die Morgenröthe des jungen Tages nicht ertragen konnten, dem thörichten Unternehmen an. Der Frieden von Luneville und die Abtretung des linken Rheinufers war die nächste Folge dieses heiligen Krieges, der höchstens das Gute herbeiführte, daß mehre reichsständische Fürstenthümer und Gebiete verloren gingen und daß man, ungeachtet man den alten Zustand des Reichs fortbestehen ließ, sich zu einer nothgedrungenen Concentration verstehen mußte: man glaubte verbunden zu sein, die durch den Friedensschluß herbeigeführten Verlüste zu tragen und diejenigen Fürsten, die ihre überrheinischen Besitzungen durch denselben eingebüßt hatten, aus dem Reiche selbst zu entschädigen. Somit wurde

beschlossen, alle deutschen unmittelbaren Stifter zu säcularisiren und das Hochmeisterthum des deutschen Ordens und des Johanniterordens zu diesen Entschädigungen zu verwenden; weiter aber beschränkte man das reichsstädtische Collegium auf Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Franfurt a. M., Bremen und Hamburg. Dadurch kamen wenigstens Reichthümer von Orden, die ohne practischen Nutzen waren und nur noch mit alten Traditionen zusammenhingen, in das Leben und der kleinstädtische Geist, die Quintessenz deutscher Krähwinkelei wurde von dem Reichstage ausgeschieden. Nichtsdestoweniger aber behielt die Reichsverfassung ihre alte Gestalt, man schob nur hie und da neue Stützen unter und vermehrte z. B. das kurfürstliche Collegium um Salzburg, Würtemberg, Baden und Hessen-Kassel, obwohl es schon ganz den Anschein hatte, die Kurfürsten würden noch weniger zu thun bekommen, als früher, da fremde Einflüsse das deutsche Reich immer mehr und mehr bedroheten.

Die neuen Veränderungen im Reiche hielten nicht lange an; denn Napoleon, unter dessen Einfluß das südliche Deutschland unbedingt gestellt war, erkannte sehr bald den Vortheil, den das Ausland aus der Vielherrschaft ziehen könne, wenn man den Schwächeren neue Interessen anheim gebe. Somit gestaltete sich der Rheinbund unter seinem Protectorat, und Deutschland

wurde wenigstens im Süden ganz in französische Interessen verstrickt; denn jeder kleine Regent, der nicht etwa von beschränktem Patriotismus geleitet wurde, wie z. B. der Kurfürst von Hessen, schloß sich jener Union an, die ihm und seinem Lande jedenfalls bessere Resultate versprach, als der Nicht-Anschluß. Freilich mußte der Rheinbund, der sich am Ende selbst bis zur Ostsee ausdehnte, dem Despotismus die ersten deutschen Hülfstruppen zu Gebote stellen, allein das neue Königreich Westphalen, das auf den Trümmern des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Braunschweig, eines Theils der preußischen Monarchie und des hannöverschen Kurfürstenthums gegrüdet wurde, kam in dieser Hinsicht so wenig besser weg, wie irgend ein anderes deutsches Land. Das beste Resultat dieses Rheinbundes aber war das, daß alle unmittelbaren Reichsstände, deren Besitzungen zwischen den Ländern der neuen Bundesfürsten lagen, die Souverainität derselben anerkennen mußten und demnach wenigstens wieder einige Duodezköpfe der deutschen Vielherrschaft erdrückt wurden.

Napoleon war gewissermaßen die Geißel Gottes gewesen, wegen aller Dummheiten, die die Deutschen von Karl dem Großen bis zum Rheinbund begangen hatten, und man gelangte auch nach seinem Sturze dahin, einzusehen, daß ein deutsches Reich in dem alten Sinne des Worts nicht mehr fördersam sei. Die Bundesacte

vom 8. Junius und die Schlußacte vom 9. Julius 1815 bestimmten die Verhältnisse des deutschen Bundes, der sich wenigstens zu dem königlich=kaiserlichen Deutschland so verhielt, wie das neue Testament zum alten.

Ich habe schon in der Einleitung dieses Werks nachgewiesen, wie die Staatsweisheit fortan als die Aegide deutscher Verhältnisse zu betrachten sei, man habe die Leidenschaften so viel als möglich von der Geschichte abgewiesen. Aber die Leidenschaften sind nicht durchaus durch Systeme zu überwältigen, sie knüpfen sich an die Individuen und nicht an die Masse, der sie nur durch einen künstlichen Mechanismus eingehaucht werden können. Somit hielt man es denn auch für gut, nur die allgemeinen Umrisse des deutschen Bundes zu entwerfen, im Uebrigen aber die Wohlfahrt des Reichs in dem Schooße der Götter ruhen zu lassen und über Nacht mit neuen Entschlüssen und Resultaten hervorzutreten, auch im Stillen zu erforschen und zu beobachten und sich immer mit der Zeit in Parallele zu halten, die schneller segelt, als jemals. Man kann den Frieden nur retten, wenn man dem Kriege und den Leidenschaften der Einzelnen Gruben gräbt; diese Wolfsgruben der Revolution aber dürfen nicht aller Welt bekannt sein, weil man sie sonst umgehen würde. Somit mag man in der betreffenden Bundesacte und Schlußacte nur die obersten Grundgesetze des deutschen Bundes erblicken, die Grundgesetze,

welche ihn vor der Welt rechtfertigen sollen; die Grundgesetze aber, welche ihn vor Gott rechtfertigen sollen, sind die Erhaltung der Ruhe und des Friedens, die Vervollkommnung aller materiellen und intellectuellen Kräfte, so weit dieselbe mit dem Bestehenden harmonirt. Wenn nun also auch die eigentlichen Lebens-Principien des deutschen Bundes zwar dem Auge des Forschers verborgen sind, wenn man auch nicht sieht, wie er lebt und wo der Sitz seines Lebens, so weiß man doch, daß er lebt, daß er gesund ist; denn man nimmt täglich die kräftigsten Lebenszeichen dieses Institutes wahr.

Die Mitglieder des deutschen Bundes, der ein Staatenbund von freien Gliedern völlig gleicher Rechte ohne Oberhaupt ist, sind: Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurfürstenthum Hessen, Großherzogthum Hessen, Holstein, Luxemburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Braunschweig, Nassau, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Holstein-Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck, Hessen-Homburg, Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg. Demnach zählt Deutschland

jetzt nur acht und dreißig Köpfe — denn ich behalte die Bezeichnung des Tacitus bei: principes sunt capita gentium, obwohl die Geschichte Beweise genug bietet, daß die Fürsten häufig einen andern Platz behauptet haben. Diese acht und dreißig Köpfe haben in der vollen Versammlung des Bundes zusammen neun und sechszig Stimmen, und zwar bis zum Königreich Würtemberg herab ein jeder vier, und von da bis zu Luxemburg ein jeder drei, die übrigen aber — bis auf Mecklenburg-Schwerin, Nassau und Braunschweig, die zwei Stimmen geltend machen können — nur ein jeder eine Stimme; in der engern Versammlung zählen die großen Mächte bis zu Luxemburg einschließlich eine jede nur eine Stimme; die Herzogthümer Sachsen zusammen eine Stimme; Braunschweig und Nassau zusammen eine Stimme; Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz zusammen eine Stimme; Holstein-Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt zusammen eine Stimme; Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck zusammen eine Stimme; Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg zusammen eine Stimme: woraus sich denn in der engeren Versammlung eine Totalsumme von nur siebenzehn Stimmen ergibt. In

der engsten und geheimsten Versammlung, wo die Berathungen nur durch vertrauliche diplomatische Besprechungen und Noten stattfinden, existirt indeß noch ein ganz eigenthümliches Verhältniß der Stimmen zu einander; denn wenn auch Deutschland ein Staatenbund von freien Gliedern völlig gleicher Rechte ist, so dient diese Bestimmung doch hauptsächlich zur Feststellung der formellen Rechte und schützt gegen Gewaltthätigkeiten, so daß z. B. Oesterreich Bremen nicht den Krieg erklären darf in Collisionsfällen, sondern sich einer Austrägal-Instanz, oder dem Bunde, behufs einer Entscheidung, unterwerfen muß, auch Lübeck seine Senatoren ohne fremden Einfluß wählen kann; aber in weiteren Beziehungen wird man allenthalben dem votum consultativum der großen Mächte freundschaftliches Gehör geben und dasselbe sogar aus freien Stücken und aus Ueberzeugung, daß man nur das Beste wolle, als ein votum decisivum betrachten. Somit ist die engste Versammlung des Bundes, der in der Bundesacte keine Erwähnung geschieht, immer bedeutend genug, um nicht übersehen zu werden, sie ist die eigentliche heilige Vehme, die die Interessen der Einzelnen so gut, wie des Ganzen schirmt, und den inneren Zusammenhang festhält.

Die Tendenz des deutschen Bundes ist natürlich einmal gegen das Ausland gerichtet, man hat sich dagegen

befestigt, geschützt, zur Defensive und Offensive eingerichtet, dann aber hat man sich auch, in Betreff des Inlandes, vorgesehen, man hat sich gegenseitig verpflichtet, das allgemeine Wohl nicht precären territorialen Interessen zu opfern und die inneren Angelegenheiten eines jedes Staats durchaus nicht den Einwirkungen des Bundes zu entziehen, ihm dieselben vielmehr alle Zeit offen und ohne Vorbehalt vorzulegen und aus einander zu setzen. Somit hat man denn auch, in Betreff vieler Verfassungen, die Garantie des Bundes nachgesucht, und diese ist nicht verweigert worden, wenn die allgemeinen Interessen nicht durch territoriale Concessionen verletzt wurden. Unter den allgemeinen Interessen aber versteht man eben nichts anderes, als den conservativen Zustand und Entwickelungen innerhalb desselben.

Der deutsche Bund ist ein Staatenbund, eine Weise, die den Deutschen von jeher zusagte. Bedenkt man, daß die deutschen Verhältnisse sich aus der Familie entwickelten, so wird man die Sympathien für Föderativ-Verfassung und nicht für Einherrschaft erklärbar finden. Republicanische Sympathien aber sind in Deutschland nie zu erwarten, so wenig, daß man in dem ersten Augenblick des Enthusiasmus den deutschen Bund mit den vereinigten Staaten von Nord-Amerika verglich, was denn allerdings zum Beweis dienen kann, wie sehr mäßige Ansprüche wir Deutsche an die Freiheit machen.

Hie und da verlangte man freilich von dem Bunde eine Volksvertretung, aber man überzeugte sich bald, daß eine solche schon deshalb nicht thunlich sei, weil sie am Ende gar wohl in eine Republik ausarten könne und man doch überzeugt sein müsse, daß die Fürsten nicht ihretwegen in Frankfurt zu Rathe säßen, sondern nur wegen ihrer Völker. Dabei konnte man ja auch unter Bedingungen in jedem Lande eine Volksvertretung organisiren, ja der Bund trug noch unlängst Sorge dafür, solche Volksvertretungen durch ein Schiedsgericht, bei obwaltenden Differenzen, mit dem Landesherrn zu vermitteln. Man will nun freilich behaupten, ein solches Schiedsgericht begünstige eben die Repräsentativ-Verfassungen nicht, da man nur, wenn beide Theile einwilligen, zu demselben gelangen könne, es aber nicht anzunehmen sei, daß gerade der Fürst, der die Macht doch am Ende in Händen habe, sich in zweifelhaften Fällen zu einem solchen Schritte entschließen werde; allein dieser Einwurf, so begründet er scheint, scheitert doch an dem Grundsatze des Bundes: man will sich nämlich nur nothgedrungen in die inneren und abgeschlossenen Zustände eines deutschen Bundesstaats einmischen, man will so lange neutral bleiben, als es das Wohl Deutschlands zuläßt, oder als bis man einstimmig in die Discussion gerufen wird. So nämlich befürchtet man auf keine Weise in die zwischen Volk und Regenten

obwaltenden Sympathien einzugreifen und jeder Gehässigkeit vorzubeugen.

Man mochte einsehen, daß die verschiedenen territorialen Verhältnisse sich bereits im Laufe der Zeit zu fest gestaltet hatten, als daß man es wagen dürfe, dieselben zu stören. Deshalb wohl ließ man auch das Oberhaupt aus dem deutschen Staatenbund weg, wenigstens das äußere, das früher viele aus alter Vorliebe wieder herbeiwünschten, ohne zu bedenken, daß die Idee der kaiserlichen Majestät nicht wieder herzustellen sei, daß aber die bloße Würde zu Conflicten Veranlassung geben könne. Man beschloß also, einem jeden Landesherrn seine Autorität und die Liebe seiner Unterthanen ungeschmälert zu erhalten, indem man überzeugt war, der Regent würde die Interessen der Einzelnen am besten mit den Interessen des Ganzen vermitteln. Nichtsdestoweniger aber gibt es ein unsichtbares Oberhaupt des deutschen Bundes, dessen Wirkungen man selbst im Auslande begreift und das ich schon früher geschildert habe, ich meine die Staatsweisheit. Diese ist, wie der heilige Geist, allenthalben gegenwärtig; in Frankreich aber versteht man unter Deutschland La Prusse und l'Autruche, oder Berlin und Vienne, und von Cassel sagte man im Journal du Commerce: „Cassel au grand duchè de Bade,“ was allerdings nicht für die geographischen Kenntnisse der Franzosen spricht, aber

wenigstens einigermaßen für ihre politischen Fühlfäden; denn man hat eingesehen, es sei sehr gleichgültig, zu wissen, wo Cassel liegt und wie groß das Herzogthum Baden sei.

Wenn man aber früher gar einen Staat begehrte und Bamberg zum Mittelpunkt des deutschen Reichs machen wollte, so gab man dadurch doch nur zu verstehen, wie wenig man Deutschland und die Zeit begriffen habe. Man wollte alte Formen auf neue Ideen stellen, und zwar über Nacht, man bedachte nicht, daß sich eine Verfassung am besten nach und nach aus dem Leben des Volks entwickele und daß die Morgenröthe der jungen Zeit am wenigsten das Dämmerlicht der alten ertrage. Die Poesie und der Enthusiasmus der Herzen verwirrten die Köpfe, die allein in der Politik zählen, oder doch wenigstens mit in Rechnung gestellt werden müssen. Erst in England hat sich eine freie Verfassung mit monarchischen Elementen durch die Feuerprobe der Jahrhunderte zur Wahrheit erhoben, in Frankreich ist sie noch immer eine Lüge, weil die modernen Tendenzen nicht wie ein Sonnenstrahl, erwärmend und reifend, die Erde trafen, sondern wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erhellend zwar, doch auch vernichtend. In dieser Hinsicht aber mag man den deutschen Bund gerade als die consequenteste und sachgemäßeste Verfassung Deutschlands betrachten, die weder in alten stören-

den Formen fußt, noch alle früheren Beziehungen des Reichs aufgegeben hat, und die sich wahrscheinlich schon zeitgemäßer entwickelt haben würde, wären nicht stets neue und in der That ernstliche Besorgnisse erstanden. Mit einem Worte, die Bundes-Acte tritt den Territorial-Interessen und dem Territorial-Patriotismus nicht zu nahe und gewährt dennoch eine Central-Kraft, sie erhält formell die Scheidungen, die nun einmal zu den Schwächen der Deutschen gehören, aber sie bestrebt sich, die inneren Zustände zu vermitteln und, so weit das angeht, einen organischen Zusammenhang hervorzurufen. Möchte man fragen, ob dazu allein die Fürsten genügen, die doch vorzugsweise den deutschen Bund repräsentiren? so muß ich wiederholt auf die in der Einleitung ausgesprochene Ansicht hinweisen, daß die Cabinette jetzt mit einem Fuße im Volke stehen und daß man nie einseitig und gewaltsam verfahren wird, sondern nur beobachtend, leitend und zügelnd; man ist nur der Wärter des Löwen, ein Verhältniß, daß diesen nie verhindern wird, seine Mähnen zu schütteln und seine Stimme zu erheben. Freilich wohl gilt in der Politik die Stimme des Löwen wenig und seine Mähnen können zu Ketten geflochten werden, aber wer könnte die Garantie für ihn übernehmen, ließe man ihn frei und ungehindert seinen Gang gehen. Die französische Republik war ein solcher Löwe, und es ist bekannt, wie viel Blut dieser Löwe

ertragen konnte; wenn ich deshalb kürzlich las, Volksvertretung am deutschen Bunde hätte zu einer Republik führen können, so will ich freilich die Wahrheit dieser Behauptung nicht unbedingt unterschreiben — denn wir Deutsche empfinden kein republikanisches Interesse und werden auch in der Weise Löwen sein, daß wir beim Hahngeschrei die Flucht ergreifen — aber schon das bloße Gespenst einer Republik rechtfertigt unsere Fürsten, daß sie die Zügel allein ergriffen. Wie hätte auch am Ende Volksvertretung beim Bunde eingerichtet sein sollen? Und wenn keine vorhanden ist, glaubt man etwa, es könnten Cabinets-Kriege entstehen, es könnten Deutsche nach Spanien verkauft werden, um dort gegen die Freiheit zu kämpfen? Hat man nicht auch die Sympathien der Deutschen für Polen respectirt? Haben Franzosen und Engländer solche Sympathien thatkräftiger ausgesprochen? Wir müssen nur bedenken, daß das Jahrhundert über denen steht, die in ihm leben, daß der Geist sich nicht gebieten und daß die Intelligenz sich nie als Mittel zu jedem beliebigen Zwecke gebrauchen läßt. Man wird durch jene Einrichtung, die wir den deutschen Bund nennen, höchstens die Leidenschaft verhindern können, im Leben aber nicht die Entwickelung und den Fortschritt. Man wird sich auch nicht mittelst jener Einrichtung Eigenmächtigkeiten erlauben dürfen; denn die Völker, die bis zu der französischen Revolution sehr

maschinenmäßig organisirt waren, leben heut zu Tage. Also, der deutsche Bund wird dem deutschen Volke nie größere Lasten auferlegen, als es auf seinen Rücken zu nehmen gesonnen ist, und man thut Unrecht, wenn man behauptet, er diene dazu, die Fürsten zu einigen und die Völker zu trennen. Diese werden ohne äußere Formen zu einander kommen und sich begreifen, während die Fürsten, als Menschen und theilweise mit getheilten Interessen, durch ein äußeres Band nicht fester verbunden werden. Man sieht das am besten aus den neuerlichen Zerwürfnissen in Betreff der Cölner Frage. Das Volk hat keine Spaltungen durch jenes Ereigniß erfahren, während die Regierungen, trotz der versöhnlichen Perspective, die man sich seit dem Befreiungskriege gesteckt hat, und trotz des Concentrationspunktes in Frankfurt a. M., in allerlei Conflicte gerathen sind. Jenes Ereigniß aber hat noch mehr den Beweis geliefert, daß die Regierungen selbst auf Augenblicke nicht einen anderen Weg einschlagen dürfen, als denjenigen, welcher mit dem Geiste des Jahrhunderts parallel läuft und auf welchem das Volk einhergeht. Man wird schon einsehen, daß ich von Preußen spreche, eine Macht, die immer berufen sein wird, den Fortschritt zu repräsentiren und nur den Fortschritt, aus dem sie hervorgegangen ist, nämlich die Aufklärung. Nun aber wird man nicht bestreiten können, daß die preußische Regierung, so viel

Kraft man auch auf die Cultur anwendete, doch in der Wirklichkeit sich Tendenzen anschloß, die nicht mit den Principien Friedrichs des Großen, auf welchen die preußische Monarchie unzweifelhaft beruhet, in Einklang zu bringen waren; man kämpfte freilich nicht für die Hierarchie auf der pyrenäischen Halbinsel, aber man sympathisirte auch nicht mit der entgegengesetzten Richtung, ja man bewies sogar in dem Berliner politischen Wochenblatt die Rechtsgültigkeit der Thron-Ansprüche des spanischen Prätendenten, von dem man doch zugeben muß, daß er nur einer katholisch-hierarchischen Propaganda als Mittel zum Zweck dient. Mit einem Worte, man übersah wenigstens auf einen Augenblick seine protestantische Mission, obwohl nur aus lauter conservativen Rücksichten, man übersah, daß wenn irgendwie in Zukunft von einem deutschen Principat die Rede sein könne, Preußen allein darauf Ansprüche machen dürfe, und wie seltsam hat sich dieses Verhältniß unwillkührlich, aber durchaus nothwendig umgestaltet. Die preußische Regierung wurde durch eben jene hierarchischen Elemente, deren sie sich in Spanien und in Berlin annahm, überführt, wie wenig sie in das Leben der preußischen Monarchie hineinpaßten, der Geist des Jahrhunderts und die öffentliche Meinung aber führten über Nacht die preußische Regierung auf eine Stellung zurück, die mit den Grundsätzen dieses Staats, wie mit seiner Mission

durchaus übereinstimmt, und von allen Seiten erheben sich Stimmen, die diese Stellung nicht nur anerkennen, sondern auch noch schärfer und bestimmter abzeichnen und selbst eine politische Perspective, ein constitutionelles Norddeutschland daran knüpfen. Wird man noch behaupten können, die Fürsten dürften ihren Weg allein gehen durch die Jahrhunderte? Nein, fortan werden sie dieselben nur an der Hand der Völker durchwandern können, oder wieder umkehren müssen.

Ich habe schon gesagt, der deutsche Bund hätte unter anderem die Aufgabe, die inneren Unterscheidungen der deutschen Völkerschaften, also z. B. auch die, welche sich aus Glauben und Religion ergeben haben, zu vermitteln, und zwar auf dem Wege nationaler Tendenzen und indem man die Formen nicht als Hauptsache ansieht. Diese letztere Aufgabe ist vorzüglich durch eben jenes Ereigniß in Cöln klar geworden; denn was sollte bei dem deutschen Bunde herauskommen, wenn z. B. solche Verschiedenheiten die Einheit Deutschlands, die doch der nächste Zweck des Bundes ist, untergraben würden? Freilich aber wird sich diese Vermittelung eben nur durch nationale Tendenzen und Einrichtungen herbeiführen lassen und durch nichts Anderes, am wenigsten aber durch einseitige diplomatische Verhandlungen und Gesuche, man solle der katholischen und protestantischen Presse nicht so viel nachsehen. Würden z. B.

die preußischen Rheinprovinzen noch dem Herrn Görres Gehör geben, wenn der Erzbischof von Cöln plötzlich vor Gericht gestellt würde, und vielleicht gar vor die Assisen — da doch der Hochverrath, der ihn diesen entziehen würde, solcherweise am besten darzuthun ist? Würden die preußischen Rheinprovinzen nicht überhaupt preußischer sein, wenn Preußen ein organischer Zusammenhang durch eine Constitution wäre? Sobald der deutsche Bund solche Tendenzen nicht nur begünstigt, sondern selbst anregt, wird er die festeste Garantie der Wohlfahrt und Zukunft Deutschlands werden, an die Stelle künstlicher Hülfsmittel werden dann die Elemente der Nationen treten, und man wird sich sicher nicht mehr durch die Formen beirren lassen, wenn man das Leben hat, wenn Alles in natürlicher Entwickelung, gleichsam unter den Augen des Volks, ans Licht tritt. Oder hält man wirklich dafür, es könnte sich in unserer Zeit noch ein Streit über die Kirche erheben? Hält man dafür, die Aeußerlichkeiten könnten noch einmal den Geist und die Wahrheit beeinträchtigen? Ich glaube das nicht, aber es knüpfen sich an die Formen materielle und geistige Interessen, die nur durch jene nationalen Institutionen, wie ich sie eben angegeben habe, ausgeglichen werden könnten, die aber, da diese zur Zeit noch nicht vorhanden sind, von den Partheien — wie z. B. in der Cölner Angelegenheit — geschickt benutzt werden

und dazu dienen, daß man die Formen, von denen sie abhängen, zur Hauptsache macht. Aber ich bin fest überzeugt, daß der deutsche Bund auch in dieser Hinsicht eine einflußreichere Stellung einnehmen, daß er nicht nur die Verfassungen toleriren und begünstigen, sondern sie auch anregen wird. In seiner ganzen Einrichtung ist nichts enthalten, was dem widersprechen kann, wenn er aber sein Augenmerk auf den Frieden und die Ruhe richtet, wie er es denn gewiß thut, so wird er kaum umhin können, dafür zu sorgen, daß die deutschen Regierungen zuverlässige und unzweideutige Aeußerungen ihrer Unterthanen erhalten, damit die Partheien abgewiesen und ihre Intriguen vernichtet werden. Wie ginge das anders, als auf verfassungsmäßigem Wege.

Auf die militairische Organisation Deutschlands ist in der Bundes-Matrikel ganz besonders Rücksicht genommen; sie bestimmt die Beiträge zu der Gesammt-Militair-Verfassung, wie die einzelnen Contingente, die nach der Einwohnerzahl ermittelt werden. Oesterreich hat in Folge dessen von 11,194,200 Einwohnern 94,882 Mann zu stellen, und Liechtenstein von 5880 Einwohnern 55 Mann. Die Buntscheckigkeit der alten Reichs-Armee ist in Oesterreich und Preußen, die den Mittelpunkt der neuen Militair-Verfassung bilden, untergegangen, ob aber im Felde und bei einem Kriege gegen das Ausland alle 302,088 Mann Bundestruppen

von einer Idee beseelt sein werden und von einem Enthusiasmus hingerissen, das wird zunächst wohl von der Stellung der Cabinette zu dem Volke abhängen. Mit dem bloßen Mechanismus wird man nämlich fortan keine Schlachten mehr schlagen können und die Vervollkommnung der Kriegskunst wird immer nur ein Hülfsmittel, aber nicht mehr die Hauptsache sein, seitdem die Soldaten neben dem Exercitium auch Denken lernen. Uebrigens muß man doch zugeben, daß deutsche Militairs noch auf den alten Principien von unbedingtem Gehorsam und jenem point d'honneur fußen, der sie von den übrigem Leben scheidet, während französische z. B. sich allenthalben und in allen Beziehungen mit dem Volke amalgamiren. Der Grund davon ist nur in der öffentlichen Meinung zu suchen, die sich hier nach allen Richtungen hin äußern darf. Somit hütet man sich sehr mit Heldenthaten, die nicht die letztere für sich haben; man wird den Ruhm, der sich an die Unterdrückung einer Emeute knüpft, stets sehr wohl von dem zu unterscheiden wissen, der von der Besiegung auswärtiger Feinde abhängt, oder solcher, die nicht nur die Polizei gegen sich haben und die Regierung, sondern auch die Stimme des Volks. Ich will nicht behaupten, daß ein solcher Zustand eine bedeutende Garantie für den gewöhnlichen Staats-Mechanismus biete, aber in Zeiten der Gefahr, in Zeiten, wo sich das Volk erheben soll,

wie ein einziger Mann, in solchen gewaltigen, himmelstürmenden Zeiten sind Soldaten, die ihre Ehre nicht durchaus an das Porte-épée knüpfen, sondern an das Jahrhundert, immer zuverlässiger, als andere, die den Gamaschendienst aus dem Grunde verstehen, wenn sie auch außerdem Mathematik, Vauban und Montecuculi studirt haben. Und doch ist schon der Letztere der Meinung gewesen: „Wenn man das Ueberflüssige wegläßt, lernt man das Nothwendige desto besser.“ Die Franzosen lernen jetzt das Nothwendige in Afrika und nicht auf dem Paradeplatz, und man will behaupten, daß sich der Nachwuchs so tapfer schlage, wie sich einst jene Sansculottes schlugen, die Deutschland lehrten, wie man, ohne alle Gamaschen-Disciplin, aber von einer großen Idee zusammen gehalten, die Welt erobern könne. Ich will damit nicht sagen, daß die Kriegskunst nicht weiter vervollkommnet werden soll, allein ich bin der Meinung, die mörderische Civilisation der Strategie werde in Zukunft noch weniger den Ausschlag geben, und wenn ich Militairs mit so stolzem Bewußtsein über die neue Erfindung in Betreff der Bomben sprechen höre, wie einst die französischen Grenadiere über Marengo, Arcole und Austerlitz sprachen, so halte ich dafür, daß die Ideen des Jahrhunderts doch weiter reichen, als die Bomben, und sicherer treffen, vielleicht auch mörderischer, als congrevesche Raketen,

und wundere mich sehr, wie man noch immer an solche Mittel die Zukunft der Staaten knüpfen mag, da man doch gesehen hat, daß das Schießpulver denen, die mit dem Jahrhundert im Bunde waren, nie Leides zugefügt hat. Selbst jene Männer aus der Saat der Drachenzähne, die sich gegenseitig befehdeten und vertilgten, wie die Kriegskunst alter und neuer Zeit, mußten am Ende Fünfe der Geharnischten am Leben lassen, und mit diesen Fünfen erbaute Kadmus Theben, sie wurden aus rauhen Kriegern friedliche Bauleute. Dieser Vorfall hat sich seit Kadmus unzählige Male wiederholt, aber die Menschen werden nicht klüger und den Soldaten wird nur gelehrt, wie sie sich zu schlagen haben, nicht daß sie auch mit an der Erbauung Thebens helfen sollen. Am Ende wird es sich doch zunächst fragen, ob man sich auch schlagen will? und so sehr man auch in dieser Hinsicht auf die Leidenschaften zählen kann, die dem Ruhme stets nachgeben wird, so muß man doch bedenken, daß der Ruhm mit der Zeit anders definirt werden kann, daß man ihn vielleicht wohl gar noch auf die Vernunft zurückführen kann, statt daß er bis jetzt lediglich von dem Gefühl abhängig war. Und dann wie unzuverlässig ist nicht gerade der militairische Ruhm, der sich nur an die Disciplin knüpft, die hier Gefühl und Vernunft vertritt. Diese Disciplin, unnachgiebig gegen den Geist der Jahrhunderte, wie sie ist, wird in keinem

Falle auf die Länge der Zeit von diesem Geiste getragen werden, wohl aber kann es geschehen, daß sie von diesem Geiste gebrochen wird. Betrachten wir nur den polnischen Freiheitskampf. Die Russen waren so tapfer aus Disciplin, wie die Polen aus Gefühl und Leidenschaft, aber ihre Tapferkeit steht nur in den Armee-Berichten verzeichnet, das Jahrhundert hat sie theilnahmlos gelassen. Noch mehr aber wird der militairische Ruhm von der Idee im Volke abhängig werden, wenn, wie das immer wahrscheinlicher wird, die Aussicht zu Eroberungskriegen und Heldenthaten im alten Sinne des Worts wegfällt, eine Tendenz, woran die Fürsten so gut arbeiten, wie die Völker, jene aus Rücksichten für das Bestehende, diese aus Civilisation. Wie hoch man auch noch in Frankreich das Kaiserreich und die hehren Thaten der modernen Tafelrunde als nationale Tradition anschlagen mag, so würde es doch, selbst bei aller Nationaleitelkeit des Franzosen, unmöglich sein, frische Interessen für eine Zeit zu erregen, die über Nacht Antiquität wurde, und zwar so sehr Antiquität, daß man sie bereits aus der Geschichte in die Poesie versetzte: Frankreich spürt von Napoleon keinerlei politischen Einfluß mehr, der Kaiser liegt demselben so fern, daß man ihn nur noch als mystische Heldenfigur im kleinen Hut, im grünen Oberrock und inmitten der „Granitcolonne," mit welcher er den Himmel stürmen wollte, besingt und

feiert und lobpreiset. Ja die église catholique française des Abbé Chatel hat ihn bereits, wenn auch nicht zu einem Heiligen, doch zu einem Symbol der „gloire et patrie“ gemacht, die als Inschrift den Altar jener Kirche schmücken, und das Eingangsgebet ihrer Gemeinde, welches man in dem „Nouvel Encologe à l'usage de l'église catholique française“ und nach demselben in Mundt's Spaziergängen und Weltfahrten, Band II., Seite 80, lesen kann, beginnt: „Père de tous les hommes! protecteur des nations, par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous!“ etc. Während aber die Absichten Napoleons bereits in der französischen Geschichte seiner Zeitgenossen gestrichen sind, liegt jener Abschnitt, der dem Kaiserreich voranging, aufgeschlagen auf den Kathedern der Lehranstalten und den Tribunen der Volksvertreter, und die Fäden der französischen Revolution spinnen sich fort durch alle neueren und neuesten Zustände Frankreichs. Sollte man nicht dafür halten, das Ende der rohen Gewalt sei in der That gekommen und fortan werden die Soldaten so wenig die Schlachten schlagen, wie den Frieden erhalten? Sollte man nicht dafür halten, daß fortan nur die Idee des Jahrhunderts und nicht das Genie Einzelner über Krieg und Frieden entscheiden müsse? Es waren Napoleons Soldaten, die dem Marschall Marmont auf den Pariser Boulevards

den Gehorsam versagten, die der Meinung waren, der Geist der Zeit sei schuß- und hiebfest und man werde nicht mit dem Schwerte des Menschen den Gott in der Menschheit bezwingen können.

Freilich hat man in deutschen Heeren sich eben nicht über Ueberfluß von Ideen zu beklagen, der militairische point d'honneur, der rothe Faden der Disciplin, ist hier — wie ich schon oben bemerkte — noch sehr wohl erhalten und so fest, daß er den ganzen Mechanismus des Soldatenwesens tragen kann. Wenn deshalb ein alter invalider Hauptmann jener Fremden-Legion, die in dem amerikanischen Befreiungskriege ein eben so wichtiges Moment bildete, wie in dem früheren deutschen Verhältniß zwischen Regent und Unterthanen, inmitten der neuen kurhessischen Stände mit einer Petition wegen Pensionirung, oder Pensions-Zulage erschien, indem er dieselbe mit den Worten unterstützte: „Meine Herren auch ich habe in Amerika gegen die Freiheit gefochten," so darf uns das kaum Wunder nehmen. Diese Worte sind nur ein Maßstab für unsere militairischen Zustände; denn wenn man anderwärts auch nicht mit der Thür in's Haus fällt, so wird man doch eingestehen, daß der Befehl und der blinde Gehorsam die Seele und das Leben unserer Soldateska sind. Diese Ansicht wurde übrigens früher, außer direct von den respectiven Kriegsministerien, auch durch viele kleine Zufälligkeiten unter-

stützt. Die Deutschen waren seit Georg Frundsberg geborene Soldaten und zwar in der engsten Bedeutung des Worts, aus Sympathien für den Sold. Montecuculi sagte: „Für Geld dient der Deutsche dem Teufel“ und deutsche Regimenter gaben sich einst um diesen Preis zu Allem her, hauptsächlich wohl, weil der deutsche Soldat ohne nationale Inspiration war, zum Theil aber auch, weil man von oben herab Alles anwandte, das Gefühl menschlicher Würde zu vernichten, weil man nach Seelen rechnete. Wenn man aber fragt: wie konnten deutsche Soldaten unter solchen Verhältnissen gute Soldaten sein? so mag darauf geantwortet werden, nur deshalb, weil die Fürsten ihre Flügelmänner waren, weil man in früherer Zeit nur in Uniform auf dem Throne saß, weil man die Unterthanen nach ihrem Wuchs, ihrer Größe, ihrem Barte in vortreffliche und minder vortreffliche und schlechte Unterthanen eintheilte, und in Folge dieser Eigenschaften in Regimenter, in Leibgarde, Grenadiere, Musketire, Jäger u. s. w.; mit einem Worte, weil der Höhepunkt des Staats, wie noch heut zu Tage in Rußland, das Militair war, und weil dem Mechanismus der Soldateska nirgends eine Idee, nirgends eine Spur von Civilisation entgegenstand. Unter diesen Verhältnissen konnten allerdings Söldner Schlachten gewinnen; heut zu Tage aber würde man solche Krieger nur zum Polizeidienst

verwenden können, nicht aber zur Rettung des Vaterlandes.

Wenn diese kleinen Zufälligkeiten nun auch vor der Civilisation und dem Fortschritt des Jahrhunderts über den Haufen fielen, so hat sich dennoch das Haupt-Resultat derselben bis jetzt erhalten, und zwar — wie gesagt — nur aus dem Grunde, weil sich die öffentliche Meinung nicht bestimmt und ausdrücklich aussprechen kann und weil man bemühet ist, das Militair, trotz aller nationalen Grundlage, noch immer der Nation fern zu halten. In einzelnen deutschen Staaten darf der Soldat nicht einmal in Civil-Kleidung erscheinen, ja er wird verhindert, andere Gesellschaften zu besuchen, als solche, in welchen das Porte-épée den Ton und die Principien bestimmt. Wenn ich aber bereits meine Ansicht über die Zukunft aller Militair-Zustände ausgesprochen habe, so halte ich auch hier dafür, daß solche Absperrungen und künstliche Mittel, den alten Geist zu erhalten, nicht lange ausreichen werden. Die Nothwendigkeit hat einmal nationale Elemente in dieses Institut getragen, man würde sie nur um den Preis des Lebens neuerer Strategie wieder daraus entfernen können. Kurz, alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die militairischen Verhältnisse Deutschlands nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit auf nationale Motive zurückgeführt werden dürften, nicht

sowohl absichtlich, als allmählig und zufällig. Damit will ich aber freilich keineswegs behaupten, das Militair solle sich allen Eindrücken im Völkerleben, wie weiches Wachs, hingeben, nein! es soll nur, wie alle anderen Institute, nachgiebig sein gegen die Vernunft und den Gott in der Menschheit, es soll sich nicht der Entwickelung entgegenstellen, sondern dazu helfen, sie in den gesetzlichen Grenzen zu erhalten, auf daß sie im Frieden zum Ziele gelange, mit einem Worte, es soll nicht mehr eine Maschine sein, sondern in inneren Beziehungen zum Völkerleben stehen. So sind bereits aus den deutschen Soldaten in der engsten Bedeutung des Worts nationale Heere geworden, und so werden sich die militairischen Bestandtheile immer mehr gegen volksthümliche ausscheiden.

Das Bundes-Contingent ist in zehn Divisionen getheilt. Oesterreich stellt drei Divisionen, Preußen drei Divisionen, Baiern eine Division, Würtemberg, Baden und das Großherzogthum Hessen zusammen stellen eine Division, das Königreich Sachsen, Braunschweig, Nassau und Luxemburg zusammen eine Division, Hannover, Holstein, die Großherzogthümer Mecklenburg, Holstein-Oldenburg, Hessen-Homburg, die freien Hauseestädte zusammen eine Division; Anhalt-Dessau aber, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar,

Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Liechtenstein, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck, Frankfurt a. M. stellen zusammen eine Reserve-Division, die also im Nothfalle die eilfte ist.

Man wird aus dieser Eintheilung bald ersehen, daß die formelle Einheit der Bundes-Armee so sorgsam, wie nur möglich, festgestellt ist. Man hat der Zusammenstellung der einzelnen Divisionen die geographischen Berührungen zum Grunde gelegt, die zugleich moralische Berührungen sind; denn ich habe schon nachgewiesen, daß die deutsche Nationalität und der Patriotismus, sich auch nach Clima, Boden und Himmelsgegenden richten. Nicht weniger aber ist man bemühet gewesen, die einzelnen Divisionen aus so wenigen Elementen, wie möglich zusammenzusetzen und bunte Uniformen zu vermeiden; wo der Bestandtheile zu viele wurden und die Bundesstaaten im Diminutiv auftraten, da hat man sie sammt und sonders in eine Masse gedrängt und in den Hintergrund geschoben: die Reserve-Division wird zwar nicht sowohl als die Hoffnung des Vaterlandes zu betrachten sein, wenn Alles verloren ist, aber sie wird demungeachtet ihren Zweck erfüllen, wenn sie dem Siege den gehörigen Nachdruck zu geben, in's Feld beordert wird.

Somit ist auch für die Concentration der Bundes-Armee möglichst gesorgt, und zwar in der Weise, daß Oesterreich und Preußen den Mittelpunkt dieser Militair-Verfassung bilden, die schwerlich jemals von fremden Bajonnetten gestürzt werden kann, um so weniger, wenn sie immer mehr im Volke festen Fuß fassen, und die Verschmelzung militairischer Tendenzen mit nationalen festhalten wird. Die Reihefolge der verschiedenen Divisionen findet in der Weise statt, wie sie oben angeführt sind; nächst Oesterreich und Preußen bildet also Baiern den Kern der Bundes-Armee, und wenn man die ganze Zusammenstellung übersieht, so wird man bald gewahren, daß die katholischen Elemente dieses Heers die protestantischen überwiegen, um so mehr, wenn man selbst auf Preußen eine verhältnißmäßige Anzahl Katholiken rechnet. Ich führe dieses Verhältniß nur aus dem Grunde an, weil neuerlich Religionsfragen in den Vorgrund der Discussion getreten sind. Wenn hier, wo doch theilweise die Interessen der einzelnen Staaten sich an die Entscheidung solcher Fragen in diesem, oder jenem Sinne knüpfen, die Majorität der Katholiken auch in der Bundes-Armee nicht einmal Befürchtungen erregen mag, so kann man daraus wiederholt den festen Standpunkt der Politik des deutschen Bundes erklären, der, trotz aller Wirren der Partheien, den Völkern die Friedenspalme vorhält und auch hier

beweist, wie sehr ihm daran liegt, in ruhiger Entwickelung die Höhe des Jahrhunderts zu erreichen und die Entscheidung über alle Lebensfragen auch dem Leben zu überlassen, d. h. der Zeit und der Vernunft. Somit würde man auch gewiß sehr Unrecht thun, die diesjährige Reise des Kaisers Nicolaus nach Berlin und nach Töplitz in dem Sinne zu erklären, als wolle man dadurch dem Protestantismus einen besonderen Nachdruck geben. Der deutsche Protestantismus ist mit Aufklärung gleichbedeutend, und in dieser Hinsicht wird er an dem Jahrhundert, woran sich die Völker nicht nur, sondern auch die Fürsten lehnen, die beste Stütze finden, eine weit zuverlässigere, als an Rußland? Wenn man aber meint, die Fürsten könnten die Cölner Frage aus einem besonderen und von den Völkern isolirten Gesichtspunkt, als bloße Regierungsangelegenheit, betrachten, so beweiset man eben dadurch, wie wenig man die Beziehung der europäischen Mächte zu den Völkern begriffen hat. Sie stehen nämlich inmitten derselben, sie werden die Ereignisse, die sich hier entwickeln, mit Weisheit entweder beseitigen, oder zum Ziele leiten dürfen, aber sie werden im Leben nicht aus den Fragen der Zeit Cabinets-Fragen machen wollen. Uebrigens haben die Diplomaten Preußens und Oesterreichs neuester Zeit Friedrichs Worte, die er 1769 zu Neisse an Joseph richtete: „Nos maisons ont été trop longtemps ennemies, l'interet

national est de s'entre séconder, au lieu de s'entre détruire" gewiß im richtigen Sinne aufgefaßt; denn welche Absicht auch Friedrich mit diesen Worten verbinden mochte, und ich glaube, er verband zunächst keine nationale damit, so muß man doch dahin gekommen sein, sie wörtlich zu verstehen. Cabinetspolitik soll nicht durch sie ausgesprochen, oder kann vielmehr jetzt nicht in ihnen gesucht werden, und was Deutschland betrifft, so sind sie — wie die Sachen nun stehen — die einzige Garantie seiner Zukunft. Nur muß man sich verstehen und Dinge, die am Ende bloß formelle Scheidungen sind, durch Voreiligkeit nicht zu wesentlichen machen. Die österreichische Politik in Betreff des deutschen Bundes wird sich schwerlich durch hierarchische Tendenzen verleiten lassen, von der festgesetzten Richtung abzuweichen, aber die preußische wird auch nicht durchweg in den Grundsätzen der katholischen Kirche hierarchische Tendenzen erblicken dürfen. Wenn aber, trotzdem, Spaltungen in den Völkern durch Katholicismus und Protestantismus sich ereigneten — was freilich nimmermehr geschehen wird — so würde Rußland nie eine Brücke darüber bauen können; denn Rußland wird sich nie zu den nationalen Sympathien deutscher Völker herablassen können, selbst wenn es sie auch begreift; es wird den Protestantismus stets nur als die Stütze Preußens betrachten, nicht aber als die Stütze deutscher Cultur

und deutscher Entwickelung. Dazu aber hat der neue Glaube uns doch zu viel Blut gekostet, als daß er nun zu einer bloßen Regierungssache gemacht werden könnte. Ich muß es hier wiederholen, die Weisheit der Politik des deutschen Bundes, die den Frieden Deutschlands als die Grundlage von Deutschlands Zukunft betrachtet, macht die Majorität des Katholicismus auch unter den Waffen gefahrlos; aber gesetzt, es könnte hier von keiner Weisheit die Rede sein, so würde doch schon die Klugheit, erkennen, daß man den Protestantismus nie und nimmermehr in die Schranken fordern dürfe; er möchte sonst leichtlich über Nacht das, was die Reformation versäumte, nachholen. Wie gesagt, solche Motive werden die Regierungen, auch ohne eine russische Intervention, bestimmen, auf dem bisherigen Pfade fortzuwandeln.

Wie nun der deutsche Bund in mannichfacher Hinsicht nicht nur die Interessen des Gesammt-Vaterlandes vor Augen gehabt hat, sondern auch die der einzelnen Vaterländer, so hat er diesen Gesichtspunkt auch in Betreff der Militair-Verfassung festgehalten. Es ist bekannt, daß in den alten Reichszuständen jeder Duodez-Regent ein Contingent zu seinem Vergnügen auf den Beinen hielt, dessen größter Vorzug und Heldenkraft aber eben in den Beinen zu suchen war und das dem Lande Hunderte und Tausende kostete, wenn es dem Vaterlande, dem eigentlichen

Vaterlande, nicht einen Groschen einbrachte, will man nicht Schimpf und Schande mit in Rechnung stellen. Diese Contingente, die aus Obristen, Officieren und nebenbei auch aus Gemeinen bestanden und gewissermaßen Bediente von Bedienten waren — denn Serenissimus diente meistentheils einer Großmacht und mußte deshalb, um die Wonne des Herrschers zu empfinden, die in jener Zeit hauptsächlich in dem Militair und den Uniformen gesucht wurde, eine Kleinmacht unterhalten — ich sage, diese Contingente sind nun allesammt, zum Heile aller guten Unterthanen, Antiquität geworden, und noch mehr, als Antiquität, eine Lächerlichkeit, die man, bloß aus gesundem Menschenverstand, selbst in nicht constitutionellen Staaten nicht wieder hervorsuchen wird. In constitutionellen Staaten aber wird man dem Kriegs-Ministerium nur die für das gesetzliche Contingent nothwendigen Kosten bewilligen. Mit einem Worte, wir befinden uns eben durch die Bundes-Matrikel in der Lage, daß wir gegen alles Soldatenspiel sicher sind, obwohl man selbst im Schooße des Bundes darauf angetragen hat, die Bundes-Armee in Friedenszeiten auf die Hälfte herabzusetzen und sich auf ein Landwehr-System zu verlassen. Allein dieser Antrag ging von einem kleineren Staate aus, und zwar wurde er vor den neuesten Ereignissen seit 1830 gestellt, wo man an eine ruhige Entwickelung in Europa eher glauben mochte.

Nun aber werden jene den Bund eine neue Stellung gelehrt haben, und im Uebrigen kann derselbe ein Landwehr-System, das jedem einzelnen Staate überlassen sein muß, nicht wohl controliren, ohne sich mehr in die inneren Verhältnisse einzumischen, als für rathsam erachtet wird. Somit nimmt man an, das stehende Heer solle der Kern sein, um welchen sich die Landwehr als Fleisch ansetzt. In den Jahren dreizehn und vierzehn war freilich die Landwehr der Geist der Schlachten, wenn schon die Franzosen fühlten, daß dieser Geist auch von tüchtigem Fleisch und Bein war. „Et flutscht better!" riefen die pommer'schen Regimenter an der Katzbach und ihre Kolbenschläge waren der beste Ausdruck deutscher Nationalität, ihnen lag kein Exercitium und keine Kriegskunst zum Grunde, sondern nur der Enthusiasmus eines Volkes, den ich, was zukünftige Schlachten betrifft, für den einzigen Kriegsgott halten werde. Daß wenigstens die Strategie, ein deus ex machina, ein Gott aus Scharfsinn und Raffinement, und kein lebendiger Gott, sich zu jenem, wie Heidenthum zu Christenthum verhält, glaube ich nunmehr mit Bestimmtheit annehmen zu können. Man sollte deshalb — wie gesagt — vor allen Dingen bemühet sein, auch in den stehenden Heeren nationale Sympathien zu nähren, und Ideen zu wecken, die über den Paradeplatz hinaus liegen, auf daß im Falle der Noth die Landwehr und

National-Miliz hier in der That einen Kern und keine Flügelmänner vorfinde. Freilich gehört dazu nicht nur Einverständniß zwischen Regierenden und Regierten, sondern auch der Ausdruck eines solchen Einverständnisses durch Verfassung.

Der Oberfeldherr der Bundes-Armee wird von dem Bunde ernannt werden, wenn er Noth thut, wozu übrigens jetzt noch keine Aussicht ist, da man den Frieden über Alles achtet.

Bundes-Festungen sind Mainz, Luxemburg und Landau. Mainz wird von Oesterreichern und Preußen vertheidigt, Luxemburg von Preußen, und Landau von Baiern. Man hatte bei Errichtung dieser Festungen nur eine Schutzwehr gegen Frankreich vor Augen und mochte sich sonst gegen alle Welt sicher wähnen. Dazu kam auch noch der Umstand, daß die Grenzen des deutschen Bundes gegen Osten und Norden denselben nur von den Bestandtheilen Preußens und Oesterreichs scheiden, die selbstständige Staaten bilden, und gegen die man nicht wohl Bundes-Festungen errichten konnte. Nach dieser Seite hin muß man sich also ganz und gar auf jene Mächte verlassen, die jetzt allein zwar nicht dem alten Erbfeinde der Christenheit, aber doch Rußland gegenüberstehen. Aber selbst im Westen und Süden ist unsere Festungslinie noch dünn und zerbrechlich; der Ober-Rhein ist, bis auf Landau, ein offenes Thor, und

wenn man früher noch von anderen zuverlässigeren Befestigungen sprach, so sind dieselben vorerst alle ad acta gelegt worden, mit Ausnahme jener Vertheidigungslinie, die Preußen auf eigene Hand von Jülich bis Ehrenbreitenstein am Nieder- und Mittel-Rhein etablirte. Mittlerweile haben sich freilich die Verhältnisse sehr geändert, die alten nationalen Antipathien zwischen Deutschland und Frankreich sind, wie Nebel an der Sonne, vor den Strahlen des jungen Tages zerflossen; aber wenn wir einmal von einem Vertheidigungssystem reden, so dürfen wir, selbst ohne Strategen zu sein, die Festungen als das wesentlichste Moment desselben ansprechen, vorausgesetzt nämlich, daß sie besser vertheidigt werden, als in jener Zeit glorreichen Andenkens, wo man über Nacht und, wie es scheint, nur aus Bequemlichkeit ein Bollwerk nach dem andern übergab, denn Festungen thuen es freilich nicht, sondern der Geist in ihnen. Aber damals stand der Geist vor ihnen und von ihm hieß es von Neuem: veni vidi vici; ja, ich glaube, er würde, selbst wenn die allerneueste Bomben-Erfindung, deren Geheimniß in der preußischen Armee enthalten sein soll, damals schon bekannt gewesen wäre, dennoch das alte Symbol geltend gemacht, und den Sieg mit den Augen errungen haben, sintemal die Begeisterung durch keine Bomben ersetzt und die Demoralisation durch keine Bomben gut gemacht werden kann. Wenn ich deshalb heut

zu Tage feuerfeste Casamatten erbauen sehe, so denke ich zunächst daran: werden sie einst von herzensfesten Männern vertheidigt werden? eine Frage, für deren Bejahung freilich viele Anzeichen sprechen, deren zuverlässige Entscheidung aber doch nur von dem Moment abhängen wird, wie damals, als ganz Deutschland über Nacht in die Uniform gerieth, als die Reveille der neuen Zeit nicht auf Trommelfellen geschlagen wurde, sondern gleichsam auf liebeeinigen und thatentflammten Herzen, als Gott selbst das Commandowort sprach und die Idee des Bundes die Form des Bundes und der Geist des Militairs die Militär-Verfassung ersetzte.

Viertes Capitel.

Die innere Einheit Deutschlands. — Bemerkungen über den National-Charakter der Deutschen. — Volk und Pöbel. — Die deutschen Gelehrten in ihrer Stellung zum Volke. — Haben wir eine ausgebildete öffentliche Meinung? — Die Tugenden der Deutschen. — Tacitus und Hofrath Thiersch. — Der Befreiungskrieg und das Nationalkleid. — Herr Genz. — Die deutsche Jugend. — Herr Clauren und die deutsche Nation. — Deutsche National-Dichter im Verhältniß zur Nation. — Würde Deutschland seine Cultur und die Reinheit und Einfachheit seiner Sitten durch Concentration eingebüßt haben? — Einige Bemerkungen über die Ursachen unserer Fehler. —

Ich konnte die äußeren Merkmale der Einheit Deutschlands, so bekannt sie auch sein mögen, des Zusammenhanges wegen nicht wohl übergehen; untersuchen wir jetzt die inneren. Freilich habe ich schon die Spaltungen in dieser Hinsicht angedeutet; ich habe die Unterscheidungen des Nord- und Süddeutschen hervorgehoben, auf die kirchlichen Trennungen hingewiesen, den Local- und Territorial-Patriotismus, die liberalen und conservativen Abzeichen; allein nichtsdestoweniger kann sich doch eine

feste Grundlage, selbst ein National=Charakter ermitteln lassen, von welchem jene Dinge Ausnahmen sind, Zufälligkeiten, acute Krankheiten. Der Organismus der Nation kann in der That gesund sein.

Hier muß ich nun leider gleich anfangs bemerken, daß die Deutschen das Wort Volk selten in höherer und höchster Bedeutung verstanden haben. Haben wir nicht aus dem französischen peuple Pöbel gemacht? Gibt es eine Sprache von Griechenland und Rom*) bis auf die neueste Zeit, die diesen Begriff aufzuweisen hätte? Wenn man mir allenfalls entgegnen möchte, die französische Revolution wäre die Ursache des deutschen „Pöbels," so bewiese das doch nur, daß man in Deutschland sich im Ganzen und Großen nie zu den tieferen Beziehungen dieses Ereignisses, das in der That nur einer Nil=Ueberschwemmung glich, herabgelassen hat. Aber das Wort Pöbel ist weit älter, als die französische Revolution; und wir können uns auch nicht damit entschuldigen, daß wir es ursprünglich nur in einer besseren Bedeutung angewandt haben, etwa wie jene Geusen, die sich mit Stolz also nannten, und den Bettelsack als ein heiliges Symbol betrachteten, als ein Symbol der Freiheit

*) Man wird nämlich zugeben müssen, daß das römische plebs eine politische Bedeutung hat und keineswegs aus Verachtung zusammengesetzt ist.

und Unabhängigkeit, als die Standarte im Kriege der Niederlande gegen Spanien. Aber gesetzt auch, das Wort Pöbel sei moralisch, wie ethymologisch zu rechtfertigen, welchen Begriff verbinden wir denn mit dem Worte Volk, im Gegensatze zu dem Pöbel, kurz was ist Volk, was Pöbel in Deutschland? Wir werden uns nicht lange zu besinnen haben in Betreff einer Antwort auf den einen Theil der Frage, wir können sagen: ein deutsches Volk war vorhanden, als es dem Kampf gegen den „Usurpator" galt, in den „verhängnißvollen" Jahren dreizehn und vierzehn, wie es vorhanden war einst, als Arminius den Varus schlug; sprach nicht Friedrich Wilhelm von Preußen in seinem Aufruf Preußens: „An mein Volk," und wurde dieses „An mein Volk" nicht in der ausgedehntesten Beziehung, man könnte sagen, in einer nationalen verstanden? Gewiß das deutsche Volk wird allenthalben vorhanden sein, wo es sich um große und edle Tendenzen handelt und die Fürsten seiner zur Erreichung derselben bedürfen. Aber ich fragte auch: was ist Pöbel in Deutschland? und die Antwort hierauf ist schon nicht so leicht; denn wer dem Gange der neuesten Ereignisse einigermaßen gefolgt ist, wird erfahren haben, daß man hier je, nach den Erfolgen, manches dem Volke zuschrieb, was dort dem Pöbel zur Last gelegt wurde, daß in Zeitungs=Berichten von Excessen des Pöbels die Rede war und von der

Freude eines treuen Volks am Tage der Verfassung, und doch standen jene Excesse, wenn auch in nothwendigen, doch in zufälligen Beziehungen zu diesem Tage. Wäre Frankreich Deutschland gewesen, oder hätte man in der französischen Sprache einen Begriff, wie Pöbel, so hätte es schon geschehen können, daß, wenn auch nicht im ersten Augenblicke des Enthusiasmus, doch später dem Pöbel die Barricaden und die Gefechte am Louvre und auf den Boulevards zugeschrieben worden wären, dem Volke aber die Charte und der Bürgerkönig, jetzt aber kann man solche Unterscheidungen nicht anwenden, man muß die Gräber einiger Pariser Gamins in der Nähe des königlichen Pallastes noch immer dulden und ihre Namen auf jenen Tafeln im Pantheon, das die Inschrift trägt: den großen Männern das dankbare Vaterland; ja man darf selbst in Betreff jener weniger erfolgreichen Kämpfe in der rue Transnonain und im Cloître St. Merry nur von Republicanern reden, aber nicht von Pöbel, denn über allen jenen Vorfällen schwebt der feste und heilige Begriff des Volks, der keine willkürlichen Deutungen und Unterscheidungen zuläßt, in keinem Falle aber eine Verachtung.

Ich wollte mit dem Vorstehenden nur beweisen, daß die Begriffe Volk und Pöbel nicht sowohl durch die öffentliche Meinung festgestellt werden, als durch Zufälligkeiten, daß es keinen sicheren Maßstab für sie gibt,

ja daß heute Begebnisse auf die Rechnung des Pöbels kommen, die vor einem Jahre vielleicht dem Volke vindicirt worden wären. Schlimm aber bleiben solche schwankende Begriffe immer, soll man über einen National-Charakter entscheiden, der doch zunächst der reinen und unentstellten Unterlage des Volks bedarf.

Man wird also schon zugeben müssen, daß man es in Deutschland mit dem heiligsten und unveräußerlichsten Rechte des Volks, ich meine mit dem Rechte der Entscheidung: was ist Volk und was ist nicht Volk? sehr oberflächlich genommen hat. Wenn der Begriff nicht einmal feststeht, wie soll sich das Wesen ausbilden, der Charakter!

Seltsam genug stoßen wir auch in der deutschen Geschichte fast gar nicht auf großartige Momente des Volks, die sofort und ohne gelehrte Erklärung, als solche in die Augen treten. Zur Zeit des Freiheitkampfes im Teutoburger Walde und zu der der Reformation kannte man zwar noch nicht jene feine Unterscheidung zwischen Pöbel und Volk, aber sieht es nicht fast aus, als hätte man sie gekannt. Nur um sich vor dem Pöbel auszuzeichnen, warteten sicherlich die Cherusker so lange mit der Befreiung Deutschlands, bis Arminius und die verbündeten Fürsten das Volk zu den Waffen riefen, sie, die bis dahin selbst in den Armeen der Sieger

gedient, ihren freien aristokratischen Nacken dem Joche des römischen Despotismus gebeugt hatten. Und warum warteten die Cherusker so lange? Vermuthlich nur, weil es schon damals für pöbelhaft galt, ein fremdes Joch, ohne Consens der Ersten des Volks, abzuschütteln. Daß Luther aber bereits den deutschen Pöbel von dem deutschen Volke zu unterscheiden wußte, geht unzweifelhaft aus seiner Ansicht über den Bauernkrieg hervor, die der Nachwelt vorliegt. Man könnte somit fast behaupten, das Volk selbst entscheide nicht nur nicht über Volk und Pöbel, sondern es hätte auch der Aristokratie und den Gelehrten die Entscheidung darüber in die Hände gegeben.

Wer sind denn diese Aristokraten und Gelehrten im Verhältniß zur Nation? Die Beziehungen jener liegen ziemlich auf der Oberfläche unserer Geschichte und es würde überflüssig sein, sie weitläuftig nachzuweisen; die Beziehungen dieser aber sind versteckt hinter einer Aegide, die noch bis auf Börne, und da dieser leider in seinem witzig = humanen Fieber = Paroxismus die Göttinger Bibliothek verbrennen wollte, welche jetzt auf eine weit harmlosere Weise unschädlich gemacht wird, auch noch nach ihm, bis auf diese Stunde die Augen des Volks blendete, ich meine die Reformation. Unsere deutschen Gelehrten haben nämlich das deutsche Volk verhindert, daß es sich je klar geworden ist, und sie haben es nur

dadurch verhindert, daß sie fortwährend behaupteten, wir sind von der Aufklärung geboren, wir allein müssen die Aufklärung fortpflanzen, und mischt Ihr Euch hinein, so wird es nur Bastarde geben, aber keine natürliche Descendenz Luthers, kein reines Blut der Reformation. Bis auf die neueste Zeit hat man diesen Grundsatz festgehalten, man hat sogar den Enthusiasmus des Volks für die Bewegung neuester Zeit einen „beschränkten Liberalismus" genannt, und durchaus nicht deshalb, weil in der That hier Esel neben dem Löwen das Wort führten, sondern nur weil man ohne „jus belli ac pacis," ohne „deutsches Privatrecht," ohne „Völkerrecht," ohne Justinian und Papinian, ohne Institutionen, Pandecten, Codex und Novellen, ohne Hegel und Philosophie einer Schule eine ganz natürliche, aber häufig unwiderstehliche Logik entwickelte. Das Wort populär ist dergestalt in schriftstellerischer Beziehung fast Schimpfwort geworden, und jene Gelehrten, die sich der Bewegung anschlossen, dankten Gott gewiß aus innerster Seele, als ihnen Frankreich das Wort doctrinair zur Unterscheidung von der liberalen Unwissenheit neuester Zeit an die Hand gab, man konnte sich nun wenigstens bei der Facultät entschuldigen, wenn man sich mit der Menschheit befaßte; denn der wissenschaftliche Gesichtspunkt wurde festgehalten und man mochte überzeugt sein, daß mit der Zeit alle Interessen des Jahrhunderts

wieder in das ebene Gleis gelehrter Unverständlichkeit zurückgeführt werden würden.

Außer in jener Weise wurde die Gelehrsamkeit auch durch ausdrückliche Bestimmungen in Beziehungen zu dem Volke gebracht. Jeder, der eine Anstellung im Staate beabsichtigt, muß durch ihre Hände gehen, sie wurde somit der Mittelpunkt des Staatslebens, wie sie bereits mit dem Eintritt der Reformation der Mittelpunkt des Volkslebens und bald darauf sogar das Surrogat desselben geworden war. Ich werde die Stellung der deutschen Gelehrsamkeit zum Staate bei den Universitäten ausführen, hier frage ich nur: weshalb muß jeder Untergerichts-Secretarius das Universitäts-Triennium bescheinigt haben? Würde er nicht das Anstellungs-Examen nach mäßigem Studium einiger juristischen Compendien eben so sicher und zuverlässig überwinden, als wenn er Jahre lang vor dem Katheder dieses, oder jenes gelehrten Professors gesessen und dessen Worte nachgeschrieben hat, ohne jemals dessen Geist zu begreifen? Daß die Universitäten darunter gelitten haben, daß sie aus dem Gesichtspunkt freier Lehranstalten unter den von Schulen, deren Perspective künftiger Broderwerb ist, gebracht worden sind, wird kaum zu widerlegen sein; ob aber der Staat durch den Mechanismus der Facultäten, die in diesem Falle wenigstens zunächst an das Ministerium des Unterrichts verwiesen

sind, und nicht an die Joviserzeugte Göttin befördert wird, möchte auch noch zu bezweifeln sein. Oder hält man etwa dafür, daß sich der Beruf eines Candidaten für den Staatsdienst durch ein juristisches Examen erweisen lasse? Nein! man sollte auch ohne Universitäts-Triennium zu Staatsämtern gelangen können; eine politische Bildung, eine umfassende politische Bildung kann der Jurist z. B. unmöglich binnen drei Jahren auf Universitäten erlangen, und doch bedarf er ihrer zu höheren Staatsämtern. Oder will man nur auf die Form halten? Mir scheint es vielmehr, daß man den Werth der Gelehrsamkeit, dem Volke gegenüber, nur zu gut begriffen hat, sie soll nicht bloß cultiviren, sondern auch alle bösen Säfte ableiten und unschädlich machen, mit einem Worte die Theorie stets vor die Praxis stellen. Natürlich hat die Gelehrsamkeit noch mehr durch die Stellung, die ihr von Amtswegen eingeräumt ist, der Masse imponirt, als durch die natürliche, welche ihr durch die Reformation zu Theil geworden war. Sie maßte sich, neben der Bildung des Volks, die ihr zukam, die sie aber nur einseitig und unter Bedingungen bewerkstelligen durfte, die Bevormundung des Volks an, indem sie die öffentliche Meinung von sich abhängig zu machen suchte.

Oeffentliche Meinung! Ich habe bereits in der Einleitung behauptet, es sähe mit unserer öffentlichen

Meinung sehr bedenklich aus; wir sind zum mindesten nicht zu einem klaren Begriff der öffentlichen Meinung gelangt, eine ausgebildete öffentliche Meinung aber existirt gar nicht in Deutschland, ich meine nämlich eine Norm, die man auf eine bestimmte Zeit als den Ausdruck der Volksstimmung ansehen könnte. Zu einer solchen Stimmung bedürfte es vor allen Dingen einer Stimme, und gesetzt auch man — ich meine das Volk — hätte, trotz aller intellectuellen Bevormundung, eine solche, so würde man sie doch nicht gebrauchen dürfen. In Deutschland liegt nämlich in dem Worte Gedankenfreiheit nichts Anderes als das Sprüchwort: „Gedanken sind zollfrei," wir dürfen es nur in dem beschränktesten Sinne deuten. Eine öffentliche Meinung aber in diesem Sinne, eine öffentliche Meinung ohne Ausdruck, ohne Mittelpunkt, wie ihn z. B. England und Frankreich in der freien Presse besitzen, ist beinahe so gut, wie keine öffentliche Meinung. Wie soll sie sich mit dem Leben — und darauf kömmt es hier doch nur an — vermitteln, wenn nicht durch die Discussion. Die Journalistik, dieser Nerv der öffentlichen Meinung, ist in Deutschland nur geduldet, einmal von Staatswegen und dann wieder von den Gelehrten, die mit ihrer Weisheit nie in den Vorgrund der Ereignisse treten mögen, in die Verhandlung der Tagesfragen, sondern es vorziehen, während des Platzregens, große Wasserbehälter auszusetzen, in

welche sie die Geschichte tropfenweise auffangen, um dieselbe späterhin, wenn die Sonne wieder scheint, zu sich ins Zimmer zu holen, sie zu destilliren, zu reinigen und nach Belieben aufkochen zu lassen, zumeist aber in der Art, daß sie dem Volke nur lauwarm vorgesetzt wird. Mit einem Worte, unsere deutsche Gelehrsamkeit hält es für unanständig, sich in die Journalistik zu mischen, vielleicht auch für gefahrbringend, indem man den Menschen, die bei der Gegenwart hauptsächlich in Betracht kommen und bekanntlich von Fleisch und Blut sind, nie ungestraft mit dem anatomischen Messer der Wissenschaft zu nahe treten darf, wohl aber der Menschheit, die als Idee schon das Prokrustesbett der Philosophie und Geschichte verträgt und sich an Vergangenheit und Zukunft verweisen läßt, da sie keine Gefahr beim Verzuge läuft. Die Menschen würden freilich in diesem Falle fragen: „was haben wir von allen diesen Speculationen? gebt uns panem et circenses, gebt uns zu leben und Wohlfahrt." Um die Autorität nicht zu verlieren, beschäftigt sich deshalb unsere deutsche Gelehrsamkeit nie mit den Details der Gegenwart, nie mit den Fragen des Jahrhunderts, in welchem man lebt, sondern nur mit den Details der Vergangenheit, mit den Fragen jener Jahrhunderte, die bereits ad acta gelegt sind. Gewiß die deutschen Gelehrten haben die Nationalität des deutschen Volks, die das Leben und nicht den Ka-

theder als Basis bedurfte, nicht gefördert. Aber sie selbst bedauern, daß die Bildung der Deutschen sich nicht als „Blüthe eines gesunden Organismus des Volks“ geltend machen könne und rechtfertigen somit die bisherige Weise. Liegt denn der Grund davon am Volke? Herr Ottfried Müller meinte es freilich in seinem Programm zur Säcularfeier, er behauptete, die Deutschen seien in dieser Hinsicht noch „Barbaren;“ aber man wird bald einsehen, daß ein solcher Vorwurf ein Vorurtheil ist, denn einmal hat der Deutsche — wenn der Ausdruck erlaubt ist — einen Instinkt zur Cultur an und für sich, und dann ist es ihm nicht gestattet, die Bildung auf den „gesunden Organismus des Volks“ zu pfropfen. Staatszwecke verhindern eine freie Bildung, wie sie z. B. Griechenland aufzuweisen hatte; denn ich habe schon an einem anderen Orte bewiesen, daß Socrates, wenn er auch den Giftbecher leeren mußte, ihn doch inmitten seiner Freunde und Schüler leeren durfte. Wenn man es nun auch der deutschen Wissenschaft Dank wissen muß, daß sie dem Volke ein Surrogat für die demselben entzogene freie Entwickelung der Bildung an die Hand gibt, so sollte sie sich doch hüten, demselben Volke deshalb einen Vorwurf zu machen. Vor allen Dingen aber sollte sie aus diesem durchaus ungegründeten Vorwurf keine Rechtfertigung ihrer gänzlich isolirten Stellung ableiten, denn sie hat

nie zu befürchten, daß die Wissenschaft, wenn sie sich unter das Volk begibt, in Deutschland zu Grunde gehen wird. Freilich hat Börne einmal gerathen, die Göttinger Bibliothek zu verbrennen und wenn man in diesem Rathe einen Ausdruck der öffentlichen Meinung finden könnte, so möchte man mit dem „Barbarismus" des deutschen Volks Recht haben, indeß auch dann nur in dem Falle, wenn man erweisen könnte, daß die deutschen Gelehrten zu solchem Fanatismus der Satyre nie die geringste Veranlassung dazu gegeben hätten. Börne schrieb seine Pariser Briefe auf dem Schlachtfelde; hinter einem deutschen Ofen würde er freilich bedächtiger geurtheilt haben. Ich muß hier wiederholt bemerken, daß die neueste Politik nur die Leidenschaften von der Geschichte abweisen will, nicht die Vernunft; die deutschen Gelehrten könnten also deshalb ungestört mit an dem Jahrhundert bauen helfen, wenn sie nicht gar zu viele Rücksichten nähmen.

Ich suche nach dem Volks-Charakter der Deutschen, und ich habe schon zugegeben, daß sie beharrlich, ausdauernd, zuverlässig und gemüthlich sind. Aber diese Tugenden und noch viele andere zersplittern sich in die Details des Privatlebens ohne Höhepunkt und nationale Anlehnung. Sie werden das deutsche Volk vor den Untergang bewahren, aber sie können es, unter Voraussetzungen, eben so klein machen, wie sie es, unter ande-

ren, groß machen könnten. Tacitus sagte „nullos mortalium *armis* aut *fide* ante Germanos,“ und unsere kräftige, beharrliche und hoffnungsvolle Jugend wurde lange Zeit und fast noch bis auf den heutigen Tag in diesem lateinischen „Deutschland“ des alten Römers lateinisch spazieren geführt, man schöpfte die classische Sprache davon ab, lernte große Redensarten und konnte gelegentlich das Maul voll nehmen, aber den Lehrern lagen nur humanistische Principien bei der Lecture des Tacitus vor, keine humanen, keine nationalen. Tacitus wollte das stolzeste Volk der Erde an Deutschland wieder zum Selbstbewußtsein erheben; die Deutschen selbst aber verloren an eben diesem „Deutschland“ des Tacitus ihr Selbstbewußtsein, sie lernten Latein daraus, bewunderten den gedrängten und schlagenden Styl in den Worten: „nullos mortalium *armis* aut *fide* ante Germanos,“ und wenn man irgend einen Fortschritt verlangte, so sprach irgend ein Schulmeister: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos“ und man begnügte sich mit dem, was man hatte; und dachte nicht mehr an das, was man mit diesem, was man hatte, noch mehr erringen könnte. Freilich gab es zu Tacitus Zeiten noch keine lateinischen Schulen in Deutschland und der Römer würde sich gewaltig wundern, wenn er, aus dem Grabe zurückkehrend, vernähme, daß ihn ein Deutscher, Hofrath Thiersch, jetzt gegen

dieselben Deutschen anwende, für die er einst so trefflich geschrieben hat, daß auch er als Beweis gegen die Realschulen benutzt werde, er, der in seinem Deutschland nur auf die Sache einging. Oder sollte Tacitus wirklich nur deshalb „de situ, moribus et populis Germaniae“ geschrieben haben, um den Römern eine Satyre auf ihren Verfall und ein Vorbild zu bieten, den Deutschen aber nur lateinische Sprachstudien zu hinterlassen? Sollte er uns schon als ein Muster und ein Modell alles Guten und Edlen betrachtet haben, aber in Beziehung zu uns selbst auf ewige Zeiten als Barbaren? Ich halte nämlich auch den Vorzug, den man einer todten Sprache vor lebendigen Reformen der Bildung gibt, für einen Barbarismus; denn man will uns doch nicht glauben machen, der heutige Humanismus vermittele uns mit dem lebendigen Geist der Alten, mit dem Enthusiasmus ihrer Kunst und Geschichte? Als wenn es unsere Schulmeister dazu kommen ließen!

Der Befreiungskrieg war ein Höhepunkt und eine Anlehnung für alle jene Tugenden der Deutschen, sie konnten sich an einen historischen Hintergrund reihen, sie wurden von zwei gewaltigen Momenten getragen, von der Freiheit und der Nationalität. Aber worin sprach sich der Volks-Charakter aus, als die Waffen schwiegen? Man ließ sich Nationalkleider machen; alle Philister trugen Barette mit den verschiedenen Cocarden ihres

Landes, und selbst die freien Hansestädte, die sich anfangs durch eine gemeinschaftliche rothweiße auszeichneten, hielten es bald für angemessener den „Bremerschlüssel" an die Mütze zu heften, oder die „drei Thürme", oder den Adler, aber nicht den Reichs-Adler, sondern jenen, welchen Karl IV. Lübeck verlieh. Die Gelehrten dagegen, wie z. B. Herr Gentz, benutzten die Richtung der Zeit, die nationale Richtung der Zeit zu selbsüchtigen Zwecken, zu einer Vermittelung mit einer guten Stelle, sie schrieben, dem Auslande gegenüber, fortwährend von Freiheit und Nationalität, wie sie dem Inlande gegenüber schrieben, ist sattsam bekannt. Nur die Jugend bewies sich beharrlich, einig und enthusiastisch in der allgemeinen Nüchternheit, indeß war ihr Gesichtskreis beschränkt, man hielt sich an Formen, sogar an alte Formen, und Leidenschaft und Schwärmerei störten das Gleichgewicht des Fortschritts. Wer aber schrieb nach dem Befreiungskriege, nachdem die Fluth der nationalen Begeisterung wieder in die localen und territorialen mit guten Ufern und Dämmen versehenen Flußbette zurückgeleitet war, für das Volk, oder für die Gebildeten und für die Nätherinnen? Carl Heun unter dem wohlbekannten Namen Clauren. Und was schrieb er? Kartoffeln in der Schaale, Vorposten, Bräutigams aus Mexico. Und welche Anerkennung fand er? Man wird sie aus dem Vergißmein-

nicht und den Auflagen der Clauren'schen Muse so lange ersehen können, als es Leihbibliotheken geben wird. Neben Clauren gab es einen Tag, wie alle, Theater, Sängerinnen und Schauspieler und die Comoedie wurde den Deutschen so ganz und gar zur anderen Natur, daß Börne in zwei Bänden Theater-Recensionen eine Philosophie der Ereignisse schreiben mußte. Wer würde dieselbe sonst gelesen haben? Diejenigen, für welche sie nicht geschrieben war, aber im Leben nicht das Volk.

Würde man behaupten, dieser Zustand sei nur eine natürliche Erschlaffung gewesen, so möchte das am wenigsten für unseren National-Charakter sprechen; denn der Charakter soll nicht ermüden. Nun aber wird man sogar eingestehen müssen, daß die Anstrengung des Sieges im Leben nicht ein Volk erschlaffen kann. Wo soll man Thatkraft holen, wenn nicht in der That. Also weshalb wurde man so lässig und gleichgültig? Die Antwort liegt nahe: die Deutschen haben keinen politischen Charakter. Wer wird aber einen National-Charakter, ohne einen politischen Charakter definiren wollen? Daß wir von Norden bis Süden und von Osten bis Westen gewisse Tugenden und gute Eigenschaften aufzuweisen haben, wird den letzteren nicht erweisen, solches kann nur die Art und Weise, wie wir dieselben im Ganzen und Großen und zum Besten des Volkes geltend machen. Wie sollten wir das aber ohne

politische Neigungen und Tendenzen? Und doch, wir haben ja National-Dichter, wir haben Schiller, wollen wir Göthe nicht dafür gelten lassen. Aber ich meine, Schiller ist sehr gut daran gewesen, daß er zu einer Zeit dichtete, wo man sehr wenig an Nationalität der Deutschen glaubte, und nichts dagegen hatte, wenn der Teufel an die Wand gemalt wurde. Das Volk würde Schiller nie gehalten haben, hätte die Polizei seinen Posa verboten, seinen Verrina. Und wurde Schiller an der Nationalität der Deutschen zum Dichter der Nation? Ich glaube, daß nur die Phrasen seiner Tragoedien von dort sind, die Thaten holte er von den Göttern, wie einst Prometheus das Feuer, und die Götter sahen ein, daß dieses Feuer nur eine Theatersonne werden würde, und schmiedeten ihn nicht an den Felsen, sondern machten ihn zum deutschen Hofrath. Ich wollte nur sagen, daß ich mir sehr wohl einen National-Dichter ohne Nation denken kann, daß solches aber zweimal traurig ist, einmal für die Nation und dann für den Dichter.

Herder hat uns eine „ungewordene Nation" genannt, andere aber haben erwiesen, daß wir gar nicht zu einer Nation bestimmt seien, wir seien Markomannen, Ubier, Tungern, Thüringer, Katten, Hermunduren, Sachsen, Sueven, Vandalen, Longobarden, Cimbern, Teutonen, Franken, Wenden, Allemannen u. s. w.

gewesen, und wir müßten Oesterreicher, Preußen, Baiern, Hessen, Hannoveraner, Sachsen, Würtemberger, Braunschweiger, Oldenburger, Holsteiner, Mecklenburger, Bremer, Lübecker, Hamburger, Frankfurter u. s. w. nicht nur in der Form, sondern auch im Geiste und in der Wahrheit bleiben. Man sei sogar so weit gegangen, die deutsche Cultur an diese verschiedenen Bestandtheile zu knüpfen, man hat behauptet, die Einfachheit unserer Sitten rühre aus ihnen her, mit einem Worte, man hat die Tugenden der Deutschen ihrer Uneinheit zugeschrieben. Freilich hat die Verbreitung der Wissenschaft über alle Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes die Cultur hauptsächlich festgestellt, aber würde diese Verbreitung, selbst wenn wir formell eine Nation gewesen wären, unterblieben sein, würden Deutsche, die von Natur zur Cultur incliniren, diese der Concentration geopfert haben? Einen politischen Mittelpunkt hätten wir vielleicht in einer Hauptstadt gefunden, weniger einen revolutionairen, vielleicht auch einen geistigen; aber dieser geistige Mittelpunkt würde schwerlich je eine fruchtbare Insel im großen Ocean der Ignoranz geworden sein, wie z. B. Paris, sondern nur eine Herzader, die das Leben nach allen Theilen ausströmt und von allen Theilen Leben empfängt. Die Deutschen würden nie einem Despotismus in jener Weise von Paris gehuldigt haben, den wir übrigens, wollen wir unpartheiisch sein,

nicht als von der französischen Nation ausgehend betrachten müssen, sondern nur als ein Werk der Könige von Frankreich, die die Neigung des Franzosen zum Ruhm und zum Pomp für die Concentration benutzten. Man wollte die Leidenschaften fesseln und den Geist der Nation an den Triumphwagen der Monarchie spannen, und der Hercules der Aufklärung mistete nicht nur den Augias-Stall aus, sondern befreiete auch den Prometheus. Wenn wir aber die Reinheit und Einfachheit unserer Sitten nur in der Zersplitterung zu suchen hätten, so würde uns das wenig zum Lobe gereichen. Sie liegen auch in der That tiefer, man hat die alten Urwälder, die sich einst über sie wölbten, gelichtet, und die Sitten der Deutschen sind nicht verblichen an der Sonne der Civilisation, sie sind auf dem Divan dieselben geblieben, wie einst auf der Bärenhaut; man hat auch französische Leichtfertigkeit mit deutscher Schwerfälligkeit zu paaren versucht, und wir waren nach dem Befreiungskriege fast moralischer, als vor der französischen Revolution. Im Herzen sind wir seit Arminius dieselben geblieben, nur im Kopfe sind wir im Laufe der Begebenheiten klüger geworden, und wenn wir noch nicht klug genug sind, so liegt das nur daran, daß wir unbesehen Dinge glauben, wie die Vortrefflichkeit der deutschen Uneinheit. Die Form derselben ist — wie gesagt — politisch rathsam, aber diese Form sollte nie

dazu beitragen, den Geist zu bestimmen. Haben wir eine Nationalität dem Auslande gegenüber, so müssen wir auch eine Nationalität im Inlande behaupten. Und hier muß ich freilich zugestehen, daß die hannover'sche Frage eine allgemeine, eine nationale Theilnahme gefunden hat, obwohl man nicht läugnen kann, daß die Gelehrten und Professoren, an der Spitze jenes Ereignisses, dem Volke den ersten Impuls geben mochten.

Man mag es mir erlassen, die Vorzüge der Deutschen nach der Reihe aufzuzählen; sie sind zur Genüge bekannt und selten in einem Abriß der deutschen Geschichte, von Becker bis Kohlrausch, übergangen worden; jeder Schulmeister lehrt sie seine Zöglinge, obschon es besser sein würde, man lehrte sie gar nicht, sondern sie ständen offen und frei verzeichnet im großen Buch der Nation, im Leben des Volks, jedem erkennbar, auch ohne Commentar. Aber wenn ich somit die Vorzüge der Deutschen füglich übergehen kann, so will ich doch wenigstens versuchen, die Ursachen ihrer Fehler zu ermitteln; und da wird man denn bald zugeben müssen, daß eben die Zersplitterung in der früheren Weise, die beinahe nach des alten Juristen Bartholus Meinung zehn Menschen als ein Volk betrachtete, die Haupt-Ursache unserer Fehler ist. Woher z. B. kömmt unsere Ausländerei, wenn nicht von der Zersplitterung? Wir fanden nirgends in Deutschland einen Concentrations-

punkt und gaben uns eben deshalb allen Impulsen von außen hin. Woher kömmt jenes Sprüchwort: der Prophet gilt in seinem Vaterlande wenig, wenn nicht von der Zersplitterung? Weil die deutschen Propheten zunächst Vaterländer zu erobern hatten, so konnten sie nur mit Mühe und oft nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, wie solches von Schiller gewiß ist, zum Vaterlande gelangen. Dort maß man die großen Geister häufig nach der Elle und wunderte sich, daß sie Dichter werden wollten, oder Schriftsteller, da ihr Wuchs doch ganz und gar geeignet sei zu einer Unterofficierstelle in einem Garde-Regimente; hier lernte man sie nur kennen, wenn sie bereits oben auf dem Berge standen. Wie viele aber gingen auf dem Wege zu den Sternen zu Grunde, wie wenige konnten in Deutschland ausrufen: per aspera ad astra. Ich muß übrigens bemerken, daß ich nur deshalb im Imperfektum spreche, weil wenigstens die Gegenwart nach einem Höheblick sucht und ein deutscher Fürst, wie einst der Kurfürst von Hessen, sich z. B. nicht mehr wundern wird, daß ein Trommelschläger im ersten Garde-Regimente Schauspieler werden will; aber emancipirt haben wir uns von localen Rücksichten bei Beurtheilung unserer großen, oder doch braven Männer noch nicht; denn ich hörte noch kürzlich auf meine Frage, weshalb man einen freisinnigen Professor an der Universität nicht in die

Stände berufe? die Antwort, der Mann sei ein armer Teufel, was so viel sagen will, als unbemittelt, eine Bezeichnung, die auch nur deutsch ist; denn in anderen Ländern versteht man unter „Mittel" etwas Anderes, als par excellence Geld. Der Franzose kann z. B. unbemittelt nur durch sans fortune oder sans biens übersetzen, er würde sich schämen, das Geld zu einem Begriff zu machen. Da ich aber einmal von dem Geldbegriff rede, so frage ich, wie hat er sich in Deutschland so vollständig ausbilden können, wenn nicht durch die Zersplitterung? Was hatten wir für höhere Interessen, als Handel und Industrie? Gewiß, sie sind vortrefflich, aber wir drückten uns bis zu dem allgemeinen Mauthverbande gegenseitig damit nieder, und vor Handel, Industrie und Gewinn gelangten wir nie zu nationalen Sympathien, wie wir vor localen und territorialen Sympathien nie zu einer Feststellung deutschen Handels und deutscher Industrie gelangten. Man könnte mir erwiedern, die Franzosen seien die gewinnsüchtigste Nation der Welt und die Engländer opferten ihren Handels-Interessen selbst den Himmel, geschweige denn die Erde; aber man wird zugeben müssen, daß die Franzosen sich selbst nie dem Gewinn unterordneten, und daß ein großer Bankier und ein größerer Patriot in diesem Sinne sprechen konnte: „Wir wollen doch sehen, ob das Haus Laffitte, oder das Haus Bourbon siegt," daß die

Engländer aber ihre Freiheit nie ihren Handels=Interessen opferten. Deutschen Handels=Interessen dagegen ist nicht nur die Gegenwart, sondern auch ein gutes Stück Zukunft Preis gegeben worden, und zwar nicht nur ein gutes Stück deutscher Zukunft, sondern auch europäischer. Wie ganz anders würde die Weltgeschichte stehen, wenn das Haus Rothschild, wie das Haus Laffitte gesprochen hätte. Aber die Rothschild sind Juden. Ich meine, sie sind es nicht mehr; sie mögen es in der Synagoge sein, in der Handelswelt sind sie es nicht mehr, sie sind dort so gute Christen, wie die andern, sie haben auch auf das neue Dogma hin, sie allein unter allen Juden, Zutritt in das Frankfurter Casino erhalten; denn die Nationalität wird in Deutschland stets den Geld=Interessen nachgeben müssen, die nur von der Unnationalität angeregt und unterhalten werden. Dieser Zustand macht es auch erklärlich, daß die Juden, trotz aller Unterdrückung und Verfolgung in deutschen Landen, so viel Vorliebe für Deutschland an den Tag legen, daß sie nicht auswandern dorthin, wo die Emancipation ihnen Heimath und Bürgerrecht gibt. Die Juden haben nämlich in der That noch immer nationale Sympathien, ihr Gemeingeist ist kein Partheigeist, und so wenig diese nationalen Sympathien, da sie keine politische Perspective verlangen, bei der Emancipationsfrage in Betracht kommen können, so bedeutsam sind

sie doch für meine Behauptung. Die Juden erkennen nämlich, daß Handels- und Geld-Interessen noch auf lange Zeit und ohne höhere Tendenzen der Wendepunkt der Deutschen sein werden und sie ziehen es vor, mit diesem Haupt-Momente ihrer Nationalität, die ja jetzt auf diese einzige Aeußerung beschränkt ist, in die Emancipation in Deutschland und in ein Volk einzutreten, das am Ende keine größeren politisch-nationalen Merkmale aufzuweisen hat, denn sie, als in einem anderen Lande in ein anderes Volk, dessen Politik durchaus auf nationalen Basen beruht. Hier werden sie als Juden nur in eine untergeordnete Stellung gerathen, während sie dort sich geltend machen und ihrem Nationalgefühle wenigstens die Genugthung der Ueberzeugung verschaffen dürfen, sie seien eben so reich und politisch angesehen, wie die Christen, in deren bürgerliche Gemeinschaft sie nun eingetreten sind, und — wie gesagt — das Alle, ohne daß sie aufhören müssen, Juden zu sein, wie z. B. in Frankreich, wo bereits jegliche Unterscheidung weggefallen ist.

Ich frage weiter, woher rührt unsere Rang-, Titel- und Ordenssucht, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutschen? Man konnte sich an keine große Idee lehnen und man lehnte sich an kleine Dinge. Die kleinen Höfe bedurften eines Ansehens, und sie konnten es nicht wohlfeiler gründen, als durch Titel und Orden, die von

ihnen eben deshalb in das Herzblut der Nation übergingen, dasselbe schwächten und am Ende die gesunde Entwickelung des Bluts zu einer Wassersucht persönlicher Eitelkeit herabbrachten, weil dem öffentlichen und dem Volksleben jede kräftige, stärkende Nahrung entzogen war. Statt eines Nationalstolzes gab es seitdem Adels,= Rang,= Ordens,= Titelstolz, und welche Lächerlichkeiten! Man konnte nicht genug Prädicate auftreiben, um dieser Wuth zu genügen; sie erstreckte sich bis in die untersten Verhältnisse. Und wenn man jetzt klüger geworden ist, ist man auch besser geworden? Wird man sich nie von der alten Neigung verleiten lassen? Ich meine, wir werden erst dann diese Erbärmlichkeiten verachten, wenn wir den Maßstab dafür in dem Volke suchen müssen, in der ganzen Nation und nicht in der Bürgerschaft dieser, oder jener Residenz, oder Landstadt, wo jeder Einzelne sich lustig macht über Titel und Orden, die er nicht erhält. So lange die Eitelkeit der Einzelnen der Nation nicht untergeordnet wird, so lange wird sie immer den Ausschlag geben. Oder glaubte man etwa die französischen Minister hätten die „Excellenz" nicht angenommen, wenn die Nation nicht über Ludwig Philipp stände? Glaubt man etwa Herr Thiers, der in der That Baron sein soll, würde sich nicht Baron schreiben, wenn es die Nation gut hieße? Somit werden wir Deutsche wohl noch geraume Zeit an diesen

Schwächen zu leiden haben; denn wenn z. B. Herr Thiers sich nach der französischen Nation richten muß, was geht z. B. die deutsche diesen, oder jenen Geheimen-Ober-Finanz-Rath in irgend einem größeren oder kleineren Bundesstaate an, wird er doch in Groß- und Klein-Flachselfingen, in der Residenz und auf dem platten Lande als solcher anerkannt. Und wenn er reis't, hat dieser Titel in allen deutschen Städten und an der Table d'hôte mindestens Zuvorkommenheit zur Folge. Wir haben keinen National-Charakter, aber in den Fremdenbüchern ist die Bezeichnung: Name und Charakter von der größten Bedeutung sowohl für den Gastwirth, als für die Neugierigen, als für das Publikum, als für die Polizei. Je kleiner und charakterloser Staat und Stadt sind, desto mehr gibt man auf diesen „Charakter" der Fremden und Einheimischen. Und man sollte in der That über solchen Firlefanz hinweg sein, oder auch nur unter den bestehenden Verhältnissen hinweg kommen können! Ich habe übrigens bereits bemerkt, daß im Süden Deutschlands Titel und Orden weniger zu Scheidungen dienen und daß die Rangverhältnisse mehr im Staats-Calender und in amtlicher Hinsicht, als in der Gesellschaft gespürt werden. Ganz und gar aber kann man diese Dinge so wenig hier wie dort entbehren. Es fragt sich nur, wie sie mit dem soliden Charakter des Deutschen, der im übrigen durchaus kein theatralisches

Relief erträgt, in Einklang zu bringen sind, und ich weiß dafür wieder keinen anderen Grund anzuführen, als die Hingebung an die Bevorzugten in der Gesellschaft, die bis jetzt noch immer in allen unseren Verhältnissen den Ausschlag gegeben haben. Ohne daß die Eitelkeit der Einzelnen in diesen Bevorzugten eine Anlehnung fände, würde sie, wenn nicht in dem Volke, doch in der Majorität der Einsichtsvollen zu Grunde gegangen sein, so aber erhielt sie gewissermaßen eine Unverletzbarkeit und eine Glorie der Majestät. Fürsten, Diplomaten, Gelehrte, Militär= und Civil=Beamte, mit einem Worte die Höhepunkte der deutschen Nation gefallen sich in Orden, und so viel Ehrenzeichen auch seit 1830 in Kurhessen z. B. ertheilt wurden, so entsinne ich mich, trotz aller Gleichgültigkeit gegen solche Auszeichnungen, die in diesem Staate in der That anzutreffen ist, doch nur eines Mannes, der den Löwenorden mit Dank angenommen und ad acta gelegt hat. Es ist der O. A. Gerichts=Rath Pfeifer, und nicht unwahrscheinlich hat er auf die öffentliche Meinung Kurhessens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, ein Beweis, daß der Sache abzuhelfen gewesen wäre, wenn unsere großen Geister nur Hand anlegen wollten; aber ich behaupte, man könnte sich eben so gut darüber verständigen, die Welt aussterben zu lassen, als Titeln, Rang und Orden

zu entsagen. In Göttingen z. B. sind die Professoren meist sehr unglücklich, wenn sie nicht wenigstens nach einem Prorectorate Guelfen-Ritter werden, und der berühmte Heeren legte das blaue Band desselben nur dann ab, wenn er in seinen geschichtlichen Vorlesungen über die Stiftung dieses Ordens sprach. Will man aber heut zu Tage die Opposition umstimmen, so ladet man sie an den Hof. Man könnte mir entgegnen, solches geschähe in Frankreich nicht weniger, indeß hier ist zu bemerken, daß solche Auszeichnungen dort nie die Masse bestechen, sondern nur die Einzelnen, die zu ähnlichen Resultaten angespornt werden mögen, während in Deutschland eben jene Masse davon ergriffen wird, ohne daß die Einzelnen besser sind, als in Frankreich.

Woher rührt unser Paß- und Bürger-Unwesen, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutschen? Man kann häufig und wenn es irgendwie für nöthig gehalten wird, nicht ein paar Stunden reisen, ohne sich zu legitimiren, und will sich ein Bockenheimer *) längere Zeit hindurch in Frankfurt a. M. aufhalten, so wird er einen Heimathsschein beibringen und eine Fremdenkarte lösen müssen, während reiche Russen sich Jahre lang durch ihren einfachen Paß legitimiren, um im Mittelpunkte Deutsch-

*) Ein Kurhessisches Städtchen, eine Viertelstunde von Frankfurt a. M.

lands Studien im deutschen Volksleben zu machen. Freilich ist es bekannt, daß Pässe nur eine Reiseerschwerniß für ehrliche Staatsbürger sind, während sie Spitzbuben und gefährlichen Leuten die Flucht bequem machen, aber man ist demungeachtet bis auf den heutigen Tag nicht klüger geworden. Das Paß = Unwesen gibt unserer Polizei den Anschein, als seien die Reisenden ihretwegen da, sie visirt, wenn Alles im Passe in Ordnung ist in Gottes Namen so lange darauf los, als bis sie durch Requisitionsschreiben aufmerksam gemacht wird, ob aber das Signalement im Passe mit dem Fremden außer dem Passe übereinstimmt, kümmert sie nie. Man braucht nur einmal in einem Paß=Bureau gegenwärtig gewesen zu sein, um die Unmöglichkeit einer sorgfältigen Controle zu erkennen. Der Beamte, der mit dem Visa beauftragt ist, ist von Handelsreisenden, Handwerksburschen und Lohnbedienten, die den sogenannten angesehenen Reisenden den Weg ersparen, belagert, wie soll er vergleichen und untersuchen. Freilich sind diese Schwierigkeiten nur äußere, wir verlieren aber dadurch alle Theilnahme für fremde Zustände, wenn wir sie so theuer erkaufen müssen, und die Nationalität hat somit auch diese Scheidewand zu überspringen, sie wird hier in der That von der Polizei, und zwar von der untersten, abhängig gemacht. Nun will ich zwar zugeben, daß ein allgemeines deutsches Bürgerrecht nicht möglich

ist, aber für ein gegenseitiges Fremdenrecht könnte doch in der Weise gesorgt werden, daß Deutschland als die gemeinsame Heimath aller Deutschen angesehen würde und man zu einem temporären Aufenthalt außerhalb der Grenzen des kleinsten Staates nicht einer so speciellen Legitimation bedürfte, wie solches jetzt wirklich der Fall ist, oder gar Gefahr liefe, von Willkühr und zufälliger Laune abhängig zu werden. Fürchtete man Collisionen mit den Fremden, zum Nachtheile der Einheimischen, oder des Staats selbst, fürchtete man, daß wenn der fremde Deutsche etwa krank würde, oder stürbe, sein Nachlaß nicht zu den Kosten der letzten Krankheit und zu dem Begräbniß hinreichen möchte, so könnte man diese Lasten ein für alle Mal dem Geburtsorte auferlegen, falls der Fremde nirgends angesessen wäre, oder wäre er es, dem Orte, wo er Bürger war. Oder endlich, würden sich dergleichen Fälle nicht compensiren? Nützen also Heimathsscheine mehr, als solche Bestimmungen, die freilich nicht von den einzelnen Staaten, sondern von dem deutschen Bunde ausgehen müßten? Gewiß ein deutsches Fremdenrecht (sit venia verbo!) für deutsche Landeskinder könnte dieser hohen Versammlung noch größere Theilnahme zuwenden, als sie sich deren bereits erfreut. Möchte man es mit den Ausländern, ich meine mit den nicht deutschen Ausländern, immerhin strenger halten, aber den Inländern könnte man gewiß an die

Hand gehen, wenn sie sich über Volk und Vaterland unterrichten wollen, zumal da sie ja doch keinen Zuwuchs oder eine Uebervölkerung für Deutschland herbeiführen können, wenn ihnen freier Umzug von dem einen in den andern Staat gestattet ist und ein Aufenthalt, auf welchen sie als Deutsche Anspruch machen dürfen. Es hat mich tief ergriffen, wenn man russischen Titular-Staatsräthen, die sich nur zum Vergnügen im südlichen Deutschland umhertreiben, oder die Stimmung des Volks exploitirten, nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legte wegen ihres Aufenthalts, während deutsche Schriftsteller, aus dem Norden, im Süden rücksichtslos von Ort zu Ort gehetzt wurden bis zur Heimath — wie man im Deutschen die Geburtsscholle heißt. — Und warum? Man braucht in solchen Fällen nie Gründe anzugeben; denn der Fremde aus dem einen Bundesstaate kann in dem anderen nur bittweise leben, man duldet ihn nur, er ist gegen Räuber, Diebe und Betrüger gesichert, aber nicht gegen die Polizei, die in Deutschland selten an Grundsätze gehalten ist. Wie gesagt, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus und unter Berücksichtigung der Tendenzen, die die hohe deutsche Bundesversammlung wiederholt als die ihrigen bekannt hat, möchten gegen einen freieren Verkehr in Deutschland keine Einwendungen zu machen sein, und politische Motive, die ganz außerhalb der Nation liegen und sich nur

auf einen Argwohn gegen die Zeit und das Jahrhundert stützen, werden doch nicht als Entscheidung benutzt werden können. Wir dürfen demnach auch hierin gewiß nicht mit der Zeit, sondern baldigst eine Aenderung erwarten; denn die Concessionen in den „besonderen“ Bestimmungen der Bundes-Acte, die sogar den Anfang eines deutschen Bürgerrechts bilden sollten, beziehen sich auf die Besitzenden, und auf die Nichtbesitzenden nur in so fern, daß sie auswandern dürfen. Fürwahr man kann leichter von Deutschland nach Amerika gelangen, als von Hamburg nach Altona, und doch wollen wir eine Nation sein.

Woher rührt der verschiedene Münzfuß, wenn nicht aus den Spaltungen der Deutschen? War es nicht traurig, daß man im „Schwäbischen Merkur“ lesen mußte: „Ich nehme die Coburger Sechskreuzerstücke für voll an, in Zahlungen für meine Schwefelhölzer;“ denn man hatte bekanntlich nur eine Frist von vier und zwanzig Stunden zur Ablieferung des herabgesetzten Geldes an die Coburgische Staatskasse gestattet, eine Frist die für Coburg ausreichte, die aber für die Staaten des vier und zwanzig Guldenfußes — selbst unter Voraussetzung von Eisenbahnen — zu kurz war. Aber war man auch diesen Staaten verpflichtet? Was ging es im Grunde Coburg an, daß man in Würtemberg, Baiern, Baden, Hessen und Frankfurt a. M. den coburgischen Münzfuß

respectirte? Dieser Vorfall bewies die deutsche Nationalität in negativer Hinsicht.

Mit einem Worte, die inneren und äußeren Gebrechen Deutschlands knüpfen sich zunächst an die Grenzsteine. Wenn man nun auch überzeugt sein kann, daß die äußeren Gebrechen von der Bundesversammlung, die sich ja vor Allem die Einheit als Ziel gesteckt hat, beseitigt werden mögen, so muß man die Heilung der inneren freilich zumeist von dem Volke selbst erwarten, durch die geistige Vermittelung. Geistig wenigstens wird man sich von territorialen und localen Rücksichten emancipiren können; man wird sich solcherweise allmählig nähern, sich vereinen und am Ende in einem Mittelpunkte zusammentreffen, wie die Flüsse aus unbedeutenden Quellen und oft unmerklich durch verschiedene Länder und nach einzelnen Zusammenflüssen unaufhaltsam zum Meere strömen. Die politische Vermittelung der deutschen Völker kann freilich dagegen nur eine künstliche sein, sie wird sich zu ihnen kaum anders verhalten, wie die Canäle zu den Flüssen, dieselben müssen sorgfältig angelegt und sorgfältiger erhalten werden. Der geistigen Vermittelung liegt nicht nur Gott zum Grunde, durch Nationalität und Natur, sondern er leitet sie auch durch die Vernunft. Der politischen kann Gott zum Grunde liegen, er kann sie leiten, aber sie ist gegen menschliche Einflüsse nicht gesichert. Kurz wer die Canäle gräbt

kann sie auch vernichten, wer aber wird den Lauf der Donau zu hemmen wagen? Solches konnte nur jener Oesterreicher, der Steine in ihre Quelle warf und sich über die Verwunderung der Wiener freute, wenn nun die Donau bei Wien ausbleiben würde. Freilich strömt die geistige Vermittelung der Deutschen nicht nur durch die Jahre und Jahrhunderte, sondern auch durch die Irrthümer und Leidenschaften der Menschen, und wie die Flüsse auf ihrem Laufe zum Meere mag auch sie aus den Ufern treten und eintägige Verirrungen anrichten, aber sie wird auch befruchten und düngen und reifen, und das kann uns wegen ihrer augenblicklich verderblichen Aeußerungen, wie wegen ihres langen Laufes zum Ziele trösten.

Daß indeß die geistige Vermittelung der Deutschen in neuester Zeit vorzugsweise rascher dahinströmt, dem möchte sicherlich nicht leicht zu widersprechen sein, nicht weniger, daß sie in neuester Zeit nicht verheerend aus den Ufern trat, sondern nur alte Vorurtheile und Satzungen in ihren Strudel zog, neue Erscheinungen an's Ufer warf, und den alten Boden, den trockenen, dürren Boden historischer Thatsachen mit neuem Leben tränkte, ihn mild machte und weich für die weitere Erndte und für die Früchte, die eine spätere Generation als Bedürfniß ansprechen wird. Wenn wir nun schon solcherweise im Geiste immer näher

kommen und die äußeren Unterscheidungen sich immer mehr zum Formenwesen verflachen, so scheinen die Götter, die die Deutschen sehr wohl kennen, und die da wissen, daß dieses Volk ein freiwilliger Tantalus ist, wenn ihm nicht das junge Gemüse des Frühlings gekocht und mit Saucen zubereitet auf den Tisch gesetzt wird, ich sage, so scheinen Götter, dem Deutschen zu Liebe und zur Vermittelung der Theorie mit dem Leben, die Eisenbahnen den Sterblichen geschenkt zu haben. Sie werden selbst die Gelehrten in's Volk geleiten, sie werden dazu dienen, daß man alle Zustände an der Quelle erforschen und aus eigener Wahrnehmung urtheilen kann; zumeist aber werden sie dem Deutschen behülflich sein, sich selbst kennen zu lernen, indem sie ihn im Fluge über die Grenzen geleiten und bequem und — was hier immer die Hauptsache ist — wohlfeil, so wohlfeil, daß selbst unsere Handwerksburschen und Privatgelehrten die Locomotive werden benutzen können. Aber nicht nur über das Inland werden uns die Eisenbahnen belehren, sondern auch über das Ausland, das unsere Eitelkeit bis jetzt nur in seinen Schwächen copirte, daß unser Geist nicht in seinem Geiste erfaßte; wir werden dann einsehen, daß wir aus Frankreich und England manche Luxusartikel und Moden entbehren können, aber die Civilisationsartikel werden wir begreifen und würdigen lernen. Mit einem Worte, die Völker werden zu einander kom-

men, sie, die immer arm und betrogen sind, aber brav und guten Willens voll; und die Einzelnen, die Reichen, die ordentlichen Professoren, die von Amtswegen Reisenden, die alle eitel, schwach, einseitig und bestechlich sind, werden fürderhin nicht mehr den Ausschlag geben. Mögen wir Deutsche dann weniger erfinden, so werden wir doch das, was wir erfunden haben benutzen, mögen wir dann weniger studieren, so werden wir doch um so mehr leben. Wenn ich übrigens bemerkte, die Eisenbahnen seien ein Geschenk Gottes, so will ich, ohne den Engländern zu nahe zu treten, solches durch die Eigenschaft dieser Erfindung darthun. Sie ist nämlich unwiderstehlich, sie läßt sich nicht einmal von der österreichischen Grenze abweisen, wo sonst alles der Mauth unterworfen ist, ja der Gegensatz einer Eisenbahn im Auslande kann nur eine Eisenbahn im Inlande sein; Eisenbahnen lassen sich durch nichts Anderes widerlegen und bekämpfen, als durch Eisenbahnen. Könnte man hier ein Mittel erfinden, wie einst die Censur gegen die Presse, man würde vielleicht auch erst nach einigen Jahrhunderten zur vollständigen Entwickelung dieses Ereignisses gelangen, so aber, wie die Dinge nun stehen, muß die nächste Zeit schon die entferntesten Folgen desselben erkennen lassen.

Fünftes Capitel.

Die Stände. — Der Adel. — Historische Rückblicke auf dieses Institut. — Hoher und niederer Adel. Die Reichsunmittelbarkeit des niederen Adels. Die Ebenbürtigkeit. Der niedere Adel seit der Reformation. Junkerthum. — Des Verfassers Ansicht über Majorate und deren Folgen für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft. — Wird der Adel eine Zukunft haben?

Auffallen mag es immerhin, daß gerade in Deutschland, wo doch in dieser Hinsicht keine historischen Anknüpfungen vorhanden waren, sich ein Institut in der öffentlichen Meinung so ganz und gar feststellen und fast zu einer, mehr als spanischen Vollkommenheit ausbilden konnte, das mehr, als irgend ein anderes der geschichtlichen Grundlage bedarf, da es die Vernunft als solche nicht ansprechen kann. Ich meine den Erbadel, der bei den germanischen Stämmen höchstens in schwachen Umrissen vorkam; denn hier gab es nur regierende Geschlechter auf der einen Seite und Unfreie auf der anderen, zwischen ihnen aber keine Standesverschiedenheiten, die von der Geburt abhängig gewesen wären.

Der Unfreie konnte frei werden und als solcher durch Verdienst und vielleicht auch durch Gunst zu den ersten Aemtern des Staats und Hofes gelangen, aber die Antrustionen und Leude der Franken, die Degene der Sachsen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normänner gehörten nur dem Gefolge an und boten durchaus keine Analogien des heutigen Adels, obwohl sie ihn durch die Lehnverhältnisse vorbereiteten. Wollte man aber die Aethelinge der Sachsen als eine solche betrachten, so ist es erwiesen, daß sie zum regierenden Geschlechte gehörten, ja daß häufig nur die Thronfolger diesen Titel führten, wie die Kronprinzen von Frankreich den Titel Dauphin. Da es keinen niedern Adel gab, so kann man diese regierenden Geschlechter auch nicht wohl den hohen Adel der alten germanischen Stämme nennen, man hatte Balthen, Amalen, Agilolfinger, das Geschlecht Odins, die Asen u. s. w., die von den Göttern abstammten, d. h. die sich solche Verdienste um ihr Volk erworben hatten, daß man sie aus einem nationalen Impulse in göttliche Beziehungen brachte, während sie ihre irdische Mission mit Fug und Recht auf jene ihnen von dem Volke eingeräumte göttliche zurückführen durften; aber man hatte keine zwergartigen Auswüchse dieses Verdienstes, keine menschlichen Zusätze zu dem göttlichen Ursprung, keine Modificationen des Ranges und der Würde; nur

die Helden herrschten und die Sterblichen gehorchten, selbst einen hohen Adel kannte man nicht.

Dieses Verhältniß wurde mit in das Christenthum der fränkischen Monarchie hinübergenommen. Karl der Große konnte keinen Erbadel gebrauchen, der seinen weit ausschreitenden Absichten einer Kirche und eines Reichs nur hinderlich gewesen sein würde; er machte sogar die unterjochten Fürsten zu Staatsbeamten, er war Kaiser und regierte durch Herzöge, Grafen und andere Staatschargen. Aber die übrigen Karolinger ließen das Schwert ihres Ahnherrn ruhig in der Kirchengruft zu Achen liegen und mit dem Evangelienbuch allein ließ sich noch zu jener Zeit keine Einheit erhalten. Somit geschah es denn, daß die Herzöge von Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen und die Markgrafen im Osten und Norden des Reichs allesammt ihre Hand nach dem Scepter ausstreckten, daß die Grafenämter selbst erblich, oder ein Zubehör geistlicher Stifte wurden, mit einem Worte, daß aus Staatsämtern Fürsten und Herren hervorgingen. Die Kaiser traten freilich nachdrücklich gegen diese Ausdehnung auf, aber wenn man Herzogthümer und Markgrafschaften zerstückelte, so wurden die einzelnen Theile nicht minder gefährlich, die Vielherrschaft wurde durch die Kriege der Wenigherrschaft herbeigeführt, aus einer Schlange, der man den Kopf zertreten hatte, entstanden zehn andere und mit ihnen

zunächst der hohe Adel, bald darauf aber auch der niedere, der seit dem Erlöschen der karolingischen Dynastie in Deutschland hervortrat, zu derselben Zeit, als der hohe Adel nicht nur die Vererbung des persönlichen Standes sondern auch die Vererbung des Länderbesitzes als ein gemeinschaftliches Recht der Familie in Anspruch nahm und dadurch gewissermaßen die Völker in ein sachliches Verhältniß brachte. Sie wurden wie Güter hinterlassen und getheilt.

Man wird nun schon einsehen, was wir Deutsche insonderheit dem Adel zu verdanken haben, aber wenn wir dessen Entstehung auch in natürlicher Weise erklären können, da selbst der niedere Adel eine Folge des Christenthums war, das die Cultur an die Stelle des Schwertes setzte und deshalb jene, die nur dieses zu führen verstanden, immer mehr und mehr zu Absonderungen und Scheidungen veranlaßte, zugleich aber auch sie begünstigte, indem es ihrer und des Schwertes in ihrer Hand nach allen Seiten hin bedurfte, so muß man doch über die Vervollkommnung des Instituts, trotz Buchdruckerkunst und Reformation, in einiges Erstaunen gerathen, und zwar um so mehr, als erst im funfzehnten Jahrhunderte der niedere Adel als Stand auftrat, indem man die Gelehrten von den Domcapiteln ausschloß. Untersuchen wir die Motive dieser Ausbildung hernach, forschen wir nach, ob sie in dem Charakter der Deutschen

lag, in zufälligen Verhältnissen, oder in beiden vereint, und betrachten wir jetzt vorerst das Factum selbst.

Nachdem auch der niedere Adel durch das Interregnum zu reichsunmittelbaren Vorrechten gelangt war, nahm das ganze Institut durch den Begriff des reinen Bluts eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Man erfand nämlich den Grundsatz, der in keinem anderen europäischen Staate geltend wurde, daß, um den Kindern den vollen Stand des Vaters zu verschaffen, die Mutter ebenbürtig sein müsse, und gestand den Kindern des hohen Adels nur unter dieser Voraussetzung Successionsfähigkeit zu; bei dem niederen Adel aber machte man die Stifts-, Turnier- und Hoffähigkeit, wie die Ahnenprobe von der Ebenbürtigkeit der Mutter abhängig. Wer wird nicht einsehen, daß diese Weise selbst den niederen Adel sehr von dem gemeinen Freien schied, daß die Basis: das Kind folgt der ärgeren Hand ein künstliches Lebensprincip einer Classe wurde, die keine innere Nothwendigkeit geltend machen konnte, und sich eben so wenig stets an zeitliche Güter lehnte. Ich sage, ein künstliches Lebensprincip, aber ein unfehlbares. Man pfropfte nämlich den Adel auf die Natur; somit war diese Prärogative sehr leicht denen zu erhalten, die sie hatten, und wieder konnte man alle, die sie nicht hatten, sie mochten sonst noch so vortreffliche Eigenschaften dazu besitzen, abweisen. Jetzt gab nicht Tugend, Geld

und Gut, jetzt gab nur der Saame den Ausschlag, dessen Ansehen auch dadurch nicht beeinträchtigt wurde, daß zuweilen eine bürgerliche Intervention in das adelige Ehebett stattfand, denn wenn die Dame auch nicht verschwiegen war und in dieser Hinsicht ihre bürgerlichen Neigungen schlecht verhehlte, ja sich häufig dem ersten besten Kutscher, oder Kammerdiener in die Arme warf, so war es doch in den meisten Fällen der Eheherr; mit einem Worte das Institut lief selbst bei keinem Ehebruch Gefahr, und die Ahnenpforte hatte stets die Präsumtion der Tugend sämmtlicher Ehefrauen in aufsteigender Linie für sich, an die man um so mehr glauben mußte, weil die Kraft der Eheherren nicht immer für eine ritterliche Persönlichkeit ausreichte und deshalb sogar einige Hausstatuten den Weibern die Pflicht auferlegten, wenigstens für einen tüchtigen und körperlich tadelfreien Nachkommen zu sorgen, der neben dem Wappenschild auch Schwert und Lanze führen könne. Die Ebenbürtigkeit war übrigens mit der Zeit so verworrener Art geworden, daß man sich vergebens bemühete, sie reichsgesetzlich festzustellen. Kaiser und Reich konnten, weil bereits der hohe Adel ohne reale Grundlage, persönliche Reichsunmittelbarkeit und Besitz reichsunmittelbarer Güter ertheilt worden war, kein rechtes und untrügliches Kennzeichen für dieselbe auffinden, aber der gelehrte Pütter, der Wien über den Reichshofrath daselbst

vergaß, schrieb zwei ganze Bände „Ueber den Unterschied der Stände," in denen er, ohne zu einem besseren Resultate zu gelangen, als der Reichstag, nur einen neuen Beweis der alten Erfahrung lieferte, daß unsere Gelehrten von jeher bereit waren, über alle Ungereimtheiten Bücher zu schreiben. Konnte man indeß die Ebenbürtigkeit auch nicht auf eine juristische Grundlage zurückführen, so wurde sie doch als Princip in den meisten Fällen festgehalten. Ja selbst der niedere Adel vernachlässigte sie erst in späterer Zeit, als die Turnierfähigkeit nicht mehr in Betracht kam und es auch mit der ebenbürtigen Hoffähigkeit nicht mehr so genau genommen wurde, sondern die Geldinteressen in den Vorgrund traten. Nichts desto weniger konnte doch noch Kotzebue seinen Don Ranudo de Colibrados in Beziehung auf deutsche Verhältnisse schreiben, und wenn der Herr „von" nicht gar zu dürftig war, hielt er sich nach wie vor gern an das reine Blut. „Er hat eine Bürgerliche geheirathet" — diese Worte, die uns in Romanen und Comödien häufig begegnen, dienten auch im Leben zur Erklärung jeglicher Zurücksetzung von Seiten der Familie, oder auch des Landesherren; kurz die Ebenbürtigkeit war, wenn nicht vollständig in das Recht, dessen Vertreter sich vergebens nach historischen Anknüpfungen umsahen, doch in Fleich und Blut des Adels

und selbst des Volks übergegangen, das eine so übermüthige Behandlung in Geduld ertrug.

Dazu kam noch, daß der niedere Adel kurz vor der Reformation als Stand hervortrat, indem er sich bis dahin nach den Reichsgesetzen keinerlei bedeutender Rechte erfreut hatte, so daß man ihm bis zur Ausschließung der Gelehrten von den Domcapiteln kaum eine abgeschlossene Stellung im Staate einräumen konnte. Diese erfolgte bekanntlich im funfzehnten Jahrhunderte, aber sie war nur der Anfang einer verbesserten Lage des niederen Adels der erst nach der Reformation im sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte; denn jetzt verdrängte man den Bürgerstand auch aus den Staatsämtern und den höheren und niedrigen Militairstellen, die insgesammt, wenn nicht als eine Sinecure, doch als eine Prärogative des niederen Adels betrachtet wurden. Und so blieb es bis auf die neuere Zeit, so blieb es; trotz Friedrich dem Großen, der selbst an Voltairs Hand nicht die Vorurtheile, welche sich an den Adel knüpften, übersteigen konnte, so blieb es, trotz Joseph II., der sie übersteigen wollte, aber zu kleine Schritte machte, um nicht über sie zu straucheln, so blieb es selbst, trotz der französische Revolution, die spurlos an dem deutschen Adel vorüber ging. Ja, wer weiß, wie wir jetzt mit ihm daran wären, hätte nicht Napoleon zu einer nationalen Richtung gedrängt. Die

deutschen adeligen Officiere und Generäle des Jahres 1806 boten so wenig eine Garantie der Zukunft, wie die französischen sie, der Revolution gegenüber, geboten hatten; sie verloren eine Schlacht nach der andern und lieferten nur den Beweis, daß es, wenn auch weniger ehrenvoll, doch bequemer sei, eine Festung zu übergeben, als sie zu vertheidigen; mit einem Worte man sah ein, daß der deutsche Adel das Vaterland nimmermehr retten könne, und der Kurfürst von Hessen, der so fest an ihn glaubte, daß er am Tage der Schlacht bei Jena gegen den französischen Gesandten in Kassel behauptete, die Preußen würden siegen, weil alle Offiziere im Heere von Adel seien, mußte diesen Glauben mit dem Verluste von Krone und Scepter zahlen.

Wie die Dinge sich in der Folge gestalteten und wie Bürger und Bauern bewiesen, daß sie auch Schwert und Lanze und im schlimmsten Falle den Gewehrkolben handhaben könnten, ist bekannt. Kommen wir nun auf unsere frühere Frage zurück: woher kam diese Ausbildung des niederen Adels? warum wurde sie nicht von der Reformation beseitigt, sondern vielmehr begünstigt? weshalb gelangte sie, trotz der Entdeckung von Amerika und des dadurch steigenden Bürgerstandes zum Ziele? weshalb endlich widerstrebte ihr die öffentliche Meinung nicht? Ich glaube diese Fragen im Allgemeinen beantworten zu können.

So lange die Nation noch in Betracht kam, wenn auch nur aus der Ferne und in so fern als sie zum Reiche gehörte, konnte sich der niedere Adel nicht wohl als ein eigener Stand feststellen. Wer nicht mit Gütern angesessen war und durch die Reichsunmittelbarkeit derselben eine öffentliche Stellung erhielt, konnte als simpler Adeliger nicht in Betracht kommen. Turniere, Hoffähigkeit und Ahnenprobe gehörten mehr zur Poesie des Mittelalters, als daß sie materielle und politische Vortheile gewährten, und den Fehden des niederen Adels, die solche zu erwerben dienten, wurde durch Maximilians Landfrieden ein Ziel gesetzt. Als dem Adel das Schwert genommen wurde, mit welchem er der öffentlichen Meinung so lange imponirt hatte, fiel wenigstens der wesentlichste Nachdruck desselben weg, man hätte glauben sollen, er selbst würde wegfallen müssen. Mittlerweile trat die Reformation ein und die Wissenschaft, die sie herbeiführte, erreichte durch sie eine freie und unabhängige Stellung, ein Grund mehr zur Verkürzung des Adels, wenn nicht in seinen Rechten, doch in der öffentlichen Meinung, die über den Stand zu entscheiden hatte. Nichts desto weniger ergaben sich aus diesem Ereigniß die umgekehrten Resultate; denn die Fürsten benutzten die Reformation, die die Wissenschaft herbeigeführt hatte. Man war ihr an die Hand gegangen und hatte sie ungestört die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, aber Theologie und Juris-

prudenz mußten sich nun dem Staatszweck unterordnen, jene durfte nicht über die Dogmatik hinausgehen, diese nicht über das römische Recht, die germanischen Gewohnheiten und die longobardischen Rechte, denn beide sollten nur einen gegebenen Stoff durchdringen, und die Lehr- und Censurfreiheit der deutschen Universitäten wurde stets in einem solchen Sinne erklärt. Wie sich die deutschen Gelehrten in diese Stellung hinein fanden, ist bekannt; im Wissen hatten sie Freiheit, und Thaten waren nie ihre Sache. Widerstanden sie einmal, so hatte man diesen Widerstand fast nie in ihrer Humanität zu suchen, vielmehr nur in ihrer gekränkten Eitelkeit. Nun aber hatten die protestantischen Fürsten aus politischen Rücksichten sowohl, wie aus angeerbten Sympathien den Adel lieb; man hielt ihn für die Stütze der Monarchie und für die Zierde der Höfe, und die Wissenschaft, die ihn hätte stürzen können, diente ihm als eine gehorsame Magd, um so mehr, da der Adel selbst es nicht für unter seiner Würde hielt, sich mit ihr zu beschäftigen. So erhob insonderheit die Jurisprudenz den niederen Adel zu einem Stand und beschäftigte sich damit, seine Gewohnheiten und Usurpationen in die Form des Rechts zu zwängen, ja man ging sogar so weit, die „Unehrlichkeit" als Verlust dieses Standes anzuerkennen, ohne zu bedenken, daß durch solche Grundsätze die Menschenwürde und die Moral verletzt werde,

Der adelige Spitzbube büßte nämlich in einzelnen Fällen der Infamie den Adel ein, was kaum etwas anders sagte, als daß er in den Bürgerstand trat; jetzt, wo die Unfreiheit in den Hintergrund verschwand, erklärte man die ehrlichen gemeinen freien in Parallele mit den unehrlichen ungemeinen Freien; die adelige Ehrlosigkeit stand nicht tiefer, als die Ehre des Bürgers, ein Grundsatz, der noch bis auf den heutigen Tag in den meisten Staaten festgehalten wird, und der noch neuerlich auch in den preußischen Rheinprovinzen, die nichts davon wußten, zu Rechte erhoben wurde. Da die Fürsten sich nicht zu nationalen Ideen herablassen konnten, indem sie ihre Souverainität gerade der entgegengesetzten Richtung verdankten, so erblickte man in dem Adel auch die Stütze der bewaffneten Macht; denn das angeworbene Heer war natürlich sehr unzuverlässig, und die Grundsätze von Waffenehre begriffen Bürger und Bauer nicht, die meisten auf die niederträchtigste Weise von den Werbern zum Militärdienste verlockt wurden. Im Militairdienste stand dem Adel also unter den obschwebenden Verhältnissen kaum der zweite Stand entgegen, im Civildienste aber nur so lange, als jener nicht die Universitäten besuchte, was freilich binnen Kurzem geschah. Seitdem der Adel auch gelehrt wurde, bedurfte man der bürgerlichen Gelehrsamkeit für den Staatsdienst nicht mehr, man beschränkte sie vielmehr auf die Lehrstühle der Uni-

versitäten, wo sie, trotz aller Lehrfreiheit, nur eine untergeordnete Stellung behauptete, und solches nur aus dem Grunde, weil sie zur Zeit der Reformation nicht ihre göttliche Mission vor Augen behalten und über die Wissenschaft die Menschheit versäumt, weil sie sich nicht von der alten Bedienten-Natur hatte emancipiren können. Theologie und Jurisprudenz wetteiferten nämlich während und nach dem Bauernkriege mit einander, die Rechte des fränkischen, schwäbischen, sächsischen und thüringischen Adels zu vertheidigen, und die Gewalt desselben wurde durch das Blut von nicht mehr, als funfzig tausend erschlagenen Bauern gewissermaßen erst recht zur Reife gebracht. Johann Böhme und Thomas Münzer dachten gewiß sehr edel, aber sie handelten so dumm, wie die deutschen Liberalen der neuesten Zeit, dümmer aber, als die deutschen Gelehrten handelten sie nicht; denn diese, die sich an die Stelle der Geburtsaristokratie hätten setzen können, begnügten sich mit dem persönlichen Adel des juristischen Doctortitels, und damit, daß die nicht adeligen promovirten Assessoren des Reichskammergerichts den adeligen nicht promovirten im Range vorgingen, und brachten im Uebrigen alle historischen Vorurtheile und Ungerechtigkeiten in das Prokrustesbett der Wissenschaft. Was ging es sie an, daß die Unterdrückung der Bauern zum Himmel schrie, schien sie doch auf Erden plötzlich gerechtfertigt durch den Grundsatz

von der Obrigkeit und menschlich durch die Gewohnheit. Mit einem Worte, der Adel hätte nur durch die Wissenschaft, die den Maßstab der öffentlichen Meinung bildete, vernichtet werden können. Da sie aber ihre Zeit versäumte, so darf man sich nicht wundern, daß er sich immer mehr und mehr feststellte und unter der neuen durch Cultur und Intelligenz begründeten Staatsform Deutschlands, trotz Schulen und Universitäten, eine Stellung erlangte, die fast an die mittelalterliche Weise erinnerte. Die Zeiten des Junkerthums traten ein, das nur die Rohheit mit dem Ritterthum gemein hatte, ohne seine poetische Färbung aufweisen zu können. Nachdem die Regierenden die Intelligenz nach allen Richtungen hin zu ihren Zwecken ausgebeutet hatten, schoben sie dieselbe bei Seite und in dem westphälischen Frieden wurde höchstens die Ausschließung der Gelehrten von den Domcapiteln für eine Ungerechtigkeit erklärt, ohne daß man dieser Einrichtung abhalf. Waren aber die Gelehrten ohne Stolz gewesen, so gab ihre Eitelkeit zu den lächerlichsten Uebertreibungen Veranlassung und während der Adel sich immer mehr in den Verhältnissen abschloß und arrendirte, wurde die Bezeichnung „gelehrte Perrücken" der Maßstab, den das Volk an die Wissenschaft legte, die sich von ihm geschieden hatte, um den Mächtigen zu dienen. Man benutzte sie immer mehr, und der Reichstag, der die Für-

sten genirte, wurde mit Publicisten beschickt, die sich wochenlang über den Vorrang stritten und den Vortheil gewährten, daß man nie zu Ende kam, während die respectiven Mandanten ihren eigenen Weg gehen konnten.

Indem nun der Adel nicht durch seine Klugheit, sondern eben durch die Einfalt derer, die die Intelligenz repräsentiren sollten, sich zu einem Stand abrundete, hatte diese Abrundung freilich das Gute, daß sie seine Zukunft nicht nur nicht sicherte, sondern sogar versperrte. Die an das Majorat und die Persönlichkeit geknüpfte englische Aristokratie ging nämlich in das Blut des englischen Volks und in alle gesellschaftlichen Beziehungen dadurch über, daß die jüngeren Söhne eines alten Geschlechts zu einem Gewerbe greifen und Kaufleute, Banquiers, Advocaten, zu Bier-Brauer werden mußten, daß sie im Hause der Gemeinen an der Gesetzgebung Theil nahmen, während ihr ältester Bruder in dem Hause der Lords die Interessen des Staats, oder seine eigenen verfocht. Wirkungen und Gegenwirkungen fehlen nicht, aber das hauptsächlichste Moment dieses Verhältnisses war immer der Einfluß der Aristokratie auf das Volk, nicht nur in gesellschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht. Einen solchen Einfluß hat freilich unser Adel nicht erlangt, und da er die hohe Meinung, die man in Betreff seiner gehegt hatte, nicht nur nicht rechtfertigte, sondern ihr auch sogar widersprach, so ist man wenig-

stens auf eine Zeit lang dahin gekommen, ihm seine angemaßten Vorrechte zu entziehen. Nichtsdestoweniger gab die deutsche Aristokratie selbst nach dem Befreiungskrieg nicht die alte Richtung auf, ja nachdem die Nation Deutschland aus dem Abgrunde gezogen hatte, in welchen es unter anderm auch mit Hülfe des Adels gestürzt worden war, hielt man es sogar für gut, auf dem Wiener Congreß eine „Adelskette" zu stiften, die freilich nur von dem höheren Adel und den Mediatisirten ausging, die aber den Adel überhaupt durchbilden und mit seiner allgemeinen wissenschaftlichen und sittlichen Ausbildung den alterthümlichen ritterlichen Sinn vereinen wollte; denn „die Bestimmung des Adels sei, der erste nnd gebildetste Stand in Deutschland zu sein." Allerdings eine edele Bestimmung, allein die Bildung läßt sich nicht wohl einem einzelnen Stande vindiciren, wie Officierstellen und Staats-Aemter, und die „Adelskette" knüpfte sich nicht an die Zeitkette. Ob sie zu Resultaten gelangt ist, weiß ich nicht, aber man wird mir einräumen, daß eine solche Vereinigung nur aristokratische Tendenzen verfolgen konnte, wie man denn auch seitdem nicht vernommen hat, daß Wissenschaft und Cultur vorzugsweise von dem Adel in Deutschland begünstigt worden wären. Jene aristokratischen Tendenzen, als Gegensatz zu der nationalen Bewegung der neueren und neuesten Zeit sind aber von den Regierungen nicht ungern gesehen

worden, und wenn auch der Adel als solcher, eben weil er zu spät einsah, daß es seine „Bestimmung" sei, nicht nur der erste, sondern auch der gebildetste Stand Deutschlands zu sein, sich im Ganzen und Großen in der politischen und socialen Bedeutung, kurz als europäisches Institut, nicht halten konnte, so möchte man ihn doch gern von Neuem in Beziehungen zu dem Staate bringen. Man hält nämlich dafür, wie ich schon früher bemerkte, der Adel sei die Stütze der Monarchie, und raisonnirt mit Montesquieu: „Point de monarque, point de noblesse, point de noblesse, point de monarque, obwohl es sich erweisen ließe, daß die Monarchie meist an dem Widerspruch oder der Schwäche der Aristokratie zu Grunde gegangen ist, daß sie sich aber nie durch dieselbe gehalten hat, es sei denn als Mittel für die Zwecke eben dieser Aristokratie. Abgesehen von früheren Ereignissen möchte man diese Wahrnehmung selbst bei den neuesten Vorfällen machen, die z. B. den Herzog Carl von Braunschweig trafen und in Kurhessen eine Aenderung der Dinge hervorriefen. Was würde insonderheit in Kurhessen aus jenen unbewaffneten Bürgern geworden sein, die in dichten Haufen gen Wilhelmshöhe zogen, wenn nicht die zur Vertheidigung dieses Lustschlosses bestimmte Artillerie und Garde du corps an deren Spitze adelige Anführer standen, nachsichtig gewesen wäre und kein „Bürgerblut vergießen wollte"!

so wurde die Gräfin Reichenbach freilich nicht durch die Kanonen, mit welchen Wilhelmshöhe im eigentlichen Sinne des Worts gespickt worden war, gerettet, sondern mußte ihr Heil in schleuniger Flucht suchen; aber dieser Ausgang lag doch nicht zunächst im Interesse der Bürger, sondern vielmehr in dem der Aristokratie, die durch die Constitution nicht vor etwaigen Chicanen der Gräfin im Hofleben und in den sich auf dieses beziehenden Verhältnissen geschützt wurde. Wenigstens bedauert man es Seitens der Bürger noch bis auf den heutigen Tag, einen solchen Riporismus der Tugend geübt und sich aus moralischen Beweggründen in die häuslichen Verhältnisse eines Fürsten gemischt zu haben, die dem Lande kaum Nachtheil bereiten konnten, die aber der Residenz und ganz Kurhessen pecuniäre Vortheile gewährten, zu denen den Hessen jetzt jede Aussicht verschlossen ist, indem es den Anschein gewonnen hat, der Kurfürst, der größtentheils im Auslande lebt, werde nimmermehr die äußerste Grenze seines Landes weit überschreiten und in der „Mitte seiner getreuen Unterthanen" seine Residenz nehmen. Nicht weniger wird man zugeben müssen, daß die Aristokratie in Braunschweig sich in diesem Augenblick weit besser befindet, als früher, wo sie von den Launen des Fürsten allerdings im höchsten Grade abhängig war. Wenn sich solche Dinge aber in Staaten ereigneten, wo die Aristokratie nicht der Nerv des Staatslebens ist, son-

dern immer nur eine wenn nicht untergeordnete, doch beigeordnete Stellung einnimmt, so möchte man in jenen Staaten, wo die Monarchie auf dem Adel beruhet, kaum eine größere Garantie in diesem von Stolz und Leidenschaft getragenen Institute erblicken. Polen, Schweden, Rußland, ja selbst Oesterreich — als Joseph II. von den aristokratischen Tendenzen abwich — haben auch die Erfahrung der Unzuverläßigkeit der Aristokratie zu verschiedenen Zeiten gemacht; sie zumeist von allen historischen Entwickelungen wurde durch die rohe Gewalt herbeigeführt, sie am wenigsten von jenen konnte Vernunftgründe für ihre Rechtmäßigkeit geltend machen, denn sie spaltete die Kräfte, welche die Monarchie in einem Punkte concentrirte. Und doch begünstigt man sie neuerdings; denn der Geburts-Adel ist ein historisches Institut und zuverlässiger als der Geldadel, der die speculative Richtung der Zeit nicht von sich weiset, der sich Eisenbahnen anschließt, ja sie hervorruft, der der Bewegung stets an die Hand gehen wird, wenn sie ihn nur an die schwache Seite faßt. Allerdings ist die Geldaristokratie nur in Betreff ihres Geldbeutels conservativ während der Geburtsadel es aus Grundsatz ist, aus dem aristokratischen Absonderungs-Princip, aus Anhänglichkeit an dem Feudal-System, weil man einsieht, daß es doch gut sei, wenn man, ohne äußere und innere Mittel, lediglich durch Geburt und Namen zu einer Stellung im Staate

gelangen könne. Aber werden solche Ansichten und Tendenzen in die Philosophie der neuesten Ereignisse hineinpassen? wird man nicht erkennen, daß Bestimmungen, die an den Adel selbst einen höheren moralischen Werth knüpfen, als an den Bürger, die da wenigstens mittelbar zu verstehen geben, man habe die Würde des Volks noch immer nicht begriffen und sei jeden Augenblick bereit, dieselbe kleinlichen Motiven unterzuordnen, sich nicht für unsere Zeit eignen? Gewiß man tastet und sucht auch nur, in einer Zeit des Uebergangs, nach alten Dingen, und wird sich schon überzeugen, daß sie nimmermehr die scharfe, klare Atmosphäre der jungen Zeit ertragen können. Betrachtet man aber die Geburts-Aristokratie mit Montesquieu als eine unerläßliche Bedingung der Monarchie, will man weder die Geschichte, noch Kant, noch Boileau, noch Franklin, noch Voltaire als Autoritäten gelten lassen, so wird man doch zugeben müssen, daß in diesem Falle eine wohlorganisirte Aristokratie nothwendig ist, die sich auf Grundbesitz stützt und einen Gegensatz durch Volksvertretung erhält, nicht aber auf bloße Stammbäume, die nur einen dichten und wild verwachsenen Wald bilden können, durch welchen man mit Mühe zu dem königlichen Baum gelangt, zu der urkräftigen Eiche, deren Zweige sich über die Völker ausbreiten sollen, während sie überall vom Gestrüppe und Schlingpflanzen beschränkt und selbst an den Wurzeln vom Unkraut

benagt wird. Eine solche durchgreifende Aristokratie mit bedeutendem Grundbesitz möchte aber in Deutschland, mit Ausnahme der österreichischen Bestandtheile, schwer aufzufinden sein. Und wie ihr diesen Grundbesitz sichern, daß sie der Geld-Aristokratie die Wage halte! eine Bedingung, die fast unerläßlich ist, soll der Adel ein Interesse an der Monarchie nehmen und auf der anderen Seite nicht Mitleid einflößen. Ein Aristokrat, ein Mitglied des hohen Adels, ein Schriftsteller, der bedeutend genug ist, um berücksichtigt zu werden, und eitel und adelsstolz genug, um einsehen zu lassen, daß, wenn er weniger Verstand besäße, er sich nie um Reformen des Adels bekümmert haben würde, ein Mann, der sogar die Aristokratie für eine conditio sine qua non der Monarchie erklärt und dem neuen Frankreich die traurigste Perspective stellt, weil es ohne erbliche Pairskammer sei, dieser Mann, ich meine Fürst Pückler Muskau, erklärt die deutschen Adels-Verhältnisse für die größte Misère unserer Staatseinrichtung. Aber wie soll dem Adel geholfen werden? Der Fürst hat sich die Mühe genommen, zwei Stammbäume zu entwerfen, die ein Schema seiner Adels-Reform bilden, und deren einer die bisherige Weise, der andere den „vernunftgemäßen Adel" nachweist. Aber wahrlich! die Vernunft ist hier auf eine eben so willkürliche Weise auf den Adel angewendet, wie dieser vor Zeiten auf das Volk angewendet

worden ist. Fürst Pückler hält nämlich dafür, daß man in Deutschland die englische Adelseinrichtung einführen müsse, er verlangt nichts weniger, als Majorate für unsere deutschen Barone. Aber mich dünkt, solches heißt die schlechtesten Mittel zu einem sehr zweideutigen Zwecke empfehlen. Was kann ein Majorat anders sagen, als man will seine Schulden nicht bezahlen. Nun würden wir vielleicht keinen armen verschuldeten Adel haben, den man bemitleiden könnte, aber wir würden häufig einen wohlhabenden verschuldeten Adel haben, den man verachten müßte. Sind nicht Majorate stets eine Last des Bürgers? Die kleinste Minorität wird auf Kosten einer ganz unverhältnißmäßigen Majorität begünstigt. Und wer möchte den Beweis übernehmen, Englands Verfassung und Englands Ruhe würden nur durch die Adels-Einrichtung Englands gesichert. Durch die ungeheueren Reichthümer in den Händen Einzelner ist jene eben so ungeheuere Armuth der Masse hervorgerufen, die der Zukunft dieses Landes nicht die tröstlichste Perspective eröffnet. Nichtsdestoweniger theile ich hier die beiden Schemata des alten und „vernunftgemäßen Adels" mit, wie sie der Fürst Pückler seiner Adels-Reform zu Grunde legt, da die Majorats-Idee selbst in Preußen Anklang gefunden hat. Ich füge nur hinzu, daß hier von einer Adelsfamilie die Rede ist, wovon der Verfasser bemerkt, daß sie allerdings sehr fruchtbarer Natur sei, denn der

Stammvater zählt nicht weniger, als zehn Söhne, deren jeder wiederum zwei leben bleibende männliche Descendenten hinterläßt. Auf den Zeitraum von dreißig Jahren aber ist immer eine Generation gerechnet worden.

„Nro. 1.

Unser Adel

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	10	600	0
1890	20	300	0
1920	40	150	0
1950	80	75	0
1980	160	37½	0
2010	320	18¾	0 —"

Wir finden hier nach zweihundert Jahren drei hundert und zwanzig Barone von gutem altem Adel, deren jeder ein jährliches Einkommen von achtzehn Thalern achtzehn Groschen genießt, also gerade so viel, als zu einem unanständigen Lebens-Unterhalt hinreicht.

„Nro. 2.

Vernunftgemäßer Adel.

Jahreszahl.	Barone.	Thaler Einkünfte.	Nützliche Gemeine.
1830	1	6000	0
1860	1	6000	9
1890	1	6000	19
1920	1	6000	39
1950	1	6000	79
1980	1	6000	159
2010	1	6000	319 “

Dieser „vernunftgemäße Adel“ wird nun auf zweihundert Jahre nur acht Barone zur Folge haben, und dreihundert neunzehn Herren „von“, die sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen müßten. Der Herr Fürst nennt diese letzteren schlechtweg „Nützliche Gemeine“; allein ich bin der Meinung, sie werden nur sehr relativ nützlich sein, insofern sie nämlich nicht die ursprünglichen sechstausend Thaler verzehren helfen. Ob sie aber mit deutschen Adels-Ideen im Kopfe und unter deutschen Staatsverhältnissen, wo die Regierung meist allein über die Besetzung der Aemter entscheidet, „nützliche Gemeine“ in Beziehung zum Staate und der bürgerlichen Gesellschaft sein werden, das ist eine andere Frage, die schwerlich so vernunftgemäß zu beseitigen sein wird, wie die

Zersplitterung des adeligen Vermögens. Wird man vor allen Dingen nicht darauf Bedacht nehmen müssen, oder wenn auch nicht müssen, doch können, die dreihundert neunzehn Barone, die jetzt nicht einmal achtzehn Thaler achtzehn Groschen jährlicher Einkünfte genießen, zu entschädigen? Wird man nicht mehr, als je diese armen Adeligen zu Civil- und Militär-Aemtern vorziehen? Und wenn man es nicht thut wird man nicht nach zweihundert Jahren für den einen Baron von sechstausend Thalern dreihundert neunzehn Barone haben, die dem Staate zur Last fallen können, für einen, der sein Auskommen hat und zufrieden ist, dreihundert neunzehn, die es nicht haben und mißvergnügt sind, für einen, der allenfalls der Monarchie Leib und Blut zum Opfer bringen kann, dreihundert neunzehn, die ihrem Leib und Blut die Monarchie zum Opfer bringen werden? Ich wollte nur beweisen, daß eine wohlorganisirte Aristokratie eigentlich eine schlechtorganisirte Aristokratie ist, einmal in Betreff ihrer selbst, und dann in Betreff des Staats, aber gesetzt jene Einrichtung wäre annehmbar und noch heut zu Tage, wo man ihr selbst in England zu Leibe geht, in Deutschland ausführbar, so würde sie Beides doch nur in dem Falle sein, wenn ihr eine Verfassung, wie eben die englische, an die Seite gesetzt würde, wenn Deutschland die Wohlthat jenes birth-right des brittischen Volks erhielte und alle Gesetze von der

magna charta an bis zur Bill of rights Wilhelm III., mit einem Worte, wenn es der Nation bei der größtmöglichsten persönlichen Freiheit und der der Presse, vergönnt würde, in der ausgedehntesten Weise an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, wie solches in Betreff der englischen Nation der Fall ist. Ich weiß es wohl, man wird dazu lächeln, wenn ich in dieser Hinsicht Friedensrichter, Geschworene, eine grand jury, eine Municipalverfassung, das Recht zu Volksversammlungen dem Volke vindiciren will, doch wenn man dazu lächeln wird, sollen ich und andere nicht dazu lächeln, wenn man auf unseren dürftigen Adel die englischen Majorate übertragen will? Aber selbst in England sah man ein, daß die hohe Aristokratie ohne das Haus der Gemeinen auch der Monarchie nicht dienlich sei. Als Johann ohne Land der englischen Nation den großen Freiheitsbrief gegeben hatte, brach er ihn noch in demselben Jahre, und die Barone setzten sich zu Wächtern der Charte ein, bis die späteren Herrscher die Gemeinen in's Parlament zogen, um ein Gegengewicht gegen die Aristokratie zu erhalten. Eine Aristokratie, die nicht durch eine Volksvertretung gezügelt wird, erschien also auch den englischen Königen nicht rathsam.

Wenn nun die Aristokratie in Deutschland durchaus nicht zu organisiren ist, wird sie sich halten? wird sie, selbst mit der Unterstützung der Mo-

narchie, da, wo sie noch eine Stellung hat, dieselbe behaupten? wird sie da, wo sie dieselbe bereits verloren hat, sie wieder erobern? Ich glaube in der That, daß die Aristokratie nicht allein in Deutschland, sondern überhaupt in Europa ihrem Ende entgegen geht. Wir werden nämlich zugeben müssen, daß sich die Intelligenz immer mehr der Masse bemächtigt, daß die Einzelnen von dem Allgemeinen absorbirt werden, daß „der Mensch in der Menschheit aufgeht." Wenn dieses Resultat als das Endziel aller Civilisation betrachtet werden kann, die unter den irdischen Verhältnissen keine größere Vervollkommnung erreichen mag, so wird man auch einsehen, daß es gleichsam eine Garantie gegen die Leidenschaften der Einzelnen sowohl, wie gegen die der Masse sein wird. Was nämlich das Genie betrifft, so wird es ihm einestheils schon wegen des St. Simonismus der Intelligenz, wegen der geistigen Gütergemeinschaft, unmöglich sein, eine isolirte und hervorragende Stellung zu behaupten, anderntheils aber wird man demselben stets die Aegide der Menschheit entgegenhalten und verlangen, daß es seine Kräfte diesem Begriffe unterordne. Was aber die Leidenschaften der Masse betrifft, so werden sie sich an eben diesem Begriffe abschleifen, in welchem zugleich eine friedliche Entwickelung und behaglicher Genuß liegt. Wir werden freilich somit nicht Völker aus Philosophen erhalten, aber wohl Völker, die ruhig, friedlich und be-

quem das Leben durchziehen wollen. Ist nicht Leben am Ende der Zweck des Lebens? Diese Richtung der Civilisation werden auch die Regierungen begünstigen müssen, wollen sie die Aufgabe, die Leidenschaften von der Geschichte abzuweisen, vollständig lösen. Wenn sie es gern sehen werden, daß das Volk die Einzelnen überfluthet und sie keinen festen Boden zu selbstsüchtigen Zwekken gewinnen läßt, so werden sie es nicht ungern sehen dürfen, wenn es auch jene Institute überfluthet, die den Einzelnen als Anlehnungen dienen konnten. Mit einem Worte, die Regierungen werden daran helfen müssen, alle Sandbänke und Felsenriffe im Strome des Völkerlebens zu ebnen, wollen sie nicht selbst daran scheitern. Ja, ich halte dafür, daß wenn Chateaubriand das Ende der europäischen Monarchie verkündete, er nur jene Monarchie mit aristokratischen Elementen vor Augen haben konnte, nicht aber die, welche das Bürgerthum als Grundlage gewählt hat. Man wird nämlich — um von einer allgemeinen Voraussetzung auf specielle bereits vorhandene Thatsachen zu blicken — unserer Zeit die Concession einer friedlichen Zeit machen müssen; ohne diese Hinneigung würde alles Diplomatisiren und alle Klugheit der Cabinette erfolglos gewesen sein, denn man hatte in der That das Schwert in Händen, während die conservative Parthei nur mit Gründen und mit der Friedenspalme bewaffnet war. Hätten diese Gründe nicht in dem Herzen

der Völker Anklang gefunden, was würde sie abgehalten haben, den Feuerbrand der Revolution nach allen Richtungen hin zu schleudern? So aber kehrte selbst Frankreich diesen Feuerbrand zum Erlöschen um, Frankreich, das noch vor einigen Decennien sogar den lieben Gott mit der Republik bedrohte. Also die Monarchie widerstrebt der neuen Zeit und selbst der Civilisation, die nur auf „behaglichen Lebensgenuß" gerichtet ist, durchaus nicht, und es wird nur darauf ankommen, daß die Fürsten ihre Mission begreifen, die sich freilich nach dem Gott im Volke richten muß, denn sie regieren ja selbst im strengsten Style der Legitimität nur nach seiner Gnade. Oder glaubt man etwa, die romantischen Elemente, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, im Volke wieder beleben zu können? Als wenn nicht die Ordensfeste, die in neuester Zeit hie und da mit dem alten Pomp begangen wurden, im besten Falle nur die Neugierigen ergötzten, sonst aber von aller Welt verlacht wurden. Die alten Ritter in Harnischen und mit güldenen Ketten können von unserer Aristokratie nicht dargestellt werden, schon die Persönlichkeit fehlt, und man wird Vergleichungen mit den Hofschauspielern anstellen, die sich weit chevaleresker benehmen, als z. B. die Ritter des goldenen Vließes. Also man wird nicht einmal auf Augenblicke durch solche Acte getäuscht; sollten sie aber einen Impuls geben, so würde man doch Empfänglichkeit dafür im Charakter des Volks suchen müssen; aber

so viel man auch aus den Deutschen machen kann, zur Romantik sind sie in diesem Augenblick am wenigsten aufgelegt, sie sind wirklich zu klug geworden, als daß sie sich jemals von der Poesie an der Nase führen lassen sollten. Wo es sich um den Staat handelt, um die Gesellschaft und die Zukunft der Nation, da wird man, trotz aller poetischen Tiefe im Volke, jetzt wenigstens fragen: ist es nützlich, gut, wohlthätig? Ja, ich glaube, man könnte sich soweit vergessen, daß man bei Hellern und Pfennigen berechnete, was solche Ordensfeste kosten. Mit einem Worte, wenn in dem Volke heut zu Tage weder die antike oder moderne Freiheitsliebe, noch der romantische Knechtsinn enthalten ist, so wird die Staatsform für dieses Volk sicherlich am besten eine Monarchie mit bürgerlichen Elementen sein, und ich zweifle gar nicht, daß man in der kürzesten Zeit zu diesem Standpunkt gelangen wird, der in der neuesten französischen Geschichte einige Gewähr findet; denn ich habe bemerkt, daß es nur an den Franzosen lag, die diplomatischen Verhandlungen des Generals Belliard in Wien zu vernichten und Lafayette, der freilich nur zur Vermittelung mit der Republick gedient haben würde, nicht aufzugeben. Sie thaten jenes nicht und sie gaben Lafayette auf, aber sie gaben noch mehr auf, sie gaben jene alte Cokette auf, die seit Jahrhunderten Frankreich zum Siege, oder zu Niederlagen, zum Triumphe der Freiheit und zum Dienste des

Usurpators hingerissen hatte, ich meine die Gloire, und sie thaten das Alles des Friedens wegen, weil man nur leben wollte. Man thut demnach gewiß Unrecht, die verderbliche Gleichheitssucht" als die Ursache der Bewegungen neuester Zeit anzuklagen, nein! es ist nur der Instinkt der Menschen zu einem behaglichen Genuß, dem die Intelligenz an die Hand geht, der diese Bewegung unterstützte. So wenig wie man sich der Leidenschaft der Masse hingab, wird man sich der Leidenschaft der Einzelnen hingeben, die noch fortwährend in einer isolirten Absicht verfahren mögen; aber die Regierung würde kurzsichtig handeln, wenn sie die Neigung der Zeit verkennend, die Völker zwänge, sich in die Arme jener zu werfen, die ihnen bis jetzt vergeblich Rettung vorspiegelten.

Unter dieser Voraussetzung könnte sich vielleicht in Deutschland, wo die Elemente dazu, wie nirgends wo vorhanden sind — eine natürliche Aristokratie entwickeln, im Gegensatze der juristischen, eine Aristokratie, die sich auf den etymologischen Begriff des griechischen Worts, nicht auf den politischen stützte, eine Aristokratie der Befähigten, der Besten, und Edlen. Wenn ich die Richtung unserer Zeit in dem behaglichen Lebensgenusse erblickte, so wird eine solche Aristokratie verhindern, daß dieser behagliche Lebensgenuß nicht ausschließliches Begehr wird, sie wird ihn vielmehr nur als eine Anlehnung betrachten, als eine Garantie gegen die Leidenschaften der Masse, aber sie wird den

Einzelnen zugleich einen weiten, ausgedehnten Wirkungskreis des Geistes bieten; sie wird auch die sogenannte Geldaristokratie, die ganz in der Richtung unserer Zeit enthalten ist, compensiren helfen, kurz, sie wird, ohne daß sie die materielle Grundlage der Gesellschaft, die nun einmal in dieser irdischen Welt nicht zu entbehren ist, beeinträchtigt, dieser Gesellschaft eine weitere Perspective eröffnen und die sinnliche Richtung durch die geistige mildern, den Materialismus an dem Idealismus, an Kunst und Wissenschaft abschleifen. Daß eine solche Umgestaltung gerade in Deutschland sich am ersten entwickeln mag, erhellt aus den augenblicklichen Zuständen. Man hält nämlich überall an das Bestehende, an die materielle Entwickelung, an Industrie, Handel und Wandel, aber man vernachlässigt dabei keinen Augenblick die geistigen und moralischen Tendenzen, von allen Seiten und aus allen Ständen überschüttet man diejenigen, die in diesem Sinne handeln, mit Acclamationen, und gewährte der König von Hannover auch seinem Lande die höchste materielle Wohlfahrt, ich bin überzeugt, Hannover würde diese höchste materielle Wohlfahrt der Sympathie für die Göttinger Professoren hinten ansetzen und beharrlich bleiben.

Eine Aristokratie der Befähigten ist übrigens auch in der That die beste Schutzwehr des Staats und der gesellschaftlichen Ordnung, sie weiset die Despotie, die ari-

stokratische Oligarchie und die Masse als solche ab. Daß sie aber selbst nicht Despotie werde, daß sie aus einer Regierung der Guten und Verständigen nicht in eine Bureaukratie ausarte, dazu bedarf es sowohl der Verantwortlichkeit der Beamten vom Minister bis zum Canzeleipedell herab, dem Volke gegenüber als einer vernunftgemäß geordneten Gesetzgebung, die die Beamten gegen die Willkür des Monarchen und das Volk gegen die Willkür der Beamten sichert. Ich stehe hier wieder an der Schwelle einer Frage, deren Beantwortung nicht lange mehr wird verschoben werden können. Wenn Oesterreich vermöge seiner örtlichen Verhältnisse, die rechtliche, oder juristische Aristokratie begünstigen mußte, so hat Preußen die natürliche und moralische wenigstens als höchste Norm seiner Staatseinrichtung ansehen müssen, und es fragt sich nur, wie lange man der weitesten und unbeschränktesten Ausdehnung und Vervollkommnung dieses Instituts noch widerstehen kann. Denn nach meinem Dafürhalten kann die wahre und vernunftgemäße Aristokratie nur durch eine Verfassung gegen Abwege geschützt und auf dem rechten und geraden Wege stark und festen Fußes erhalten werden. Preußen aber wird in diesem Falle, wo es ein Beispiel gibt, noch mehr die Norm von Deutschland werden, als in jenem wo es verhinderte. Wenn man nun endlich wissen möchte, wem die Entscheidung über die Guten und Besten im Volke obliegen soll, so

wird man einestheils die Prüfung ihres Wissens und dann die öffentliche Meinung als entscheidend ansehen müssen. Die letztere wird nämlich die moralische Befähigung ermessen. Deshalb müßte freilich auch dem Volke wie in England, ein Antheil an der Regierung selbst zugestanden werden *), was in Deutschland, wo jede Uebertreibung von Volksrechten dem Volkscharakter widerstrebt, noch weniger mit einer Gefahr verbunden sein würde. Genug, die constitutionelle Monarchie mit bürgerlichen Elementen wird über kurz ihre Lösung in Deutschland finden, das sich, trotz aller Schwächen der Einzelnen und trotz seiner Passivität, gleichsam in einem gesunden politischen Winterschlafe, wo Gott mehr für den Schlafenden sorgte, als dieser selbst recht tüchtige solide Anlagen dafür geworben hat. Ich erinnere schließlich wiederholt daran, welchen Verationen würde nicht Preußen entgangen sein, wenn es bei der Cölner Frage eine freie Aeußerung der öffentlichen Meinung, statt hierarchischer und aristokratischer Umtriebe, hätte ansprechen können, und bemerke nur, daß wenn Preußen jemals im Wege des Friedens zu einem deutschen Principat gelangen könnte, dieser Weg nur eine Verfassung sein würde.

*) Dieses Princip liegt bereits der preußischen Städteordnung zum Grunde.

Sechstes Capitel.

Die Stände. (Fortsetzung. —) Die Einzelnen dem Adel gegenüber. — Auch dieses Institut wird practisch dadurch gehalten, daß die öffentliche Meinung ohne Organ ist. — Seitenblicke auf Frankreich. — Einfluß der österreichischen Aristokratie auf die deutschen Zustände. — Sie ist der Anhaltspunct des Instituts in allen deutschen Staaten. — Nutzen der österreichischen Aristokratie der Geld-Aristokratie gegenüber. — Aristokratische Tendenzen in der Diplomatie, die gesetzlich und factisch bestehenden Stände in den deutschen Bundesstaaten.

Wenn ich am Schlusse des vorigen Capitels von den Schwächen der Einzelnen sprach, so will ich dieselben hier in Betreff des Adels nachweisen. Im Allgemeinen ist man nämlich ganz darüber einig, daß derselbe einer verflossenen Zeit angehört, im Kleinen aber wird man ihm noch immer eine Hochachtung erweisen, die sich wieder nur daraus erklären läßt, daß die Stimme des Volks nur eine Stimme Gottes ist, der die Men-

schen, die Einzelnen, höchstens nur dann Gehör geben, wenn sie in Donnern redet. Das kann sie in Deutschland nicht. Somit darf man sich nicht wundern, wenn der Adelige im gesellschaftlichen Leben und von den Krämern, Schneidern und Schustern der Residenz noch immer mit einiger Unterwürfigkeit angesehen wird. Wird er es aber nicht, so ist gewiß nicht die Vernunft daran Schuld, sondern nur seine Armuth, man wird dem Herrn Baron mit der demüthigsten Miene den Credit verweigern und hinter seinem Rücken von einem „armen Teufel" reden und daß der „Adel Keinen satt mache," man wird ein Vorurtheil mit einer platten Gesinnung widerlegen, aber man wird sich nicht über dieses Vorurtheil hinwegsetzen. Dieses Verhältniß ist fast allenthalben Regel; wo der Adel im gesellschaftlichen Leben zurücktritt, da wird er nur durch den Materialismus verdrängt, nie durch edlere Motive. Wenn man früher fragte; „ist der Mensch von g u t e r Familie?" so bezog sich dies auf seine Geburt; wenn man heut zu Tage fragt; „wie viel ist der Mensch werth?" so bezieht sich das auf seinen Geldbeutel. Ich muß es wiederholen, dieses Verhältniß liegt einzig und allein an dem Mangel einer öffentlichen Meinung in Deutschland: wir würden auf dem Forum ganz anders urtheilen und reden, als zu Hause, unter uns; wir würden uns nämlich schämen, in puris naturalibus in einer anständigen Gesellschaft

zu erscheinen, wir würden aus Stolz vernünftig werden, wo wir jetzt aus Eitelkeit, trotz aller Aufklärung und Cultur sehr unvernünftig und gegen den „pauvren Adel" brutal sind.

Ich habe schon bemerkt, daß Herr Thiers nicht aus Selbstlosigkeit auf das Baronat in der Gesellschaft verzichtet hat, sondern nur weil jede Grisette in Paris über diese Eitelkeit hinweg ist und der Minister die öffentliche Meinung fürchten muß; man würde aber Unrecht thun, diesen Zustand auf die Rechnung des Materialismus zu setzen, der alle anderen Interessen absorbirt habe. Freilich wird der Franzose einsehen, daß man mit dem Gelde heut zu Tage mehr erringen kann, als mit der Geburt, aber die Aristokratie ist in der öffentlichen Meinung vorzugsweise durch die Civilisation und das Menschenrecht gestürzt worden, die sich der Masse so gut, wie der Einzelnen bemächtigt haben. In Deutschland dagegen ist alle Civilisation nur noch theoretisch, nicht practisch, sie steht dort in den Büchern und Köpfen verzeichnet, aber sie wird nicht im Leben und im Herzen befolgt. Wie könnten wir bei unserer freien und universellen Cultur-Richtung ohne Civilisation sein, aber wie könnten wir auch bei der ausschließlichen Cultur — die doch zunächst nur im Wissen und nicht im Thun besteht — zu einer unbeschränkten und die Massen, wie die Einzelnen durchdringenden Civilisation gelangen. Aus dem

Allen aber wird sich ergeben, daß wir — wie gesagt — solide Anlagen besitzen zur Emancipation von dem Adel, aber daß die Besten unter uns ihn nur in Büchern verwerfen und lächerlich machen, sonst aber nie einen Adelsbrief ablehnen werden. In diesem Sinne bemühet sich z. B. Heinrich Laube, der Sohn eines schlesischen Handwerkers, seinen Adel nachzuweisen, in diesem Sinne hat Göthe in seinem „Aus meinem Leben" es mit vielem Selbstbewußtsein zu verstehen gegeben! er könne doch wohl von einem hochadeligen Vater abstammen. Und mit welcher Hingebung ist nicht unsere moderne Literatur dem fürstlichen Schriftsteller entgegen gekommen, sie konnte ihre Freude über den standesherrlichen Collegen, der sie übrigens de haut en bas betrachtete und nie über seine Schwelle ließ, weder verbergen, noch war sie klug genug, aus dieser Herablassung eines hohen Adels den Vortheil zu ziehen, welcher der Lage der Sache nach daraus zu ziehen war, man betrachtete sich nämlich so wenig ebenbürtig, daß man dem Fürsten Pückler-Muskau nur die Honneurs machte. So handeln Leute von Geist, was soll man nun von denen erwarten, mit welchen die Götter selbst vergebens kämpfen. Als der Adel bemerkte, daß die Literatur schamlos genug war, in den „Briefen des Verstorbenen" und dem ganzen modernen Reise-Wischiwaschi zunächst den Fürsten zu respectiren, war es ihm nicht zu verdenken, den Schrifsteller

in diesem Fürsten zu ignoriren. Das ganze Resultat dieses Ereignisses war, daß einmal ein Standesherr Bücher schrieb, die von der Kritik eine Anerkennung fanden, welche einem Nicht-Standesherrn im Leben nicht zu Theil geworden sein würde. Die hochadelige Suffisance, die Unverschämtheit mit der höchsteigenen Person, die Erkenntniß der Vorurtheile aller Art und dennoch der eingefleischte Aristokratismus, der aus allen Zeilen des Buchs spricht und es fühlen läßt, daß die Menschen nie zu bessern sind, sondern höchstens die Zustände — alle diese Momente, an die sich die zeitgemäßesten Tendenzen knüpfen ließen, wurden selbst von der jungen Literatur unberücksichtigt gelassen; man ahmte sogar dem Fürsten nach, ohne jenes Relief aufweisen zu können, das wenigstens seine Schriften interessant machte, indem es ihn mit den höchsten Personen der Gegenwart vermittelte, in Betreff deren er sich freilich nur auf Klatschereien beschränkt.

Ich wollte hiemit nur darthun, daß, so lange die Einzelnen zu stimmen haben, die Geburts-Aristokratie, trotz aller Aufklärung, practisch noch immer beachtet werden wird; je kleiner der Staat; desto mehr Gewicht wird der Adel als solcher haben, eine Wahrnehmung, die man am besten in den kleinen sächsischen Herzogthümern und Städten machen kann, wo das Wörtchen „von" ein Freibrief im gesellschaftlichen Leben sowohl,

wie in bürgerlicher Hinsicht ist. Man macht jeden Herrn „von" hier sogar mir nichts, dir nichts zum Baron, und kann man nur diese Caution bei einem Domicil stellen, so wird die Polizei schon deshalb die Frage: „wo von leben wir?" unterlassen, weil der Adel einem kleinen Hofe, der sein Ansehen nur durch solche Außendinge begründen kann, zur Zierde gereicht. Wenn aber der Adel als **solcher** in den kleineren Staaten geschützt wird, so wird er in den großen, sich freilich nur durch Güterbesitz geltend machen können, und in dieser Hinsicht hat er in der österreichischen Monarchie den festesten Fuß gefaßt. Weil die Zukunft dieses Staats auf dem Adel beruhet — denn auch die Geistlichkeit g hört diesem Adel an — so hat man hier hauptsächlich die Stütze aller deutschen Aristokratie zu suchen. Nicht nur ist die österreichische Aristokratie so ganz und gar in Leben und Blut des Volks übergegangen, daß sich ein jeder Mensch zu „von" und „Ew. Gnaden" machen lassen muß, will er nur auf bürgerliche Achtung Anspruch machen, sondern eben diese österreichische Aristokratie bemühet sich auch, ihre Tendenzen in allen anderen Staaten des deutschen Bundes durchzusetzen, so daß selbst Preußen, das doch gewiß nur auf moderne Elemente und nicht auf historische Vorurtheile angewiesen ist, von dem Adelsgeiste angesteckt wurde, und nachdem es im Jahre 1819 die freie Entwickelung der Universitäten, die an demagogi-

schen Auswüchsen litten, auf Oesterreichs Betrieb gehemmt hatte, später an der Entwickelung des Adels durch Majorate und andere Stützpunkte arbeitete. Mag nun auch die Gesandtschaft der gut katholisch gesinnten Aristokratie der Provinz Westphalen, in Bezug auf die Cölner Wirren, dazu beitragen, diese Richtung Preußens gänzlich zu beseitigen, so wird man doch den Einfluß der österreichischen Aristokratie zum Besten des Instituts nicht bestreiten können. Ein Glück nur, daß diese Leute immer der Meinung sind, sie kämpften mit den Personen, statt mit den Ideen und Sachen. Mit jenen würden sie leicht genug fertig werden; denn sie brauchten sie nicht einmal in die Gefängnisse zu werfen, sondern nur in den Adelsstand zu erheben, eine Ehre, um deren Preis die meisten deutschen Schriftsteller die Vorzüglichkeit dieses Instituts anerkennen würden. Aber die Ideen und Sachen sind freilich unverwundbar; sie sind gewissermaßen die Lebensluft der Geschichte, die man durch keine Hiebe tödten mag. Und gelänge es auch, den Raum der Zeit ideenlos und luftleer zu machen, so werden wir doch mit Börne einräumen müssen, daß die Gegenstände in luftleeren Räumen nur um so eher fallen. Die Ideen und Sachen werden übrigens demnach auch so wenig, wie sie von den Einzelnen gestützt werden, von den Einzelnen gehemmt werden können, und wenn man auch in ganz Oesterreich keinen Menschen antreffen würde, der

auf das Prädicat „von" und „Ew. Gnaden" nicht Anspruch machte, so bin ich doch überzeugt, daß sich schon jetzt in ganz Oesterreich die Ansicht festgestellt hat, der Adel sei der Menschheit sehr entbehrlich, wenn er auch „halt einmal zum System gehört." Das ist die vox populi, die vox dei, von der ich oben sprach, und die nur deshalb nicht gehört wird, weil der Geist willig und das Fleisch schwach ist, die aber im Leben nicht in den Wind reden wird, sondern zu dem Ohre der Menschheit, einem Begriff, von dem ich schon behauptet habe, daß er die Einzelnen verschlingen wird.

Uebrigens wird es sich kaum bestreiten lassen, daß die imposante Stellung der Geburts-Aristokratie in Oesterreich mit zur Geschichte der Civilisation gehört, wie ich denn überzeugt bin, daß im Völkerleben, wie in der Natur, Alles, was geschieht, zum Besten des Ganzen geschieht. Alle Institute und Ereignisse der Geschichte werden helfen müssen, den Zweck der Menschheit zu erfüllen, und das Thörichtste ist, einige von ihnen für überflüssig zu halten. Als die französische Republik sich an die französische Geschichte wagte, als sie in der Zerstörung der Gräber von St. Denis einen ganzen Abschnitt derselben vernichten wollte, damals bewies sie, daß sie auf keine Zukunft Anspruch machen konnte, denn es gibt keine Zukunft ohne Vergangenheit. Und als die Bourbonen später in dieselbe Stellung zur Revolution traten und

alle alten Erinnerungen wieder hervorsuchten, die Republik aber bis auf den Namen auslöschen wollten, damals verzichteten auch sie auf ihre Zukunft. Trotz der sorgfältigen und detaillirten Zerstörung von St. Denis werden doch von Neuem die Könige der Franzosen ihre Ruhestätte finden, wo sie seit Jahrhunderten war, und trotz der sorgfältigen Restauration von St. Denis werden die Könige von Frankreich außer Landes ihre Gebeine begraben müssen. Lassen wir also auch der österreichischen Aristokratie ihre Zeit; denn was dieselbe betrifft, so halte ich sie in einem Augenblick des Ueberganges für den mildernden, hemmenden Gegensatz jener anderen Aristokratie, die eben in der Richtung unserer Zeit liegt, ich meine die Geld-Aristokratie, die sich freilich nicht zu einem Stande abrunden kann, weil sie auf einem trüglichen und schwankenden Boden steht, die aber eben deshalb leicht die gesundesten Säfte der Civilisation verderben kann. Wie mächtig und einflußreich sich diese Geld-Aristokratie gestaltet hat, ersieht man aus dem Ueberfluß von Staatspapieren und daraus, daß selbst das feudale und katholische System der österreichischen Regierung den jüdischen Repräsentanten derselben die Concession des Adels machte. Wenn nun aber, trotz aller Baronisirung, die Geld-Aristokratie in Oesterreich von dem Erb-Adel, der hier freilich den nöthigen Nachdruck durch Güterbesitz an den Tag legen kann, de haut en bas

betrachtet wird, wenn derselbe dort die „Großhändler" immer nur in geschichtlicher Hinsicht beachtet, nie aber in gesellschaftlicher und politischer, so wird dieses Verhältniß nur dazu beitragen können, die Sympathien der Geld-Aristokratie dem Volke zuzuwenden, dem sie ohnehin durch den Verkehr, durch Industrie, Handel, Fabrikwesen und Gewerbe am nächsten steht und von dem sie, wegen der friedlichen Neigung, die jetzt überall in Europa vorhanden ist, und wegen der Richtung des Zeitgeistes auch nichts in Betreff des Besitzes zu fürchten haben wird. Die Geld-Aristokratie wird sich nothgedrungen den liberalen Interessen anschließen müssen, weil die aristokratischen Interessen keine Notiz von ihr nehmen, oder doch nur in sofern, als sie ihnen Vorschuß auf die Früchte am Halme, oder auf die Wolle am Schaafe geben muß. Genug, wir gewahren hier zwei gewaltige Kräfte, die mit einander ringen, aber die eine wurzelt in dem Boden der Vergangenheit, der täglich mehr unter ihren Füßen wankt, die andere in dem der Gegenwart; wenn jene erliegen wird, so wird diese sich ihren Giftzahn im Kampfe ausbeißen, um späterhin einer dritten Kraft, der Intelligenz nachzugeben, die alles ordnen und darthun wird, wie das Geld auch als Mittel zum Fortschritt dienen könne. Wir werden dann einsehen, daß die Gelehrten dem Adel nur das Dintenfaß an den Kopf geworfen haben, daß aber die Geldmänner ihn

mit jenen silbernen Kugeln, die selbst durch einen Koller von Elendsfell dringen, in's Herz trafen.

Wenn ich mich aber bemühet habe, der Stellung und wahrscheinlichen Zukunft der deutschen Aristokratie nachzuspüren, so geschah dies in der That nur aus dem Grunde, weil sie allerdings bis jetzt noch das Schwert des Damocles ist, das dem Fortschritt Deutschlands sowohl, wie, durch die Verbreitung der hohen Aristokratie Deutschlands über alle europäischen Throne, auch dem des übrigen Europa droht. Indeß man wird es nun einsehen, das Schwert ist rostig an der Zeit geworden, weshalb es auch nicht an ein Haar, sondern an einen Strick von Haaren befestigt wird damit es, herabfallend, nicht beweise, wie stumpf es sei, sondern, hängend, nur die Völker schrecke. Also schwebend, mischt sich freilich die Aristokratie zur Zeit noch in alle Zustände der Regierungen und Völker ein, besonders aber kleidet sie die Hofhaltung und die Diplomatie in ihre Livrée. Was nun jene betrifft, so mag man sie dem Adel überlassen, es ist nur ein glänzendes Elend, den Launen großer Herren zu dienen, was aber diese betrifft, so wird die Monarchie, sobald sie einsieht, daß die Ohnmacht der Aristokratie der Zeit nicht widerstehen kann, höchstens nur noch aristokratische Namen an der Spitze derselben dulden, aber die Einmischung aristokratischer Tendenzen überall verhindern. Nur diese aristokratischen Tendenzen ha-

ben der neuesten Politik, von der ich bereits in der Einleitung bemerkte, daß sie die Ruhe, den Frieden und die Wohlfahrt der Völker als Stützpunkt haben, ein schiefes Ansehen gegeben. Man ist nämlich häufig der Meinung, die Politik beschränke sich nur auf den Vortheil einer bestimmten Klasse der Gesellschaft und nehme selbst die Besitzenden nur im Interesse dieser Classe in Schutz, es können jedoch das Bestehende und der Besitz sehr wohl ohne die Festhaltung einer Aristokratie festgehalten werden; denn durch die Aufhebung der Aristokratie und ihrer Vorrechte nehme man den Einzelnen Nichts, sondern ertheile vielmehr allen gleiche Rechte, der Besitz seiner Güter werde dem Adel immerhin bleiben, aber zugleich würde auch den Anderen die Möglichkeit gegeben werden, solche Güter zu erwerben.

Bundes-, verfassungsmäßig und factisch aber bestehen in diesem Augenblick in Deutschland vier Stände, nämlich:

1) Der hohe Adel. Zu ihm gehören

a) die souverainen Fürsten und regierenden Häupter.

b) die Standesherren, eine Bezeichnung für alle seit 1806 aus der Reichsunmittelbarkeit in das Unterthanenverhältniß, oder vorerst in den Rheinbund, und erst 1810 durch die Erweiterung des französischen Kaiserreichs,

oder 1815 durch die Wiener Congreß-Acte in das Unterthanenverhältniß eingetretenen Fürsten, Grafen und Herren. Das wesentlichste Vorrecht was diesen „Mediatisirten" erhalten wurde, ist die Ebenbürtigkeit, wonach eheliche Verbindungen der souveränen Häuser mit denen der standesherrlichen Familien als standesmäßig anerkannt werden, und somit also auch der hohe Adel Deutschlands als eine tüchtige Pflanzschule aller europäischen Throne eingerichtet erscheint.

2) Der niedere Adel, Geschlechtsadel, wie Briefadel mit seinen Unterscheidungen in Grafen, Freiherren, Rittern, Edlen und einfachen Adeligen. Ohne daß dieser niedere Adel besonderer Vorrechte genießt, hat man ihm doch in den meisten Staaten gegen eine Verschmelzung mit dem Bürger- und Bauernstande durch bestimmte Begrenzungen bei der Ausübung von Gewerben und dergleichen zu schützen gesucht. Er ist auch, als solcher, hoffähig.

3) Der Bürgerstand. Da derselbe seine mittelalterliche Basis und in dem Adel, der sich zu den Städten herabließ, seinen Gegensatz verloren hat, so bietet er nur noch in den vier freien Städten Deutschlands ein hervorragendes Moment. Hier mußte man das städtische Bürgerrecht, das zugleich

Saatsbürgerrecht wurde, natürlich in enge Grenzen einschließen, um jeden Andrang zu vermeiden. Seltsam aber ist die Vorrichtung der bremischen Verfassung, die dem Adel ein für alle Mal keinen Zutritt zu der Republik gestattet indem sie ausdrücklich verfügt, kein bremischer Bürger solle fremde Titel, Würden und Standesvorrechte annehmen dürfen, wahrscheinlich um die Republik keiner Gefahr auszusetzen. Diese Bestimmung wird dann auch mit solcher Strenge befolgt, daß selbst ein Bremischer Bürgermeister, Herr von Gröning, ohne diese Bezeichnung im Staatscalender und in amtlichen Beziehungen aufgeführt wird. Schade nur, daß Bremen solchergestalt der einzige Fleck in Deutschland ist, wo der Adel abgeschafft ist, und daß hier kein Nutzen vorliegt, sondern nur eine Kleinstädterei. Oder könnte man in der That unter den Verhältnissen, wie sie sind, mittelalterliche Unruhen, oder gar den Verlust der Freiheit, mittelst aristokratischer Einflüsse befürchten? Ich muß nämlich bemerken, daß diese Verordnung nicht etwa aus dem Mittelalter, sondern aus der neuesten Zeit datirt.

4) Der Bauernstand. Er ist durch die Gleichstellung des platten Landes mit den Städten, durch die Beschränkung des Zunftwesens, durch die Auf-

hebung der Leibeigenschaft, durch die wenigstens größtentheils verfügte Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, durch die freie und selbstständige Einrichtung der Dorfgemeinden, durch die Ausdehnung der Gewerbe auch auf das platte Land und in constitutionellen Staaten durch die Vertretung der Dorfgemeinden durch selbstgewählte Deputirte, mit dem Bürgerstande in seinen Rechten ziemlich parallelisirt.

Man wird übrigens aus dieser Einrichtung sehen, daß das bürgerliche Moment, im Gegensatz zu dem aristokratischen in der Verfassung des deutschen Bundes, wie der einzelnen Staaten verwaltet und daß ihm nichts weiter als die rechtliche Anlehnung im Ganzen und Großen fehlt, damit es sich befestige und gegen die aristokratische Minorität, die immer nur als eine Usurpation zu betrachten ist, auch in politischer Hinsicht behaupte. Die kurhessische Constitution mit einer Kammer erscheint in dieser Hinsicht nicht nur als die Zeitgemäßeste, sondern auch als die den Zuständen angemessenste.

Siebentes Capitel.

Deutsches Universitätswesen. — Stellung der Universitäten zum Volke. — Nützt die Corporation zur Zeit noch den Universitäten? Verschiedene Meinungen in dieser Hinsicht. — Historische Rückblicke. — Die Wissenschaft muß in sich selbst die Garantie ihrer Freiheit finden. Die Corporation schützt diese Freiheit nicht. Beispiele dafür. — Ueber den Antrag in der Badischen Ständeversammlung, die Immatriculation aufzuheben. Meinung des Verfassers, daß die Emancipation der Universitäten von der Corporation allerdings ein größeres Gleichgewicht zwischen Leben und Wissenschaft und selbst eine größere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Wissenschaft herbeiführen werde. — Die verkehrte Einrichtung der Universitäten zu gelehrten Schulen. Nachtheile und komische Folgen dieser Einrichtung. — Ueber den Gemeinsinn deutscher Professoren, und wie derselbe zu wecken und zu befestigen ist. — Uebersicht der Nachtheile der Corporation.

Die deutschen Universitäten sind die Kirchthürme unserer Cultur. Im Mittelalter erbaut, wurden sie durch die Reformation einem anderen Dienste geweiht; die mittelalterliche Form aber blieb dieselbe; sie glichen von dieser Zeit an alten gothischen Kirchen, in denen der Pro=

testantismus das Licht ansteckte für die weltliche Macht. Bis dahin hatte nämlich die Hierarchie über dem mystischen Helldunkel der Wissenschaft geschwebt, der Glaube hatte die Intelligenz beherrscht, jetzt sollte die Intelligenz den Glauben regieren. Aber Zweck wurden die Universitäten nur scheinbar, sie wurden vielmehr Mittel zum Zweck; denn ich habe schon gesagt, das Licht, welches der Protestantismus in ihnen ansteckte, leuchtete freilich Allen, aber es diente nur den Fürsten, daß sie die Reformation auch zu einem politischen Höhepunkt geleiten und nicht über die Vorurtheile und Sympathien der Völker für die alte politische Weise im Dunkeln stülpern möchten. Somit geriethen denn die Universitäten, dem Volke gegenüber, in jene Stellung, die ich eben angab, sie wurden von Allen gesehen, angestaunt und bewundert, aber nur von der Minorität begriffen, sie cultivirten, aber sie civilisirten nicht, indem sie nur direct auf diejenigen einwirkten, die das Volk bevormunden sollten, auf das Volk selbst aber höchst indirect. Das Letztere erhielt nämlich die äußersten, die von allen gefährlichen Beisätzen gereinigten und also auch die geschwächtesten Einwirkungen der Universitäten. Wie isolirt die deutschen Universitäten standen, erhellt am besten daraus, daß die Bewohner jener kleinen Städte, wo sie ihren Sitz haben, noch vor einigen Jahrzehnten meist die uncultivirtesten aller deutschen Stadtbevölkerungen

waren. Wenn sie heut zu Tage vorgeschritten erscheinen, so liegt das gewiß nicht an den Universitäten, sondern an jener durchdringenden Bewegung, die durch die neueste Geschichte lief und über Nacht mehr bewirkte, als die Cultur von Jahrhunderten, indem sie überall practische Beziehungen hinterließ.

Ich sagte, die Universitäten hätten die mittelalterliche Form beibehalten und in dem alten Gebäude nur einen helleren Geist entfaltet. Man hat nun in Betreff jener Form in der neuesten Zeit Veränderungen vorgeschlagen, die Einen aus absoluten Principien, die Anderen aus liberalen. Jene, die sonst so gern das Mittelalter als Autorität anführen, sahen in den deutschen Universitäten, mit ihrer vom Staate abgeschlossenen Verfassung, eine Pflanzschule aller das Bestehende gefährdenden Ideen und Tendenzen, diese erblickten in dem Corporationswesen eine der Zeit widerstrebende Richtung. Unter gewissen Voraussetzungen hatten wenigstens die Letzteren Recht. Aber man hat behauptet, die deutschen Liberalen hätten stets bewiesen, daß ihnen politische Intriguen fern liegen, denn man würde sonst kaum in der Badischen Ständeversammlung auf eine Emancipation der Universitäten von der mittelalterlichen Form angetragen haben, weil diese Tendenz auch in dem absoluten Systeme ausgesprochen sei und man doch nur dahin gelangen könnte, wohin jenes gerichtet ist, nämlich nur zur Aufhebung der Cor-

porationen, nicht aber zu einer weiteren Ausdehnung der Wissenschaft über das Volk, die freilich in der Badischen Ständeversammlung dadurch ausgesprochen wurde, daß man auf die Abschaffung der Immatriculation antrug, jeder, der Verlangen nach wissenschaftlicher Bildung hätte, solle nämlich den Vorlesungen der Professoren beiwohnen können. Die also Raisonnirenden hielten demnach dafür, daß, wenn mit Hülfe des Liberalismus die Verschmelzung der Universitäten mit dem Staate bewirkt worden wäre, die Studienfreiheit doch nicht allen Staatsbürgern zugestanden werden würde; man würde die Zulassung zu den Vorlesungen nach wie vor, der Controle der Wissenschaft wegen, an Voraussetzungen knüpfen, im übrigen aber durch die Beseitigung des Corporationswesens die Universitäten noch mehr in die Maschinerie des Staats drängen; kurz man würde so viel von den Tendenzen des Liberalismus benutzen, als für das System dienlich erachtet würde. Ich lasse diese Hypothese unentschieden, aber ich bin der Meinung, man solle einem solchen Argwohn nicht zu sehr nachhängen und mit klaren Augen sehen.

Die ältesten Universitäten entstanden in einer freien Entwickelung. Es traten Lehrer außer den Dom- und Klosterschulen mit neuen Wissenschaften auf, sie predigten dem Volke in der Wüste. Später vereinte man sich zu einer universitas und wählte einen gemeinsamen Rec-

tor. Noch später, aber immer nicht spät genug, mischten sich die Regierungen, freilich ursprünglich nur zum Schutz der Universitäten, aber nach und nach doch auch zur Beaufsichtigung, in das reine und bis dahin wenigstens nicht durch politische Absichten gestörte wissenschaftliche Verhältniß ein. Seit der Reformation endlich geriethen die Universitäten ganz und gar in eine vom Staate abhängige Stellung. Die Fürsten stifteten sie, statt daß sie sie früher höchstens bestätigt hatten. Es fragt sich nur: ob die alte Form neben dem neuen Wesen, das sich im Laufe der Zeit, und besonders seit 1819, vollständig ausgebildet hat, noch Nutzen bringt? Die Anhänger der deutschen Universitäten wollen in der Corporation und in der Scheidung von dem Staate zunächst die größere Unabhängigkeit der Wissenschaft erblicken, sie halte alle Eingriffe wenigstens auf, wenn nicht ab. Mich dünkt aber, die größere Unabhängigkeit der Wissenschaft findet jetzt in der Form durchaus keinen Schutz, auch nicht einmal einen interimistischen, sie findet ihn aber in dem Charakter derer, die sie repräsentiren sollen, falls diese in der That die Verheißung der Lehr- und Censurfreiheit in dem reinen und unverfälschten Sinne verstehen und vertreten. Verstehen und vertreten sie diese Verheißung, die einst eine Wahrheit war, nicht, so wird man bei jeder Gelegenheit auch über die mittelalterlichen Schranken hinüberreichen und eben so unum-

schränkt verfahren, als sei der Kreis offen. Was könnte man aber erzielen, wenn statt der mittelalterlichen Form, der Phalanx einer rein wissenschaftlichen und edlen Gesinnung aller Professoren die Universitäten deckte? Höchstens unterhandeln und Mißverständnisse ausgleichen. Gewiß, das Corporationswesen mag der Eitelkeit der Professoren mehr schmeicheln, als der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit eine Garantie gewähren. Oder hätte man etwa keine Beispiele, daß wenn die Regierung sich über den academischen Senat stellte, dieser sehr nachgiebig gewesen wäre? Nein, unsere deutschen Gelehrten sind nur zum kleinsten Theile stolz; wir haben in den Zeitungen gelesen, daß die Göttinger Deputation an den König von Hannover nur unter der Bedingung vorgelassen würde, daß sie mit einer Adresse erschiene. Und man entwarf auf der Stelle eine solche, natürlich aus Herzens-Antrieb, aber doch auf allerhöchsten Befehl. Man ist mit der Zeit, troß aller Corporation und formellen Unabhängigkeit, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag nachgiebiger geworden, man hat sogar nicht nur keinen Stolz der Wissenschaft mehr, sondern man hat auch den persönlichen Stolz verloren, den der Gelehrte doch noch in früheren Zeiten an den Tag zu legen wußte. Wenn man in Raupachs „Vor hundert Jahren" sieht, wie der alte Grammatiker Joachim Lange, als Prorector der Universität Halle, mit Krone und Scepter ge-

schmückt, einen von dem alten Dessauer angeworbenen studiosum theologiae auf der Wachtparade, vor dem ganzen Stabe, aus Reihe und Glied holt und das Privilegium der Universität also rettet, so wird man sich vergeblich nach einem Seitenstück neuester Zeit zu diesem Actus, der doch wohl auf geschichtlicher Autorität beruhet, umsehen. Freilich sind die Werber ein veraltetes Institut, aber gesetzt, sie wären es nicht, würden nicht viele unserer Professoren die Unabhängigkeit und die Privilegien der Universität einem Leopold von Dessau gegenüber vergessen; Wenn man liest, in neuester Zeit sei in Betreff der deutschen Gelehrsamkeit in höheren und höchsten Cirkeln das Wort „Federvieh" gebräuchlich geworden, dann wahrlich! kann man einsehen, daß die Elite der Nation, die neben der Cultur auch für die Ruhe und den Frieden Deutschlands seit Jahrhunderten mehr gewirkt hat, als die Polizei seit einigen Jahren, nicht durch die Universitäts-Privilegien gesichert werden wird; sie ist nicht einmal durch die Dankbarkeit gesichert worden. Kurz, die Wissenschaft der Universitäten kann sich nur durch die Erinnerung ihrer göttlichen Mission schützen und durch sich selbst; kann sie auch nicht mehr von einem Orte zum andern ziehen, wie einst von Prag nach Leipzig, wenn man sie „Federvieh" heißt, so kann sie doch ihrer Ehre eingedenk sein und daß sie, wenn auch nicht von altem Adel, doch unmittelbar aus Jupi-

ters Haupte abstammt. Ist sie nicht der Ehre eingedenk, erinnert sie sich nicht der göttlichen Abstammung, der göttlichen Mission, so glaube ich, daß es höchst überflüssig sein wird, ob man viel hin und her schreibt über die Vorzüglichkeit des deutschen Universitätswesens, wie es ist, oder vielmehr, wie es war, ob man den Liberalen vorwirft, sie arbeiteten nur einem absoluten Systeme in die Hände, wenn sie die Universitäten in das ebene Gleis der bürgerlichen Gesellschaft versetzen und die spanische Wand, die dieselben vom Staate trennt, aufheben wollten, oder ob man die ganze Sache dem Zufall überläßt. Man wird nämlich eingestehen müssen, daß es sich in diesem Falle nur um eine Form handelt und um weiter nichts, als eine Form. Aber wir Deutsche sind ohne allen practischen Seitenblick, wenn unsere Gelehrten sprechen, wir haben alle Universitäts-Professoren die Beibehaltung der bisherigen Einrichtung predigen und viele Andere ihnen diese Ansicht nachsprechen hören, aus Pietät für ihre Studienzeit, tiefer hat man der Sache nicht nachgespürt, nach Beweisen hat man nicht gefragt. Jetzt haben wir einen Beweis in den Göttinger Vorfällen. Wer wird ihn für seine Behauptung benutzen können? Die Vertheidiger des formellen Corporationswesens werden wenigstens einsehen, daß man solcherweise nicht sicher ist gegen Eingriffe. Aber, man ist sogar soweit gegangen, Cousin für diese Ansicht zu citiren, Cousin der al-

les mit französischen Augen und, bei aller Vorliebe für Deutschland, auch mit französischem Herzen betrachtet hat. Was empfiehlt Cousin Frankreich? Die Einrichtung deutscher Universitäten. Und gewiß, Cousin hat Recht, der französischen Regierung ein Institut zu empfehlen, das, wegen seiner Abgeschlossenheit von dem durch alle Zustände Frankreichs verbreiteten politischen Geiste, eine Garantie der Wissenschaft sein wird, die insonderheit in Paris an hundert gesellschaftlichen und politischen Klippen Gefahr läuft. In Frankreich würden deutsche Universitäten aus diesem Grunde an ihrem Orte sein, aber noch mehr aus dem, weil in Frankreich Censur- und Lehrfreiheit in anderer Bedeutung verstanden werden würde, als in Deutschland. Also man thut Unrecht, den Ausspruch des Herrn Cousin für Deutschland zu citiren. Aber man meint auch, die Abgeschlossenheit der Universitäten würde die Wissenschaft gegen die Zerstreuungen des Alltags-Lebens sichern, sie würde mehr mit sich verkehren. Sollte dies nur durch eine äußere Absperrung zu erreichen sein und nicht vielmehr durch eine innere Gemeinschaft? Ich habe in Göttingen studirt, und zwar in den Jahren 1823 — 1827, und ich kann versichern, daß, trotz der reichen Mannigfaltigkeit der Studirenden, trotz der vielen Theedansants der Professoren und trotz der Universitäts-Privilegien — die Studenten-Verbindungen ausgenommen — keine andere

Gemeinschaft unter den Studirenden mit einander, wie mit den Professoren bestand, als solche, welche sich auch unter allen anderen Verhältnissen, aus wissenschaftlichen Motiven würde gemacht haben. Wie viele unter den deutschen Professoren eignen sich zu Gemeinschaften? Wenn sie, außer dem Katheder, noch in Berührungen mit den Studenten kommen, so gehört das stets zu den Ausnahmen, für ein reges wissenschaftliches Leben sind die Wenigsten unter ihnen besorgt.

Man wird mir glauben, — selbst wenn ich es nicht schon ausdrücklich erklärt hätte — daß ich, wenn ich von dem Corporationswesen der deutschen Universitäten rede, dabei nur das heutige Verhältniß vor Augen habe, daß ich also gar nicht der inneren Gemeinschaft entgegen bin, daß ich nicht wünsche, die Universitäten möchten nie zu zu der alten wahren Freiheit zurückkehren. Nein, die Scheinfreiheit, die in der formellen Abgeschlossenheit vom Staate gesucht wird, während die Regierung sonst überall durch Studien-Pläne, durch Regierungs-Commissarien, durch Universitäts-Verbote selbst der zum Bunde gehörigen Hochschulen den freien Verkehr der Wissenschaft hindert und dabei kaum einen schwachen Widerstand von Seiten der Professoren findet, diese Scheinfreiheit will ich nur in das rechte Licht stellen. Man wird mir zugeben müssen, daß die Lehr- und Censur-Freiheit nicht darunter leiden würden, wenn z. B.

das privilegirte Forum der Universität aufgehoben würde, wenn die Studenten in disciplinarischer Hinsicht den übrigen Bürgern gleichgestellt würden. Man wird auch zugeben müssen, daß die Universität nicht darunter leiden kann, wenn jeder, der nach Bildung nnd Wissenschaft verlangt, zu den Vorlesungen zugelassen wird. Diese letztere Einrichtung war ja die ursprüngliche der Universitäten, sie würde wenigstens einen Schluß ziehen lassen auf einen wissenschaftlichen Trieb, auf einen göttlichen animus. Gewinnen denn die Universitäten dadurch, oder werden sie auch nur dadurch auf der Höhe des Jahrhunderts erhalten, daß man nur mit einem testimonium maturitatis zu ihnen zugelassen wird? Was ist ein testimonium maturitatis? Ein Zeugniß von diesem, oder jenem Director dieser, oder jener gelehrten Schule, oder von diesem, oder jenem Magistrat dieser, oder jener Landstadt, daß man einen Schulcursus zur Zufriedenheit der Lehrer durchgemacht hat, daß man einige Jahre auf den Schulbänken von Secunda, einige auf denen von Prima gesessen und im übrigen sich in dem für die Universität erforderlichen Alter befindet, dann aber, daß man Theologie, Jurisprudenz, oder Medicin studiren und die Grundlage zu einem Broderwerb durch das gesetzliche Triennium auf Universitäten legen will. Also wird für die Recrutirung der Universität von einem Semester zum anderen Sorge getragen; aber man wird

einsehen, daß in dem testimoniuum maturitatis keine Garantie der Wissenschaft liegt. Es wird nicht einmal dadurch bewiesen, daß die so Ausgerüsteten in der That hinlänglich für die Wissenschaft vorbereitet sind, indem jedes Gymnasium halbjährlich eine bestimmte Anzahl Schüler zur Universität abliefert und hier ein großer, dort ein kleiner Maßstab, dort gar kein Maßstab angelegt wird, auf keinen Fall aber wird dadurch bewiesen, daß die so Ausgerüsteten auch zur Wissenschaft befähigt sind und daß sie noch aus einem anderen Grunde zur Universität gehen, als aus dem, daß sie gesetzlich hingehen müssen. Würde nicht die Universität beinahe gewinnen, wenn man annehmen könnte, daß Alle, die vor dem Katheder säßen, aus dem inneren, reinen Drange der Wissenschaft dorthin kämen, als wenn man nur so viel weiß, daß sie den Schul-Cursus von Cornelius Nepos bis Tacitus und von Xenophon bis Thucydides durchgemacht haben und hier nun das Weitere durchmachen wollen, was als Schwelle zum täglichen Brode angesehen wird? Eine andere Zusicherung werden wir doch dem testimonium maturitatis nicht entnehmen können?

Ich wiederhole hier das bereits in einer anderen Schrift *) von mir in dieser Hinsicht Gesagte: „die ur-

*) Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837, von Eduard Beurmann. Frankfurt a. M. bei Karl Körner 1838.

sprüngliche Tendenz der Universitäten war freie Cultur der Wissenschaft, ohne Rücksicht auf specielle Staatszwecke. Wer einen Drang nach Bildung fühlte, der konnte sie dort in vollstem Maße erlangen. Wenn nun die Universitäten später in Beziehungen zu dem Staate gebracht wurden, so braucht man sich freilich nicht zu wundern, daß sie, wie alle Lehr-Anstalten, dem Staatszweck untergeordnet wurden, aber eine Nothwendigkeit für eine Anstellung im Staate hätte man nie aus ihnen machen sollen. Dadurch sanken sie offenbar in die Kategorie gewöhnlicher Schulen herab, zu denen man im besten Falle keinen anderen animus mitzubringen brauchte, als den der künftigen Existenz. So wurde die Götterspeise der Wissenschaft zu hausbackenem Brode herabgewürdigt. Ich weiß es wohl, daß die Absicht der Regierungen dabei allgemeine Verbreitung und Befestigung der Wissenschaft im Staate war; allein die Wissenschaft läßt sich keinem Handwerkszwange unterordnen. Am Ende genügte sogar eine Bescheinigung des triennii und daß man diese, oder jene Collegia belegt und besucht habe, zur Zulassung zum Staats-Examen. Wie man sie gehört und nach Resultaten fragte Niemand; denn um das Examen zu überwinden bedurfte es im schlimmsten Falle des mäßigsten Studiums der Compendien und Hefte, selbst nach Ablauf der Universitätszeit. Es war also gewiß, daß man eben so gut ein

Staats-Examen überwinden konnte, wenn man gar keine Universität besucht hatte. Ja es traf sich sogar häufig, daß Leute, die ihre Studien absolvirt und sogar das Doctor-Diplom errungen hatten, mit diesem Documente in Händen durch das Staats-Examen fielen und ohne zweites Triennium, nachdem sie später in ihrem Geburts- oder Wohn-Orte die Wissenschaft, die ihnen zu Brod verhelfen sollte, dürftig erlernt hatten, zu einer Anstellung gelangten. *) Freilich lagen solche Fälle

*) Diese Weise mag folgender Vorfall darthun. Das O.-A.-Gericht zu Lübeck prüft die Rechts-Candidaten, welche in Bremen zur Advocatur zugelassen werden wollen. Demselben stellte sich demnach ein von einer ersten deutschen Universität (die bei Ertheilung des Doctor-Diploms zwei verschiedene Formeln, nämlich „examen cum laude superavit," oder bloß „examen superavit," natürlich gegen dieselben Examinations- und Decanats-Gebüren, anwendet) mit dem juristischen Doctor-Diplom zweiten Grades versehener Rechts-Cadidat zur Prüfung vor. Man fragte ihn: „wie viel beträgt ein großer Diebstahl?" Er wußte es nicht. Man wollte ihm auf den Betrag helfen, man sagte: „fünf" — und der Candidat der „fünf" für eine sehr kleine Summe hielt, setzte hinzu: 500,000 solidi. Er fiel natürlich durch's Examen, um es nach einem Jahre Studiums seiner Hefte zu überwinden. Seitdem nimmt das O.-A.-Gericht in Lübeck von keinem Doctor der Rechte mehr Notiz, sondern behandelt jeden Examinanden — er mag Doctor utriusque juris sein, oder nicht — nur als einfachen Rechts-Candidaten, und der Bremer Senat verlangt sogar von dem Doctor, welcher, außer seinem Doctor-Examen, auch das Staats-Examen cum laude überwunden hat, daß er förmlich und bittweise bei dem Senate einkommen müsse, daß ihm die Führung des Doctortitels in amtlicher Hinsicht gestattet werde; widrigenfalls er sich desselben in jeder amtlichen Beziehung zu enthalten habe.

mehr an dem Leichtsinne und der Habgier dieses, oder jenes Professors, der sich die Decanats-Gebühren nicht durch die Verweigerung des Doctor-Diploms entziehen lassen wollte, als an der Universität, aber man sieht doch, bis zu welchen Uebertreibungen und lächerlichen Extremen jene Einrichtung führen konnte, die die Anstellung im Staate von dem Trienniuum abhängig machte."

Also, es würde der Stellung der Universitäten keinen Eintrag thun, wenn man den Begriff der „Brodwissenschaft" fürderhin nicht auf sie anwendete, wenn man es zuließe, daß Staatsämter überall ohne Bescheinigung, daß man drei Jahre lang gewisse Collegia belegt habe, ertheilt würden, falls die Bewerber nur Fähigkeiten dazu nachweisen könnten. Aber wie die Lehrer entschädigen, die leider theilweise und trotz aller Beaufsichtigung und Abhängigkeit von der Regierung auf die Honorare der Studenten angewiesen sind, wenn der Besuch der Universitäten solcherweise aus einer Nothwendigkeit eine Sache der freien Wahl würde. Freilich möchten die Ministerien des Unterrichts in diesem Falle am wenigsten die Universitäten sichern, die nun außer dem Staatszwecke im engeren und engsten Sinne lägen. Aber das Volk, der Sinn für Cultur, den man den Deutschen ja auch von oben herab nachrühmt, beide würden die Träger der Universität n werden, wollte man nur die Bureaukratie, die zwischen ihnen und diesen

steht, entfernen, wollte man auch nur den Universitäten eine constitutionelle Basis verleihen. In diesem Falle aber möchte es gar nicht ungerathen sein, die Immatriculation abzuschaffen und das Volk unmittelbar an die Quelle der Cultur zu lassen. Ich glaube gerade nicht, daß die Handwerke unter dieser Zulassung leiden und daß die „Halbbildung," oder „Halbaufklärung" solcherweise begünstigt werden würde. Uebrigens muß ich bemerken, daß die beiden letzteren Begriffe auch wieder aus der Pedanterie unserer Gelehrten herrühren, die sie der Bureaukratie und Aristokratie gegen den Fortschritt in die Hände gaben. Wo soll denn die volle Bildung, die volle Aufklärung herkommen, wenn die Wissenschaft sich so ängstlich vom Leben absperrt, wenn sie die Wahrheit immer in Sammethandschuhe kleidet und sogar in delphische Orakelsprüche hüllt, wenn sie sich nie mit der Wissenschaft zu den Interessen der Menschheit herabläßt, sondern stets verlangt, daß die Interessen der Menschheit nur der Wissenschaft als Staffage dienen sollen. Was ist denn schlechter, die „Halbaufklärung" dieses, oder jenes Bauern, der die Sclaverei, oder die Leibeigenschaft verwirft, weil alle Menschen gleich geboren seien, oder die volle Aufklärung eines Professors, der die Sclaverei, oder die Leibeigenschaft vertheidigt, weil jene im römischen Rechte, und diese im deutschen begründet sind? Was ist denn vernünftiger die „Halbbildung" dieses, oder jenes Bauern,

der bei Servituten die Bäume nach deutschem Brauche beschneidet, oder die volle Bildung eines Professors, der sie nach römischem Rechte nur von oben beschnitten wissen will? Gewiß, man kann unsere Gelehrsamkeit schon aus der Perspective des todten Worts in die Nähe des Lebens versetzen, uud sie wird nichts dabei verlieren, und die Menschheit noch weniger. Würde ein Geheimer Justizrath es wagen, das Katheder mit den Worten zu betreten: „Meine Herren, es gibt nur drei große Juristen in Deutschland, der erste ist der Professor Hans in A., der zweite ist der Professor Peter in B., und den dritten zu nennen, verbietet mir die Bescheidenheit", wenn, statt Studenten, die solche Einleitungen wenigstens während ihrer Universitätsjahre für originell halten, eine nationale Vertretung vor dem Katheder säße, eine öffentliche Meinung? Alle diese Eitelkeit und Pedanterie unserer Professoren würde durch die Berührung mit dem Volke *) wegfallen, und der Berichterstatter in der Badischen Ständeversammlung, der in diesem Sinne auf die Emancipation der Universitäten von dem Corporationszwange antrug, der einige mittelalterliche Privilegien, die die Universitäten nur von der bürgerlichen Gesellschaft, aber nicht von der Regierung scheiden, aufheben, der

*) Man wird schon einsehen, daß hier nicht die Masse verstanden wird, sondern die allgemeine Bildung.

aber das Lebensprincip aller Wissenschaft: Censur- und Lehrfreiheit nicht nur erhalten, sondern demselben auch durch Aufhebung der Immatriculation und durch die Zulassung aller Gebildeten zu den Vorlesungen neue Lebenskraft gewähren wollte, ich sage, der Berichterstatter in der Badischen Ständeversammlung, der in diesem Sinne eine Reformation der Universitäten Heidelberg und Freiburg beabsichtigte, konnte in der That keine Befürchtungen wegen der Zukunft des deutschen Universitätswesens erregen. *) Oder sollte man nie eine Reform aus dem Grunde anregen, weil diese Reform möglicherweise schlechten Absichten dienen kann? Der Antrag, von dem ich spreche, wurde auch von der zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung, in welcher bekanntlich Universitäts-Professoren Sitz und Stimme haben, die so wenig von gelehrtem Vorurtheile, wie von liberalen befangen sind, sondern vielmehr nur die Perspective der Humanität vor Augen haben, der Regierung empfohlen. Diese gab ihm natürlicherweise kein Gehör, weil man sich schwerlich von Seiten einer Regieruug dazu verstehen wird, das Leben in die Hände der Wissen-

*) Der Antrag ging insonderheit auf die Abschaffung der Immatriculation, auf die Zulassung aller Gebildeten und nach Bildung Verlangenden zu den Vorlesungen, auf Abschaffung des privilegirten Universitäts-Forums und auf strenge Beaufsichtigung in Betreff der Duelle.

schaft zu geben und die Cultur auf die Höhe des Jahrhunderts zu stellen; denn Herr Professor Ottfried Müller sagt: „Wir müssen uns gestehen, daß wir insofern noch immer Barbaren sind, daß unsere geistige Bildung sich nicht, wie die Blüthe eines gesunden Organismus, aus den sich selbst überlassenen Trieben und Neigungen der gesammten Bevölkerungen entwickelt, sondern einer beständigen Fürsorge von den Leitern des öffentlichen Wesens bedarf.“ Warum sie dieser Fürsorge bedarf, habe ich bereits in jener oben bezeichneten Schrift ausführlich nachgewiesen; hier bemerke ich nur, daß die Regierungen den Gelehrten in der Ansicht beistimmen, daß die Wissenschaft, träte sie in's Leben, Gefahr laufen werde, obwohl ich der Meinung bin, daß die Wissenschaft auch hier ihren göttlichen Ursprung und ihre unsterbliche Kraft bewähren wird. Daß wenigstens die Vertreter und Verwalter deutscher Cultur dem Volke theuer sind, auch wenn sie nicht nach dem Beifall des großen Haufens ringen, sondern nur ihres heiligen Amtes eingedenk sind, daß sie also ihre göttliche Mission auch inmitten des Volks nicht den Launen und der Veränderlichkeit des letzteren zum Opfer zu bringen brauchen — das — denk' ich — wird zur Genüge durch die nationale Theilnahme erwiesen, die den Göttinger Professoren, welche der Masse nie gehuldigt haben — an den Tag gelegt wird. In Frankreich mag die Wissenschaft

an den Tagesfragen scheitern können, für Frankreich möchte sich der Vorschlag des Herrn Cousin eignen, in Deutschland aber wäre schon der Versuch zu wagen mit der Emancipation der Universitäten. Doch setze ich voraus, daß diese Emancipation von der corporativen Einrichtung nicht in eine Unterwerfung unter die Bureaukratie übersetzt wird.

Ich habe bereits die Frage aufgestellt: Wie viele Professoren eignen sich für eine Gemeinschaft? denn als die Stütze derselben wird die Corporation betrachtet, und ich habe bereits auf diese Frage die Antwort ertheilt: Sehr wenige. Ich habe auch nachgewiesen, daß der Gemeinsinn der Professoren eine zuverlässigere Stütze der deutschen Universitäten sei, als eine Corporation, die ohne jene Seele zur bloßen Form herabsinkt. Weshalb aber trifft man unter den Professoren deutscher Universitäten so wenig Gemeinsinn? Sie sind einmal Gelehrte, und dann Menschen. Als jene haben sie wissenschaftliche Parthei-Interessen, als diese haben sie menschliche Parthei-Interessen, Frauen, Kinder, Lebenssorgen und Lebensrücksichten. Der materielle Schwerpunkt belästigt auch die Wissenschaft. Sollte nicht auch der Gemeinsinn gerade dadurch wieder geweckt und befestigt werden, wenn die Universitäten in nähere Beziehungen zu dem Volke gebracht würden? Würde man sich nicht schämen müssen, die theoretischen Interessen,

die sich an dieses, oder jenes System knüpfen, der Wissenschaft im Großen hintenanzusetzen, würde nicht ein ésprit de corps in die Mitglieder der Facultäten kommen, der jetzt, wie die letzten Göttinger Vorfälle erwiesen haben, kaum noch durch außerordentliche Mittel hervorgerufen werden kann, wenn die Universität ihre nächste Existenz unmittelbar aus dem Volke herleitete. Man kann durch die kleinlichen Lebens-Interessen, die ganz und gar in der Hand der Regierung ruhen, zu keinem festen und freien Willen kommen; und was die Systeme betrifft, so wird man an den meisten deutschen Universitäten — besonders unter den Juristen — die feindlichsten Reibungen Hinsichts derselben antreffen. Wenn Du bei A. Encyklopädie gehört hast, oder Institutionen, so wirst Du bei B. einen schweren Stand im Examen haben; denn er examinirt Dich nun absichtlich in diesen Abtheilungen und thut dabei, als habe er nie etwas von der Ansicht des A. vernommen, der seinerseits übrigens wie ein Löwe vor seinem Systeme Wache hält und stets für Dich das Wort nimmt, um Dir aus Dankbarkeit, daß Du ihm den Vorzug gegeben hast, B. zum Trotz durch das Examen zu helfen, und zu beweisen, daß Du nichts von den Rechtsprincipien des Letzteren zu wissen brauchest, um doch ein tüchtiger Jurist zu sein. Wie gesagt, die Studenten lachen über eine solche Weise, die den Originalitäten der Professoren beigezählt wird, das Volk

würde sie richten. Und die ökonomische Stellung der Universitätslehrer würde sie nicht besser und unabhängiger werden, wenn den Gebildeten — und nicht bloß dem größeren Theile derer, die nach einem Broderwerb trachten, und dem kleineren Derer, die die Wissenschaft als ausschließlichen Lebensberuf gewählt haben und meistentheils nicht im Besitze von Reichthümern sind — im Ganzen und Großen Zutritt zu den Vorlesungen gestattet würde. Man übersehe nur das Personal der meisten Universitäten, und den langen Schweif der außerordentlichen Professoren und Privatdocenten, die sich Jahre lang kümmerlich abmühen müssen, ehe sie von der Regierung berücksichtigt werden, und man wird sich die nächstliegende Antwort auf den geringen Gemeinsinn der Professoren selbst ertheilen können. Es kann nicht auf sie zu zählen sein, wenn die Wissenschaft Gefahr läuft an dem einseitigen Systeme der Regierung. Wie in allen Lebensverhältnissen wird auch hier in neun und neunzig Fällen der Egoismus entscheiden, wenn vielleicht im hundertsten die Ueberzeugung den Ausschlag gibt — was sage ich, den Ausschlag gibt, wenn sie als eine ohnmächtige Gegenwirkung der Redlichen gegen die „Verständigen" auftritt und kein anderes Resultat herbeiführt, als eine Aufopferung derer, die hier repräsentiren.

Ich habe meine Hoffnungslosigkeit, in Betreff des Nutzens der Corporation, unter den Verhältnissen, wie

sie sind, ausgesprochen. Ich bitte nochmals, das Gesagte nicht auf die Freiheit der Wissenschaft anzuwenden. Ich verlange Studien-Freiheit, Lese-Freiheit, Censur-Freiheit, in Betreff der Wissenschaft, ich sehe in der Herabwürdigung der Universitäten zu Lehrschulen für den Staatszweck ihren Untergang so gut, wie andere, aber ich meine, die Wissenschaft muß sich selbst helfen und Gott wird ihr helfen. In jener Zeit, wo die Wissenschaft von den Fürsten mehr geachtet wurde, und wo die Masse zu roh war, um unmittelbar zur Cultur zugelassen zu werden, mochten die Corporationen dienlich sein; in unserer Zeit aber, wo die Fürsten theilweise sehr indifferent gegen die Wissenschaft sind, theilweise aber sie sogar als einen Stein des Anstoßes betrachten, und wo die Cultur der rothe Faden ist, der sich durch die Masse zieht, in unserer Zeit hat die Wissenschaft — um es noch einmal zu sagen — von der Festhaltung der Corporation, zu welcher die Regierungen den Schlüssel besitzen, nichts zu hoffen, und von der Aufhebung derselben nichts zu fürchten. Der Mantel des Löwen will hier nichts bedeuten, es liegt vielmehr Alles an dem Muthe des Löwen. Wenn aber die Corporation von keinem Nutzen ist, ist sie nicht vielleicht von Schaden?

Man wird zuerst zugeben müssen, daß sich auf den deutschen Universitäten gleich vom Anfange her eine ziemliche Rohheit feststellte und sogar ausbildete. Man hatte

sie, um der Corporation die möglichste Abrundung zu geben in kleinen Landstädten etablirt, die ohne Bildung und ohne sociale Vorzüge waren. Man mochte erkennen, daß die Wissenschaft, als sich selbst genügend, solcher Anlehnungen nicht bedürfe. Aber wo war hier die Wissenschaft zu suchen? Einmal in den Professoren, und dann in jenen wenigen, die wirklich der Wissenschaft wegen die Universität besuchen. Aber die Majorität der Studenten konnte unmöglich durch die Wissenschaft vermittelt werden. Sie war also auf sich angewiesen; sie war selbst in der Form vom Staate und der Gesellschaft getrennt, und statt der positiven Richtung, die man durch die Corporation der Universität befördern wollte, stellte sich eine negative heraus, man erfaßte die Privilegien der Universitäten in der oberflächlichsten Bedeutung und nicht als eine Begünstigung der Wissenschaft, sondern als eine Begünstigung der Studenten. Die nächste Folge war, daß man Alle und Jede, die nicht immatriculirt waren, Philister nannte, und nicht nur nicht mit Achtung — sie mochten dieselbe noch so sehr verdienen — sondern sogar mit Verachtung behandelte. Da es einmal gegen Sitte und — man kann das wohl behaupten — auch gegen Ehre war, mit „Philistern" zu verkehren, so wurde man immer mehr und mehr auf sich beschränkt. Die Wissenschaft wurde in dieser Abgeschlossenheit weder Mittelpunkt, noch stand

sie überhaupt in Beziehung zu derselben; ja man nannte diejenigen, welche sich ausnahmsweise einen solchen Zweck gesetzt hatten, Kameele." Mit einem Worte, der Barbarismus des „Burschenwesens" entwickelte sich ganz und gar, und absorbirte nach und nach alle wissenschaftlichen Interessen der Masse der Studirenden, er befestigte sich aber durch die getrennte Jurisdiction der Universitäten, durch das privilegirte Forum der Studenten, die nun in keiner Weise von den Gesetzen des Staats erreicht werden konnten. Ich will damit nicht behaupten, daß eine väterliche Beaufsichtigung von Seiten des academischen Senats und der Universitätsgerichte in Disciplinarsachen durchaus nicht an ihrem Orte gewesen sei; um so weniger bin ich dieser Meinung, als die Landesgesetze zur Zeit der Stiftung der meisten Universitäten, noch ohne alle versöhnende Milde der Praxis waren, aber wenn jene väterliche Beaufsichtigung sich überall erst nach dem Vergehen äußerte und sonst in keiner Weise, weder durch Rath, noch That, so muß man doch zugeben, daß sie in der Hauptsache von sehr geringem Einfluß war. Mit einem Worte, die Studirenden waren sich selbst überlassen, bis auf eine Einladung zu den Professoren, die sich übrigens meistentheils auf specielle und gewichtige Empfehlungen stützen mußten; denn die Professoren fürchteten sich eben so sehr vor dem gesellschaftlichen Verkehr mit den Studenten, wie die „Philister."

Warum bestrebte man sich aber nicht auf den Kathedern, eine andere, humanere Richtung hervorzurufen? Warum ließ man sich die Fenster einwerfen und Pereats! bringen, statt die deutsche Jugend zu lehren, daß nicht die rohe Gassenbuben-Kraft, sondern die römische virtus das Ziel der Studenten, wie der Wissenschaft sein müsse? Ich meine, das lag nur an der Bedienten-Natur der deutschen Gelehrsamkeit, die sich selbst dem burschikosen Barbarismus unterordnete, von dem man theilweise lebte und den man sogar theilweise mit Hochachtung betrachtete, weil er aus gutem alten Adel bestand. Die reichen Ungarn, die, gleich nach der Stiftung der Georgia Augusta, dieser Universität ein so glänzendes Relief gaben, stellten hier jenen Barbarismus beinahe auf ein Jahrhundert fest. Sie „hielten sich nur Studirens halber in Göttingen auf" — weil die Staatswissenschaften hier am besten gelehrt wurden und weil es Mode wurde, dieserwegen einige Jahre in Göttingen zuzubringen — aber mit welcher Zuvorkommenheit wurden nicht diese innerlich rohen und äußerlich abgeschliffenen Herren von der Gelehrsamkeit der Georgia Augusta aufgenommen! Man erfand sogar die „Grafentische," ein Institut, welches den hohen und höchsten Adel von den Bürgerlichen im Colleg schied und welches zugleich den Professoren den Vortheil gewährte, daß man hier doppeltes Honorar ansprach. Bis zu der bekannten

Göttinger Emeute gab es noch „Grafentische" in Göttingen, wenn sie seitdem abgeschafft worden sind, so liegt das gewiß weniger an der Antipathie der Professoren gegen eine solche Auszeichnung, als daran, daß die Grafen ausblieben. Dieselben mußten sogar, wenn sie in jugendlichem Gleichheitsgefühle das Honorar zu hoch fanden, für diese Auszeichnung, die ihnen, wenn es denn einmal „Grafentische" geben sollte, von Gott und Rechtswegen umsonst gebürt hätte, mir nichts, dir nichts dem conventionellen Ungestüm der Professoren nachgeben, die es um keinen Preis gelitten hätten, daß der Grafentisch unbesetzt geblieben wäre, und die doppelten Honorare unerlegt. Und doch hat man behauptet, die Burschenfreiheit sei auch eine moralische, eine Garantie gegen alle Kratzbuckelei. Ich aber kann versichern, daß sich diese Freiheit nie über das Burschenwesen hinaus erstreckte und daß, wo die Studirenden in gesellschaftliche Beziehungen traten, alle Freiheit und Gleichheit vor der Thür gelassen wurde. Woher sollte auch die devote Manier unserer Beamten kommen, wenn die Burschenfreiheit in der That in Herz und Geist der Jugend überginge und Wurzeln schlüge für das Leben? Nein, diese Freiheit, die nur auf rohen Motiven beruhete und äußerlich war, gestaltete sich späterhin eben deshalb so bequem in den der Bureaukratie so nothwendigen Servilismus um, man wurde über Nacht aus dem

„flottesten Burschen" der ehrbarste „Philister." Blickt man nur auf die neuesten Begebnisse in Göttingen zurück, so wird man jene Behauptung, daß die Freiheit und Gleichheit vor dem „Comment" — wie man das burschikose Gewohnheitsrecht heißt — durchaus ohne höhere Beziehungen ist, um so mehr erwiesen finden. Dort entblödete sich nämlich jene adelige Clique, die man auch spottweise die „Longobarden" nannte, nicht, eine förmliche Opposition gegen die übrigen Studirenden, die ihre Theilnahme für die entsetzten Professoren nur in gesetzlicher Weise aussprachen, zu veranlassen und nur, um ihre Tendenz zu bekunden und wie wenig man die wissenschaftliche Bildung an und für sich respectire, ihr Honorar von eben jenen Professoren zurück zu verlangen. Nicht einmal die jugendliche Begeisterung, ja nicht einmal die conventionelle Ehre konnten hier die einfältigsten Standes-Vorurtheile compensiren. Und doch soll die Burschenfreiheit — so behaupten die Vertheidiger des Corporationswesens — nicht nur edlere Motive haben, sondern auch edlere Resultate für das Leben veranlassen.

Freilich kann man der ursprünglichen Burschenschaft — im Gegensatz zu den Landsmannschaften — solche Vorzüge nicht absprechen. Aber wenn dieselbe von den Regierungen verfolgt wurde, weil sie sich allerdings

voreilig und unbedacht in politische Fragen einmischte, haben die Professoren, der Senat, die Universität sich jemals ihrer angenommen, ist man nur bemühet gewesen, die Grundlage der Burschenschaft, nach Ausscheidung der den Staat und den Frieden gefährdenden Bestandtheile, zu erhalten? Nein! auf den meisten Universitäten hat man lieber von Amtswegen den barbarischen Terrorismus der Landsmannschaften begünstigt, um die Burschenschaft sicher und zuverlässig auszurotten, weil man um diesen Preis die Universitäten, wenn nicht ganz, doch theilweise retten zu können glaubte. Die Burschenschaft kam nicht durch die Regierungen um, die ihr höchstens die politische Färbung hätten entziehen können, nein! sie wurde von den respectiven Senaten und Universitäts-Behörden allmählig und systematisch durch Gifte getödtet. Und was war die Burschenschaft? In politischer Hinsicht allerdings eine Fortsetzung jenes Tugendbundes, den die Regierungen selbst hervorgerufen und auf jede Weise unterstützt hatten, als man den Enthusiasmus, die Nationalität und den Patriotismus der Jugend gegen das Ausland und die Usurpation benutzen wollte, dessen längere Wirksamkeit aber in der Zeit des Friedens, wo es nicht der Concentration, sondern der Zerstreuung der Leidenschaften galt, sehr überflüssig und sogar gefährlich erschien. Wer möchte über diese Maßregel rechten, wenn man zugeben muß,

daß die Zukunft Deutschlands auf bewährtere Voraussetzungen zu stützen war, als auf die gutgemeinte, aber schlechtbegründete Absicht einer Jugend, die selbst nur theilweise in dem letzten abgeschlossenen Act jenes Dramas, das mit der Vernichtung der Usurpation endete, mitgewirkt hatte. Aber die Burschenschaft hatte auch eine andere, nicht politische Richtung, und ich, der ich leider nur meine Universitätsjahre in einer Landsmannschaft zubrachte, darf sie, ohne den Verdacht einer Sympathie für die arg verpönte politische Tendenz jenes Instituts zu erregen, wohl vortrefflich nennen. Die Burschenschaft war ursprünglich, statt von dem „Comment,“ den man bis dahin als den Mittelpunkt des Studententhums betrachten konnte, von heiligem Ernste beseelt, ihre Grundlage war, statt äußerer Ehre, die sehr gut mit innerer Unehre bestehen konnte, die moralische Größe der Nation, die sich noch vor Kurzem so unzweideutig durch die That bewährt hatte. Ja, man ging im frommen Eifer so weit, Einfachheit, Mäßigkeit, Geradheit, Keuschheit, Dinge, die sich freilich im Morgenroth des neuen Tages als Ordensregel komisch genug ausnahmen, zur Norm des Instituts zu machen. Diese Burschenschaft, wenn sie auch in eine übertriebene Manier ausarten mochte, hätte nie dem Vaterlande und noch weniger der Wissenschaft schaden können. Sie nützte auch in sofern sofort, als sie den Barbarismus der Landsmannschaften

austrieb, als sie durch die Ehrengerichte die Duelle*) verminderte, als sie das rechte Maaß des Genusses, nach Vernunft, Gesundheit und Sitte beobachtete. Aber man hat sich um alle diese guten Eigenschaften wenig bekümmert, man hat sich kaum zu einer allergehorsamsten Vorstellung von Seiten der Universitätsbehörden herabgelassen, auf daß das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werde; ja man hat, wie gesagt, den alten Barbarismus des Burschenwesens, der aus den die früheren „Nationen" der ersten Universitäten vertretenden Landsmannschaften herrührte, nicht nur von Neuem geduldet, sondern auch begünstigt; man hielt dafür, daß die Majorität auf den Universitäten, die nur der Brodwissenschaft wegen hier verweilte, eines Spielwerks bedürfe, um nicht auf gefährliche Abwege zu gerathen, und die Landsmannschaften durften ihre Farben, ihre Zusammenkünfte, ihre „Commerse" ungestört zur Schau tragen, während die Burschenschaft in dieser Hinsicht

---

*) Das Duell durch die Abschreckungstheorie auszurotten, wird stets eine vergebliche Maßregel sein. Wenn ich mein Leben im Nothfalle an die Ehre setze, so werde ich auch die Strafe daran setzen. Selbst entehrende Strafen haben nichts gegen die Duellanten gefruchtet, da die Ehre nicht von den Gerichten, sondern von der öffentlichen Meinung abhängt.

selbst der äußersten Verfolgung ausgesetzt war. So brachte man es bald dahin, daß auch die letztere ganz und gar in die Weise der Landsmannschaften zurückfiel und kaum eine Spur von der ursprünglichen Grundlage dieses Instituts übrig blieb. Wer aber möchte widerstreiten, daß, hätten die Professoren den Geist desselben bei Zeiten begriffen, man die specielle politische Richtung vermieden haben würde. Diese entstand hauptsächlich dadurch, daß die Regierungen sich früher in dieses Verhältniß einmischten, als die Universitäts-Behörden, die es theilweise wenigstens mit sehr gleichgültigen Augen betrachtet hatten. Erst dadurch, daß man die freie Bewegung der Burschenschaft hinderte und niemand auftrat, der auf die Grundlage des Instituts hindeutete, erzeugten sich Verirrungen, denen man freilich mit allem Nachdruck der Gesetze begegnen mußte. Kurz, ich bin der Meinung, daß wenn die Burschenschaft sich außerhalb des Corporationswesens entwickelt hätte, dieselbe kaum auf jene Abwege gerathen und jedenfalls in der Nation eine bessere Stütze gefunden haben würde, als in jenem Corporationswesen, das ihr mit allen seinen mittelalterlichen Formen und seinem Kastengeiste nur verderblich entgegentrat. Emancipirt von diesem Zwange würde man sich weit mehr der öffentlichen Meinung und den Bedürfnissen der Nation angeschlossen haben, statt daß man sich nun selbst in Formen und kleinliche De-

tails zersplitterte, die der Richtung der Zeit fern lagen. In keinem Falle aber würde man von dem Barbarismus — wie ich ihn oben geschildert habe — bedrohet worden sein; denn dieser stützt sich nur auf die Abgeschlossenheit der Universitäten von dem Leben.

Achtes Capitel.

Universitätswesen (Fortsetzung) Burschenfreiheit. — Der „Comment." — Die „Landsmannschaften" mit ihrem mittelalterlichen Barbarismus, wieder eine Folge der Corporation. — Das gewöhnliche Leben eines deutschen Studenten. — Weshalb ergibt man sich demselben? — Wie könnte dem Barbarismus abgeholfen werden? — Die Wissenschaft steht auf den deutschen Universitäten zu isolirt und greift nicht in das Leben der Studirenden ein. — Ein tragisches Ereigniß, wie deren viele auf den deutschen Universitäten vorkommen. — Sind kleine, oder große Universitätsstädte vorzuziehen?

Wenn man das Göttinger „Commers-Buch" einsieht, so wird man ungefähr den Höhepunkt der deutschen Burschenfreiheit, der allerdings nicht die bestehenden Verhältnisse überragt und gefährdet, begreifen. Man findet dort viele vortreffliche Lieder und Gesänge, aber auch den Inbegriff der sentina, und keiner dieser sehr platt-lasciven Dichtungen wurde das imprimatur der hannöverschen Censur verweigert. Wenn sich „In dem Grobschmied" und „Was kömmt dort von der Höh'?" nur noch ein Uebermaaß roher Kraft ausspräche, wenn aus diesen Liedern nur

noch cynischer Witz, wie bei Göthe in Auerbachs Keller, klänge, aber es ist Alles wie in den letzten Stadien eines Bierrausches geschrieben, oder wie im Katzenjammer. Nichtsdestoweniger könnte man diese Weise gelten lassen, wäre sie nur Form, wäre das „Commers-Buch" nur eine Erholung, aber diese Weise ist Wesenheit, das Göttinger „Commers-Buch" war wenigstens noch bis zur Julius-Revolution ein Spiegel des Göttinger Studentenlebens. Hier sah man bald ein, daß die Wissenschaft und Alles, was in Beziehungen zu ihr stand, von der Majorität nur als eine dira necessitas betrachtet wurde, die Hauptsache war der Genuß des Trienniums, wie es der „Comment" vorschrieb. Ich habe den Begriff des letzteren schon angedeutet, er ist das Corpus juris fideler Burschen, denn wenn wir auch nicht wissen, wie viel ein großer Diebstahl beträgt, so müssen wir doch Kenntniß haben, was eine Beleidigung ist, wenn man „fordern" muß, „coramiren," „stürzen," „nachstürzen," „depreciren," wie die Wunde beschaffen seyn muß, die für einen „Anschiß" gelten kann, was ein „Nachhieb" ist, was ein „Sauhieb" — kurz man muß von dem ganzen Formenwesen der sogenannten Burschenfreiheit unterrichtet sein, das so streng und mit einem so heiligem Ernste gehandhabt wird, wie nur irgend eine Ordenssatzung. Was sind „Pflastertreter," was „Kümmeltürken?" Auch Menschen und Burschen, aber jene

sind aus dem Universitätsorte selbst, diese aus der nächsten Umgebung; beide haben, als solche, keine Ansprüche auf die höchste Standesehre, in den Bezeichnungen, die man für sie erfand, liegt schon eine Verachtung. Und doch soll die Burschenfreiheit wenigstens auf Universitäten gleiche Rechte verleihen? Ich behaupte, es gibt kein Standesverhältniß, wo so viele und scharfe Abstufungen hervortreten, als in den „Landsmannschaften," denen jene Professoren, die dem Corporationswesen so sehr das Wort redeten, nie mit einer Andeutung nur zu nahe traten. Was hätte nicht hier ein freies, kräftiges Wort, eine Mahnung an die wahre Ehre, eine Hinweisung auf das Jahrhundert nützen können, aber man ließ es gern beim Alten, um sich nicht die Behaglichkeit zu verderben. Die Professoren glaubten von jeher, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie die im Catalog angekündigten Collegia lasen, im Uebrigen aber ließ man es gehen, wie es Gott gefiel. Während die Welt fortging, blieben die Universitäten stehen.

Ich sprach von der Rangordnung der „Landsmannschaften," die, nach der Vernichtung der Burschenschaft, wieder als das wesentlichste Moment des Studententhums hervortraten; und hier gab es dann „Füchse," „Brander," „junge Burschen," „alte Burschen," „bemooste Häupter." Etymologisch will ich diesen Bezeichnungen nicht nachforschen, ich überlasse das den Philo-

logen späterer Jahrhunderte, die wenigstens, wenn sie sich mit der deutschen Sprache beschäftigen werden, wie die jetzigen Philologen mit der römischen und griechischen, dabei keinen Geist, keine Geschichte zu versäumen haben — aber moralisch sind alle diese Bezeichnungen so weit von Freiheit entfernt, wie das Mittelalter von der französischen Revolution, sie bilden nur eine Stufenleiter des Servilismus und der Hörigkeit, sie sind eine Uebersetzung alter Ordensstatuten aus einer chevaleresken Form in die roheste Manier. In der That, es gibt keine bessere Bildungsschule für die niederträchtigste Unterwürfigkeit, als diese „Landsmannschaften," wo der „Fuchs" — im eigentlichen Sinne des Worts — dem „bemoosten Haupte" den Steigbügel halten muß, steigen Hochderselbe zu Pferde; aber Bildungsschulen für das Leben, das Jahrhundert, für die Zukunft der Nation sind diese Landsmannschaften so wenig, daß ihnen um diesen Preis sogar von vielen Ministerien des Unterrichts ihre durch und durch verderbte Natur nachgesehen wurde. Man verbot sie nur in den Universitätsgesetzen.

Betrachten wir nun das Leben im Ganzen und Großen auf den meisten Universitäten genauer, und beantworten wir uns dann die Frage, ob das Corporationswesen dieser Anstalten nicht große Nachtheile gewährt, definitiv.

Ich treffe in der Universitätsstadt ein, wo meine

Landsleute mich bereits an dem Thore empfangen. Sie sind sämmtlich Mitglieder einer Verbindung, die durch tüchtige Schläger, tüchtige Trinker, tüchtige Schuldenmacher und noch durch andere tüchtige Talente eine Stellung behauptet. Der Empfang ist herzlich und wir trinken nicht, nein wir „saufen" gleich am ersten Tage so nachdrücklich, daß der Katzenjammer des zweiten Tages uns kaum noch Zeit übrig läßt, die Immatriculation zu besorgen und jene Collegia zu belegen, die wir nun nicht mehr nach elterlicher Vorschrift, oder nach dem guten Rath Berufener wählen, sondern nach der Anleitung unserer Universitätsfreunde, die uns sofort die Weisung ertheilen, ein „Fuchs" müsse im ersten Semester nur die nothwendigsten Collegia belegen, um nicht pigritiae causam citirt zu werden, sie zu hören sei keinesweges erforderlich; nur Kameele feien gleich von vorne herein fleißig, wer ein flotter Bursch werden wolle, benutze das erste Semester zu Kneipereien." Diese Anleitung, die wir aus ésprit de corps befolgen, legt den Grund zu unserem ganzen Universitätsleben, wir haben keine höhere Absicht, als ein „flotter Bursch" zu werden, und wahrlich! nichts ist leichter als das, denn der Fechtboden und die „Kneipe" sind der Wendepunkt eines solchen Lebens, man würde es allenthalben führen können, wäre es nicht gerade an die Universität gebunden, würde es sonst irgendwo von der Polizei geduldet wer-

den. Wohin gelangen wir nun solcherweise? Man wird es leicht begreifen, daß wenn eine „allgemeine Besoffenheit“ und „Paukereien“ der Zweck des Staats und der Gesellschaft wären, wir unseren Platz sehr wohl ausfüllen würden. Aber werden wir diese Thorheiten nicht an der Schwelle der bürgerlichen Gesellschaft ablegen? Gewiß, wir werden es; aber was bringen wir von den Universitäten in sie mit hinüber, das einen bleibenden Werth hätte? Wenn wir uns noch im letzten Semester zusammengenommen, wenn wir noch einige Repetitoria hineingefressen haben, so werden wir wenigstens nicht in dem Staats-Examen stecken bleiben; haben wir uns nicht zusammengenommen, so studiren wir nun zu Hause, was wir auf Universitäten hätten studiren sollen. Aber die Wissenschaft, die Cultur — sollten wir nicht ein durchgreifendes Gepräge mit nach Hause bringen, sollten wir, wenn auch kein Wissen, doch nicht eine Weihe von jener Bildung — von der man behauptet, sie stehe auf der Höhe des Jahrhunderts — empfangen haben? Man wird es nicht spüren, daß wir irgendwie geistig getroffen sind von der Elektricität der Wissenschaft, die sich hier nie entladet, sondern stets in derselben Gewitterschwüle auf der Universität ruhet. Wir hätten allerdings zu Hause bleiben können und würden eben so gute Advocaten, Candidaten, Schullehrer und Pastoren geworden sein. Aber die Anstalten sind doch vorhanden,

uns eine andere Richtung zu geben. Warum benutzen wir sie nicht? Ich habe so eben gezeigt, daß das Burschenwesen der Wissenschaft an den Thoren zuvorkömmt, und es hat leichtes Spiel bei uns, da wir jung sind und neunzig unter hundert nur des Brodes wegen die Universität besuchen. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, die Professoren würden diese Eindrücke compensiren können, wenn sie die Corporation ein bischen mehr im Geiste und in der Wahrheit begriffen und für die inneren Beziehungen der Universität sorgten. In wiefern ist nun dafür gesorgt? Was ist für das wissenschaftliche Leben der Studirenden, wenn sie die Collegia hinter sich haben, gethan? Da gibt es Bibliotheken, gelehrte Anstalten, Preisaufgaben, kurz eine Menge Einrichtungen, die einem jeden, der mit einiger Begeisterung in die Reihe academischer Bürger eintritt, einen tüchtigen Wirkungskreis bieten, aber Anregungen gibt es nirgends. Die Einrichtungen der deutschen Universitäten sind nur passiv, eine fortwährende wissenschaftliche Regsamkeit, die die Studirenden hinrisse, ist nirgends vorhanden. Wie wäre es sonst möglich, daß die Rohheit hier auf dem Zenith ihrer Größe angetroffen würde? Ist das Institut, woraus Deutschland seine Cultur herleitet, nur in der Entfernung so erwärmend und belebend? In der That, die deutschen Universitäten scheinen der Sonne zu gleichen, die, ein finsterer Körper, in der Ferne ein

Feuerball wird und erst in ihren Strahlen Wärme und Leben verbreitet. Unsere Professoren denken und urtheilen, wie Gott, aber sie sprechen wenigstens zu zwei Dritttheilen wie Magister, ja sie sprechen nicht einmal, sie lesen. Und wie lesen sie! man kann es allenfalls nachschreiben, wenn man nicht dabei einschläft, aber gekräftigt und gestählt wird man selten durch diesen Vortrag. Das Wort muß etwas angeborenes sein, ein Wiegenmitgift der Nation; der ouvrier in Frankreich spricht hinreißender, als unsere Professoren der Beredsamkeit. Ein berühmter Göttinger Professor der Geschichte begeisterte mich, als ich ihn las, aber sein Vortrag war so dünn und schwach, daß alle Kraft seiner Ideen ein kastratenmäßiges Ansehen erhielt. Wenn nun das Wort gewissermaßen Blitz und Donner ist, in welchen sich die Electricität der Wissenschaft auf die Häupter der Zuhörer entladet und zündet, so wird man meinen früheren Vergleich, die Wissenschaft ruhe in Gewitterschwüle auf der Universität, schon in dieser Hinsicht gerechtfertigt finden. Aber das Wort ist doch immer nur eine Nebensache, ich knüpfe die Resultate der Wissenschaft nicht an die Rede, sondern an den Gedanken; aber ich knüpfe sie auch nicht an die Collegia. Das Leben auf Universitäten und alle gesellschaftlichen Zustände müßten die Einwirkungen der Wissenschaft empfinden, und das würde freilich am besten durchzuführen sein, wenn die Universitäten wieder

zu der alten Freiheit zurückkehrten und nicht länger als Unterrichts-Anstalten für den künftigen Broderwerb benutzt würden. Da solches aber vorerst und unter den jetzigen Staatsverhältnissen kaum möglich ist, so müßte man, so lange das Corporationswesen fortdauert, neben der formellen, auch die intensive Corporation begreifen, man müßte aus den Studirstuben und aus den gelehrten Vereinen, aus den Bibliotheken und den Academien der Wissenschaften inmitten einer Jugend treten, die sich niemals zu den Interessen der abgeschlossenen Gelehrsamkeit wird erheben können. Feurig und thatkräftig, wie junge Leute sind, müssen sie sich beinahe nothwendig in Verirrungen verlieren, wenn ihnen nirgends lebendige Vermittelungen mit der Wissenschaft an die Hand gegeben werden. Wie hier einzugreifen ist, das wird man freilich den einzelnen Professoren überlassen müssen, aber es ist gewiß, daß wenn sie sich unter die Jugend mischen ihr Wirkungskreis nicht nur ausgebreiteter werden, sondern auch sichtbare Früchte tragen wird. Wird man es bestreiten können, daß Professor Gans in Berlin durch die Art und Weise seines Unterrichts die lebhaftesten Sympathieen bei seinen Zuhörern hervorgerufen hat? Nur auf diese Weise kann die mittelalterliche Wüste der deutschen Universitäten urbar gemacht werden, und nicht durch hohle Redensarten über den Werth des Corporationswesens, das allerdings unter entgegengesetzten Ver-

hältnissen zu bloßem Kastengeist herabsinkt. Auf der einen Seite steht die strenge Wissenschaft, auf der anderen die burschikose Rohheit; auf der einen Seite die Blüthe der Cultur, auf der anderen die Hefe des Barbarismus.

Daß man aber die Corporation bloß in formeller Hinsicht begriffen hat, das eben hat diesen Zustand der Dinge hervorgerufen. Die Studirenden waren solcherweise von allen gesellschaftlichen Beziehungen gleichsam abgesperrt und in der Corporation fanden sie für diese Absperrung keinen Ersatz. Wie viele sind nicht an dem mittelalterlichen Terrorismus des Burschenwesens zu Grunde gegangen, während fast gar keine Nutzen von jener Einrichtung zogen, die ihn begünstigte. Ich führe hier unter hundert Fällen nur einen an, der auch darthun mag, wie selbst das Duell, das eigentlich nur ein accessorium der Ehre sein soll, auf unseren Universitäten zur Hauptsache gemacht wird. Man schlägt sich aus Kurzweil, aus Spielerei, man schlägt sich, um sich zu schlagen. Wenn ich übrigens nachstehenden Vorfall bereits anderwärts erzählt habe, so wird man mir die Wiederholung desselben schon aus dem Grunde zu Gute halten, weil sie zur Sache gehört.

Vielleicht erinnert man sich eines Steckbriefes, der im Jahre 1826, von Prorector und Senat der Universität Göttingen gegen den studiosus juris K..... erlassen wurde.

Er muß sich in einer Nummer des Hamburger unpartheiischen Correspondenten von 1826 vorfinden. K.... hatte den Lieutenant von M........ im Pistolenduell auf den Tod verwundet. Secundant und Zeuge waren die Studiosen Graf D..., aus Stuttgart, und P....., aus Mecklenburg. Den Officier secundirte ein Camerad, der in demselben Uhlanen-Regiment stand, in welchem jener diente. Ich, nebst mehren anderen Göttinger Studenten war Zuschauer des blutigen Ereignisses; denn man pflegt den Zweikampf auf Universitäten als gladiatorische Feierlichkeit zu begehen. Im Duell auf den Hieb schlägt man sich sogar unter Vorsitz eines Kampfrichters, der mit dem Zollmaaß zur Seite steht. Die Wunde, aus welcher die blutige Satisfaction fließt, muß wenigstens einen Zoll lang sein und klaffen.

Die Officiere hatten die Pistolen mit Trauerflor umwunden; von Seiten der Studenten spöttelte man über diesen melancholischen Pomp, der sobald in Ernst verkehrt wurde.

Was war die Ursache dieses Zweikampfs? Man hatte sich auf der Straße gerannt. Herr von M........ wollte die gewöhnliche Waffe, den Schläger, mittelst welcher in Göttingen Satisfaction ertheilt wird, nicht annehmen, er bestand auf Pistolen. K..... hielt es für Feigheit, sich auf den „Comment" zu berufen; zudem war er ein guter Schütze.

Man schoß sich acht Schritte barrière; man wechselte zwei Kugeln. K..... wollte nicht blutigen Ernst, er schoß sofort nach dem Commando-Wort: „Marsch!" und — vorbei. Der Officier avancirte einige Schritte und — fehlte. Man wollte bemerkt haben, er habe nicht absichtlich gefehlt. Der zweite Gang wurde gemacht; K..... wollte sich sicher stellen, er schoß, wie beim ersten Gange, bevor der Officier zum Schuß kam; aber er fehlte nicht, er wollte nicht fehlen, seine Kugel traf fast das Herz des Gegners. Dieser avancirte taumelnd einige Schritte, seine Beine versagten ihm den Dienst, seine Kniee knickten, er sank zusammen. Die Wunde wurde sofort für tödtlich erklärt, da die Kugel die edelsten Theile verletzt haben mochte.

K..... schickte sich rasch zur Flucht an, und es erfolgte, was bekannt ist. Der Verwundete wurde jedoch, nachdem sein Zustand lange zweifelhaft blieb, später durch die Kunst der Aerzte gerettet.

Was geschah mit K.....? Er eilte nach Hamburg. Hier verbarg er sich einige Zeit. Ich traf ihn daselbst kurz nach Pfingsten 1826 im Alster-Pavillon. Er sagte mir, er wolle nach Griechenland; denn M........'s Genesung war damals noch nicht entschieden. Ich meinerseits warnte ihn, sich vorzusehen; die hannöver'sche Gesandtschaft in Hamburg wußte um seinen Aufenthalt, und sein Gegner gehörte einer angesehenen hannöver'schen

Familie an; man war nahe daran, ihn aufzuheben. Er verließ Hamburg noch an demselben Tage.

Was ist aus ihm geworden? Man fand seine Leiche auf der Insel Rügen, in der Nähe von Stubbenkammen, ohne Verletzung, ohne Spur eines gewaltsamen Todes. Und doch soll er eines solchen gestorben sein. Näher Unterrichtete wollen wissen, der studiosus juris K..... sei Hungers gestorben. Ich meinestheils unternehme es nicht, diese etwas gewagte Hypothese für zuverlässig zu erklären; ich glaube, er starb am Elend, am moralischen mehr, als am physischen.

Wie wurde das Alles herbeigeführt? K..... kam, ohne eine Idee von der Gesellschaft zu haben, für die er herangebildet werden sollte, nach Göttingen; aber er hatte auch eben so wenig eine Idee von der Wissenschaft. Er wollte, oder sollte die Rechte studiren, sein Vater war Advocat gewesen. Demnach hörte er trockene Professoren über trockene Brodwissenschaften lesen, er wandte sich von der Prosa zur Poesie; denn allerdings hat die abentheuerliche, mittelalterliche Färbung des Burschenlebens einen poetischen Ton, man hat hier sogar romantische Elemente gefunden*), und Laube hat nicht Unrecht, die Studenten die letzten deutschen Ritter zu nennen.

---

*) Wenn unsere Professoren nur einen lebenskundigen Ueberblick hätten, um das Edele dieser Elemente zu benutzen.

Daß sie nur „Paukereien,“ „Commerse“ und „fidele Suiten“ vor Augen haben, statt höherer Tendenzen, ist nicht ihre Schuld. Da es sich aber in Göttingen eben so gut lebte, wie in den Spieß'schen Ritter-Romanen, so wurden K..... alle diese Dinge nachgerade Bedürfniß und Gewohnheit, später Krankheit, auf Rügen endlich Tod; denn die Gesellschaft, in die er nun eintreten sollte, war himmelweit von der Corporation verschieden, die er verlassen hatte, er konnte nicht einmal den nothwendigen Bedarf zum Examen herbeischaffen, er fand sich in eine neue Welt versetzt, er starb an dem Heimweh nach der alten. Uebrigens hatte K..... alle Anlagen für eine bessere Bestimmung, als den Hungertod. Treue, Muth und Begeisterung für das Edle und Schöne waren sein Charakter. Er verfiel mit allen Vorzügen seines Geistes und Herzens der kleinen erbärmlichen Weise des Universitätslebens, der eine nüchternere Sinnesart auf der anderen Seite vielleicht würde widerstanden haben, da sie nicht den poetischen Illusionen, die sich jener machen mochte, würde ausgesetzt gewesen sein.

Der also an der Misère des Universitätslebens Verschiedene hinterließ eine alte, trostlose Mutter, die ihn voll inniger Hoffnung zur Universität entlassen hatte, die ihn nicht wiedersah, der nichts übrig blieb, als das Andenken an jenen fürchterlichen Tod des Sohnes.

Man sieht aus diesem Vorfall, welche tragische

Katastrophe aus der sehr prosaischen Corporation unserer Gelehrsamkeit hervorgehen kann; denn ich bin überzeugt, K..... würde unter allen anderen Verhältnissen nicht verhungert sein. Hätte er nur eine Anlehnung in der Gesellschaft gefunden, er würde sich im Leben nicht so ausschließlich in die Studentenwirthschaft vertieft haben.

Ich kann hier den Vorzug, den man kleinen Universitätsstädten vor großen gegeben hat, nicht übergehen. Jene sollen die Wissenschaft gegen Zerstreuungen sichern, diese werden eben in dieser Hinsicht als nachtheilig bezeichnet. Man scheint aber bei diesem Urtheil nicht die Universitäten, wie sie sind, sondern die alten freien Universitäten zu berücksichtigen. Wer zu diesen zog, bei dem konnte man voraussetzen, daß er nur aus wissenschaftlichem Drange kam, daß ihm also alle Zerstreuung selbst unangenehm sein mochte; zu jenen aber, zu den Universitäten in moderner Bedeutung zieht man, wie gesagt, häufig aus ganz anderen, als aus wissenschaftlichen Motiven. Wenn man hier keine heilsamen Zerstreuungen findet, so wird man sich gern unheilsamen hingeben. Würde die Schattenseite des Burschenwesens in großen Städten so sehr hervorgetreten sein, wie in kleinen? Welche sociale Anlehnungen bieten kleine Universitätsstädte? Höchstens die Professoren, die Beamten und einige, die von der Cultur der Universität wenigstens auf der Oberfläche getroffen worden sind; die

Majorität ist verderbt, roh und servil, weil sie nur auf den Verdienst von den Studenten angewiesen ist, und ihr Leben also nach der Bequemlichkeit dieser einrichtet. Mit einem Worte, sociale Elemente findet man selten in den kleineren Universitätsstädten, da die Professoren selbst die sorgfältigste Auswahl treffen müssen. Indeß die Pedanterie unserer Gelehrten hat sich, trotz der veränderten Richtung der Universitäten, stets gegen die größeren Universitätsstädte gesträubt. Man könne, hieß es, in den kleineren die Universität besser übersehen, man sei gegen unmittelbare Eingriffe mehr gesichert, das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden bleibe hier fester und enger, und was dergleichen Gründe mehr waren, die, bei Licht besehen, von geringer Erheblichkeit sind; denn es hat sich erwiesen, daß unmittelbare Eingriffe so gut kleine, wie große Universitätsstädte trafen, daß das Verhältniß zwischen Lehrern und Studirenden in kleinen Universitätsstädten laxer war, als in großen, daß die Uebersicht über die Universität und deren Interessen in kleinen Universitätsstädten so gut wegfiel, wie in großen, wenn diejenigen, die den Mittelpunkt des Organismus bildeten, den Kopf verloren, wenn der academische Senat sich, ohne einen Versuch des Widerstandes, allen Anforderungen unterordnete, die außer allen Universitäts-Interessen lagen. Heut zu Tage gewähren kleine, wie große Universitätsstädte keine Garantie für

die Einheit der Universität, heut zu Tage, wo alle Tendenzen auf verschiedene Ziele gerichtet sind, wo der Kampf das hervorragende Moment des Lebens bildet, heut zu Tage kann nur der Geist, und nicht die äußeren Verhältnisse, auch die Universitäten in kleinen Städten retten. Ich meinestheils glaube übrigens, daß die Universitäten in kleinen Landstädten, die von den Studirenden im eigentlichen Sinne des Worts abhängig sind, am wenigsten in eine Parallele mit der Zeit und dem Fortschritt zu bringen sind. Sie stammen auch aus der Reformation her, die überhaupt das öffentliche Leben hinter die Wissenschaft zurückdrängte. Bis dahin hatte man nämlich die Universität an die Wissenschaft geknüpft, die sich niederließ, wo sie den ihren Bestrebungen am meisten zusagenden Boden fand. Jetzt knüpfte man die Wissenschaft an die Universität. Sollten nun aber große Städte, mit ihren mannichfachen Anstalten, die zur Vermittelung der Wissenschaft mit dem Leben dienen, nicht den kleinen vorzuziehen sein, wo lediglich die todte Gelehrsamkeit den Mittelpunkt bildet? Böhmer sann einmal im Hoftheater zu Hannover, bei der Vorstellung der „Zauberflöte," einen ganzen Abend über eine Controverse des römischen Rechts nach, und als man den großen Juristen fragte, wie ihm die Musik gefallen habe? hatte er keinen Ton gehört, alle seine Sinne selbst waren in jener Pandecten-Stelle concentrirt ge-

wesen. Wird man heut zu Tage noch eine solche Gedankenvertieftheit als den Höhepunkt der Wissenschaft bezeichnen? Freilich wohl würden in diesem Falle große Städte Zerstreuungen bieten, denn die Studenten werden nicht so theilnahmlos gegen Mozart sein, wie Böhmer; aber man ist längst von solchem Vorurtheil zurückgekommen, man ist der Meinung, deutsche Cultur werde nicht über deutsches Leben straucheln. Was daran zu Grunde geht, das kann lediglich jene Pedanterie sein, die am Ende von jeher nur das Blei an dem Adlerflug deutscher Wissenschaft war.

Neuntes Capitel.

Schulen und Schulwesen. — Humanismus und Realismus. — Unabhängigkeit der Lehrer. — Servilismus der Schulmeister. — Schulzucht. — Wir leiden an der Schule. — Die heutigen Lehrer fußen zum großen Theil mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. — Johann Jacob Häuberle und seine Schuldisciplin. — Wie läßt sich der Andrang zu den Studien in Deutschland vermeiden? — Docendo discimus. — Bibliotheken. — Deutsche Kunst und Kunstsinn der Gegenwart. —

An Schulen ist Deutschland noch reichhaltiger, als an Universitäten. Sie kommen unter den verschiedenartigsten Namen vor, ein Beweis, daß sie alle Richtungen der Cultur repräsentiren, und nicht nur die Richtungen, sondern auch die Classificationen; denn die deutsche Cultur ist nach den Ständen eingerichtet und nach den Bedürfnissen derselben, ihr Höhepunkt ist immer der Staatszweck, weshalb ich denn auch überzeugt bin, daß der Humanismus schon aus diesem Grunde nur bedingungsweise in Deutschland auftreten kann, selbst wenn unsere Schulmeister im Geiste und in der Wahrheit da-

zu befähigt wären und unter Humaniora nicht gar zu häufig nur die Mittel verständen, statt des Zweckes. Der Geist, der milde, vielseitige Geist der Alten soll die Perspective des Humanismus sein, die harmonische Bildung des Menschengeschlechts zur Menschheit soll hier befördert werden und nicht lateinisch und griechisch. Aber unsere Schullehrer müßten dazu doch andere und natürlichere Anlagen besitzen, als die, welche sich im Examen darthun lassen, ja sie müßten auch weniger kleinlichen Rücksichten unterworfen sein. Oder hält man dafür, daß Herders Briefe über Humanität, wie man den Humanismus, zur Unterscheidung von dem Misbrauch, den man mit ihm getrieben hat, wohl passender ausdrückt, hier dem Ministerium des Unterrichts vorgreifen dürfen? Wer möchte es unternehmen, den Geist der Alten vorurtheilsfrei und nur im Hinblick auf jenen großartigen Zweck aus den Büchern der Neueren abzuziehen? Wie viele Schulen gibt es nicht, wo man Ciceros Reden nur auswendig lernt, um dereinst, wenn der Cursus beendigt ist, nach diesem Muster die Schulreden der Abiturienten zu verfassen? Und man ist doch dreist genug, diese Weise als die ewige Bestimmung des Menschengeschlechts anzugeben, im Gegensatze zu der irdischen des Philanthropismus und der zu diesem in Beziehung stehenden Realschulen. Gewiß, ein großer Theil der heutigen Schullehrer definirt das Wort Pädagoge nur in dem

alten Sinne des Sclaven, welcher die Kinder seines Herrn in die Schule geleitete. Sie leiten die Kinder ihres Herrn als Sclaven in der Schule und ihr Höhepunkt ist der, daß sie aus Hülfslehrern ordentliche werden, aus der dritten in die zweite Lehrer-Classe gelangen u. s. w. Hätten sie aber auch einen anderen, sie würden ihn doch aufgeben müssen; denn bei aller vortrefflichen Einrichtung, die man deutschen Schulen verliehen hat, ist die Humanität hier doch immer ein sehr untergeordneter Begriff, ihr weiter, erhabener Horizont wird durch jene kleinen Institute verdeckt, die die Verhältnisse hervorriefen. Und was ist die Humanität ohne practische Beziehungen? Was ist der milde vielseitige Geist der Alten den starren Formen moderner Staatseinrichtungen gegenüber? Man wird schon einsehen, daß der Streit über Humanismus und Realismus nichts weiter ist, als ein Streit über Unwesentlichkeiten, der mehr die Schullehrer, als das Volk interessirt. Deutsche Bildung wird sich nämlich nie in die einseitige Werkeltags-Manier der Realisten verflachen, aber sie wird den Humanisten auch die Frage vorlegen dürfen, welche Garantie sie mit ihrer excentrischen Manier dem Jahrhunderte gewähren? ob sie selbst eine Garantie für ihre Tendenzen haben? Denn die Absicht, die von den Regierungen ausgesprochen wird, genügt hier allein nicht, sondern vielmehr diejenige, welche von den Regierungen in der That verfolgt wird.

So bin ich der Meinung, daß z. B. in diesem Augenblick der Humanismus in den hannöver'schen Schulen der strengsten Controle unterworfen wird, damit die im Königreich eingeschlagene Richtung keinen Schaden nähme. Wenn der Schullehrer ein Diener des Königs wird, wird er der Menschheit nicht dienen können. Was übrigens den erwähnten Streit betrifft, so würden sich unsere Gelehrten bald helfen, verständen sie sich nur zu Vermittelungen, denn während sich Humanisten und Realisten in Gottes Namen, ohne dem Jahrhundert irgend einen Nachtheil zu bereiten, die Hände bieten könnten, sieht es fast aus, als wäre das Volk nur der Schulen wegen da: man bekriegt sich heftig und wird doch zugeben müssen, daß unser friedliches Zeitalter so wenig von dem Geiste der Alten leben kann — gäbe man ihm denselben — wie unser gebildetes Zeitalter sich an dem Materialismus der Neuen erheben kann. Lächerlich aber ist es, wenn die Humanisten ausschließlich die virtus der Alten einer Jugend lehren wollen, die dazu bestimmt ist, dereinst auf Comptoiren und in Policei= oder sonstigen Stuben ihre Zukunft zu suchen. Helden und Heldengröße erzieht man überhaupt nicht in den Schulen, sie muß durch das Leben begünstigt werden; Patriotismus erzieht man auch nicht, er muß angeboren werden. Oder hält man etwa dafür, die antike Vaterlandsliebe werde unseren Beamten, die von Regulus, von Horatius Cocles, von

Mucius Scävola in der Schule gehört haben, noch einmal zu Gute kommen? Als Deutschland Frankreich wurde, wurden alle diese Beamten Maires, Präfecten, Municipalräthe, Policeiräthe, es verbrannte sich keiner für das Vaterland auch nur den kleinen Finger. Als aber Deutschland wieder Deutschland wurde, das alte Deutschland, welches nichts von Horatius Cocles, von Mucius Scävola und von Regulus und Hofrath Thiersch vernommen hatte und welches doch den Varus und die Römer schlug, da erhob sich das Volk wie ein einziger Mann zu einer einzigen großen That. Ich wollte nur darthun, daß die ewige Bestimmung des Menschengeschlechts, die der Humanismus sich vorgesetzt hat, wenigstens auf Erden schon Früchte tragen müsse, oder wir müßten denn droben vor allen Dingen in classischen Studien examinirt werden. Solche Früchte aber kann der Humanismus nur tragen, wenn er vernünftig ist und bedenkt, daß, wenn bei den Alten Geist und Leben in Wechselwirkung standen und jener eben so sehr ein Ergebniß dieses war, wie dieses ein Ergebniß jenes, man doch den Geist der Alten nicht über das Leben der Neuen setzen dürfe, und nun gar nicht einmal immer den Geist, sondern vielmehr die Bücher, die dieser Geist hinterlassen hat.

Wir haben — wie gesagt — allerhand Schulen, wir haben Gymnasien und gelehrte Schulen in jeder Weise,

wir haben Academien, Ritter=Academien und bürgerliche, Militairschulen, Gewerbeschulen, Forstschulen, Cameralschulen, Kunstschulen, Zeichnenschulen, Thierarzneischulen, landwirthschaftliche Schulen, Bergschulen, polytechnische Schulen, Handelsschulen, kurz, wir haben Schulen die Hülle und Fülle. Wer möchte bestreiten, daß diese Schulen die Grundlage deutscher Cultur und Intelligenz sind, aber wer möchte auch bestreiten, daß der Deutsche eben an der Schule leidet? Hier kann uns nur die Gewißheit trösten, daß die Intelligenz sich nicht immer als Mittel zum Zweck benutzen lassen wird und daß unsere Schulen doch noch einmal in unmittelbare Beziehungen zu dem Leben gerathen werden. Freilich werden die Schulmeister am wenigsten dazu beitragen. Diese Leute habe ich schon oben wenn nicht geschildert, doch angedeutet, und will man sich einen genauen Begriff von ihnen machen, so werfe man nur zur Zeit der Geburts= und Namensfeste des Landesherrn einen Blick in die respectiven Landeszeitungen. Man wird in diesem Falle nicht das kleinste Gymnasium ohne den pflichtschuldigsten und herzzerschmelzendsten Enthusiasmus finden, zu welchem jeder Lehrer sein Scherflein in Programmen, Gedichten und Compositionen beigetragen hat. Bemerkenswerth aber ist es, daß hier die Realschulen weit nüchterner auftreten, als die Gymnasien mit dem milden und vielseitigen Geist des Alterthums: die

ganze Classicität wird zum Lobe Serenissimi ausgebeutet.

Wenn Preußen, in der Ueberzeugung, daß es sich nur auf den Fortschritt und die Entwickelung des Jahrhunderts zu stützen habe, die zunächst in der Mittelclasse des Volks enthalten sind, den Realschulen an die Hand ging und, durch Beuth und Kloeden getrieben, die Berliner Gewerbschule mit vier Klassen und andere etablirte, so hat man auch auf der andern Seite in den Gymnasien der classischen und humanistischen Bildung den Vorzug gegeben. Auch das Königreich Sachsen, das lange Zeit an der pedantischen Gymnasialbildung, den philologischen Studien und dem Magisterwesen litt, hat in dieser Hinsicht eine Aenderung vorgenommen und den Geist vorgezogen. Nicht weniger wird man eine aufgeklärtere Weise in den würtembergischen Schulen finden, die sich überdieß in Parallele mit dem Geist der Zeit und der liberalen Richtung dieses Staats halten. Wenn man aber von Baiern Schulreformen in Gemäßheit der seit 1806 eingeschlagenen Richtung erwarten durfte, hätte der Fürst Oettingen-Wallerstein einen ununterbrochenen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten dieses Staats ausüben können, so muß man jetzt, da mittelalterliche und katholische Sympathien die Regierung ganz und gar erfüllen, mehr als je an der Verwirklichung solcher Hoffnungen zweifeln; denn man

wird zugeben müssen, daß das baierische Volk keines-wegs eine Garantie für die Resultate bietet, die man aus dem 1806 verordneten Schulplan, bei einiger Reife der Nation, hätte ziehen können, die aber, wie die Dinge jetzt stehen, eine Bevormundung des Schulwesens im aufgeklärten und antijesuitischen Sinne voraussetzen. Was die kleineren Staaten betrifft, so zeichnen sich Anhalt-Dessau, Lippe-Detmold, Nassau und die sächsischen Herzogthümer, die freilich seit der Reformation in dieser Hinsicht ein Beispiel gaben, durch zeitgemäße Schuleinrichtungen aus. Neuerlich hat auch Kurhessen, unter der Ministerial-Verwaltung Hassenpflugs, Schulreformen vorgenommen. Aber gerade bei dieser Gelegenheit wurde die Beziehung, die man hie und da den deutschen Schulen zum Staate weniger, als zum Fürsten geben möchte, klar. Hassenpflugs Absicht ging nämlich, trotz aller Verbesserung, nur dahin, das kurhessische Schulwesen, ganz im Widerspruch mit der constitutionellen Basis des Staats, den absoluten Tendenzen, die sein Ministerium auszeichneten, anzupassen und dasselbe durch Lehrer sowohl, wie durch das Lehrprincip von dem Geiste loszureißen, der unzweifelhaft Hessen beseelt und der, neben der Treue gegen den Fürsten, auch die Anhänglichkeit an die Verfassung, die von dem Fürsten ertheilt wurde, bekundet. Mit einem Worte, die Schulen in ihrer Ursprünglichkeit wurden schon aus Bildungsan-

stalten der Menschheit Anstalten selbstsüchtiger Zwecke, wie man denn unter jenen Völkern, wo Priester und Despoten herrschten, die Schulen als Geheimbehälter des Wissens erblickt, das den Regierenden zum Schaden der Regierten zu Gute kam, und das von ihnen sorgfältig vor dem profanum vulgus gewahrt wurde; wenn wir uns in Deutschland nun auch nicht solchen Befürchtungen hinzugeben haben, so kann es doch nicht schaden, dann und wann auf die Unzuverlässigkeit der „Lehrer und Erzieher,“ dem Staate und der Gesellschaft gegenüber, hinzuweisen und einen vernünftigen Maßstab, statt des Herkommens, anzulegen. Nicht die Reform der Schulen allein wird die Bildung des Jahrhunderts sichern, sondern auch die vollkommene Unabhängigkeit der Lehrer, oder wenigstens die Sicherstellung derselben gegen die unmittelbare Einwirkung der Regierung. Jene Männer, die ein wesentliches Moment in der Pädagogik veranlaßten, waren meistentheils Demokraten, wie z. B. Pestalozzi. Mochte dieser an der Einseitigkeit der Methode leiden, so litt er doch nicht an der Einseitigkeit des Gewissens, das über dem Staatszweck die Menschheit außer Augen verliert. Wahrlich es ist nichts trostloser, als die theilweise hündische Ergebenheit vieler Schulmänner, die der Jugend schon das musterhafteste Vorbild des Servilismus gibt. Freilich wird man behaupten, in unserer Staatseinrichtung müsse der Unterricht

unmittelbar unter der Regierung stehen; allein in constitutionellen Staaten könnte es doch anders sein, und wäre es anders, gewiß, es wäre besser, besonders in Fällen, wo die Regierung, wie unter Hassenpflugs Einfluß in Kurhessen, die constitutionelle Richtung stets zu hindern sucht. Würde man mir entgegnen, die Schulen hätten nichts mit der Politik zu thun, so muß ich darauf erwiedern, daß sie doch mit dem Vaterlande zu thun haben und daß es keineswegs gleichgültig sein kann, wenn man diese heilige Idee zu einem leeren knechtischen Formwesen herabwürdigt, wo nur der Fürst den Mittelpunkt bildet. Aber vielleicht wird man die Communal-Schulen in Preußen, im Gegensatze zu den königlichen, hinsichts der unmittelbaren Einwirkung der Regierung citiren, da jene bekanntlich von den Städten und Dörfern unterhalten werden, während diese in der Regierung eine Stütze finden. Indeß hier muß man nur an den Fond denken und die geringen Mittel, die den Communal-Schulen zu Gebote stehen und die hauptsächlich die Ursache des kläglichen Zustandes dieser Schulen sind. Mit gleichen Mitteln würde die Concurrenz wenigstens in den Städten schon auszuhalten sein; denn die Magistrate der preußischen Städte mit ihren meistens vortrefflichen Oberbürgermeistern sind intelligent und cultivirt genug, um den Unterricht zu leiten. Auch wüßte ich z. B. in dem kurhessischen Ministerium in dieser

Hinsicht keine Vorzüge aufzufinden, die nicht auch die städtischen Magistrate zur Zeit bieten könnten. Kurz, man würde Unrecht thun, den alten städtischen Kleinkram, der auch den Schulen hinderlich sein mochte, noch heut zu Tage, wo der Fortschritt durchaus allgemein wird, als den Maßstab städtischer Schulanstalten, die nur mittelbar unter der Regierung stehen, zu betrachten. Aber dem Geiste würde durch eine unabhängigere Schuleinrichtung sehr gedient werden. Man glaube jedoch nicht, daß diese dadurch erreicht wird, daß die Schullehrer nur Urtheil und Recht unterliegen. Dadurch sind sie gesichert, aber nicht die Erziehung, die unter der Controle der öffentlichen Meinung am besten aufgehoben ist.

Wenn ich oben behauptete, wir litten auch an den Schulen, trotz deutscher Cultur, so möchte ich das nicht nur in moralischer und nationaler Hinsicht, sondern selbst in physischer verstanden wissen. Von ziemlich zarter Jugend an wird nämlich der Deutsche in die Schule geschickt, und wie unsere Schulen eingerichtet sind, kann man wohl behaupten, daß von zwölf Tagesstunden wenigstens acht, häufig auch zehn der Schule und den Schularbeiten geopfert werden. Ich sage, geopfert; denn ich bin der Meinung, daß die Ueberhäufung der Arbeit in keinem Verhältniß zu dem Körper und zu der gewöhnlichen intellectuellen Fähigkeit der Kinder steht.

Während jener durch die frühzeitige sitzende Lebensweise in seinen ersten Lebensfunctionen, die gewiß durch die Bewegung unterstützt werden würden, gehemmt wird, wird dieser wenig mit den täglichen Lectionen gedient; ja Körper und Seele kommen solcher Weise von Anfang an in eine Tretmühle des Mechanismus, die häufig über Nacht ihre besten Anlagen verzehrt. Der Franzose, der nicht lesen kann, denkt besser, als der Deutsche, der bei Zeiten, außer seiner Muttersprache, noch viele lebende und todte redet, oder doch mindestens auswendig weiß. Bedenkt man denn gar nicht, daß ein Monat in jenem Alter, wo man die Zukunft, ich meine nur seine eigene Zukunft begreift, mehr geeignet ist zum Erwerb von Kenntnissen und Bildung, als ein ganzes Jahr in jenem, wo man den Unterricht und die Bildung nur als eine Zwangsmaßregel ansieht. Der Zwang unseres Unterrichts ist überhaupt seine Schattenseite. Früherhin strafte man physisch, heute straft man psychisch. Beides ist ziemlich gleich, wenn auch jenes nur barbarisch gescholten wird; denn die psychischen Strafen der neueren Schuldisciplin hängen nicht nur ziemlich von der Laune und der Willkür des Lehrers ab, der hier allein entscheidet, sondern sie haben auch meistentheils eine physische Grundlage, wozu ich denn insonderheit die Strafarbeiten, das „Sitzenbleiben," die Entziehung der Freiheit, der Speise u. s. w. rechne. Daß man keine Prügel mehr

ertheilt, ist eine sehr geringe Verbesserung; denn sie sind selbst in den Zuchthäusern abgeschafft worden. Obwohl ich anerkenne, daß die Schule nicht ohne Schulzucht bestehen kann, so halte ich doch dafür, daß die beste Schulzucht diejenige ist, die den Zweck der Schule ohne Strafe und Belohnung und um seiner selbst willen erreicht. Dazu eignen sich aber meistentheils die Lehrer nicht; ja, man findet häufig, daß die unterwürfige Stellung, die dieselben der Regierung gegenüber einzunehmen nicht selten gezwungen sind, jenen unpassenden Rigorismus hervorruft, der freilich von der Civilisation des Jahrhunderts abgehalten wird, sich öffentlich und pädagogisch breit zu machen, der aber doch insgeheim immer noch mächtig genug ist, um einer hoffnungsvollen, muthigen, thatkräftigen Jugend die Flügel zu lähmen und sie in das Joch einer Alltags-Erziehung zu schirren, die ihrer geistigen Zukunft wenig fördersam ist. Größere Oeffentlichkeit in unserem Schulwesen wäre in dieser Hinsicht gewiß wünschenswerth, wie es wünschenswerth wäre, daß man die Denkkraft in gleichmäßige Ausbildung mit der Gedächtnißkraft zu bringen suchte. Dadurch würde sicher eine freiere und für die Jugend, die jeden Zwang haßt, weniger empfindliche Schulweise herbeigeführt werden; aber es wäre auch nothwendig, daß die Lehrer in einem solchen Falle sich mehr um das Leben, um die Gegenwart und um die Zukunft bekümmerten,

statt daß sie meistens nur in der Vergangenheit fußen und aus dieser, theilnahmlos gegen den Fortschritt und die Bedürfnisse des Jahrhunderts, allen Stoff zur Bildung ihrer Zöglinge schöpfen wollen. Haben z. B. unsere Dichter in ihrer Entwickelung und so lange sie noch nicht in dem Volke feststanden, jemals eine Berücksichtigung in den deutschen Schulen gefunden? Unsere Gymnasiallehrer verstehen sich noch bis auf den heutigen Tag besser auf die classische Literatur der Alten, als auf die classische Literatur der Neuen, die sie höchstens ihre Schüler auswendig lernen lassen. Wie soll man hier einen Enthusiasmus für die Größe der Nation, die in ihrer Literatur enthalten ist, erregen, wenn man ihn selbst nicht empfindet! Gegen die Lebenden ist man nun gar aus Schulpedantismus nicht selten eingenommen, man verwirft z. B. den Styl der modernen Literatur, der doch zweifelsohne lebenskräftig und hoffnungsvoll einherschreitet, schon aus dem Grunde, weil die langen, schwerathmigen Perioden alten Styls besser zu dem Mechanismus der Schuldisciplin passen. Die Schüler würden — so fürchtet man — binnen Kurzem leichtfüßiger und glänzender schreiben, als die Lehrer; denn während jene sich in der Gegenwart bewegen und Alles mit Lust ergreifen und begreifen, was mit dieser Bewegung übereinstimmt, ruhen diese in der Vergangenheit und haben eine Antipathie gegen Alles, was diese Ruhe

stören könnte. So kommt es denn dahin, daß heut zu Tage in der That die Schüler häufig wie Professoren schreiben und wie Schüler urtheilen. Sie würden sich damit hüten, fühlten sie nicht die Schwäche ihrer Lehrer, die es ihnen im Style nie nachthun kann, weil sie es ihnen nicht nachthun will, weil sie ihnen nicht in die junge Zeit und das Morgenroth eines neuen Tages folgen will, nicht einmal zur Beaufsichtigung. Und sie eilen allein hinaus und schreiben, wie gesagt, Schülerschwänke in einem Style, der einem Professor nicht übel stehen würde.

Welche Phasen aber unsere deutsche Pädagogik — berühmte Namen und Methoden derselben ganz abgerechnet — durchlaufen mußte, ehe sie einigermaßen gereinigt erschien, mag folgender Uebersicht der Schulzucht eines deutschen Pädagogen entnommen werden.*) Johann Jacob Häuberle war collega jubilaeus einer kleinen schwäbischen Stadt, und hatte während seiner 51jährigen Amtsführung nach mäßiger Berechnung an die ihm anvertraute Schuljugend ausgetheilt: „911,517 Stockschläge, 24,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineale, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopf-

*) „Pädagogische Unterhaltungen", herausgegeben von dem dessauischen Erziehungsinstitute.

nüsse und 12,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik; 777 Mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen, 613 Mal aber auf ein dreieckiges Stück Holz; 5001 Schüler mußten den Esel tragen und 1707 die Ruthe hochhalten. Unter den Stockschlägen waren 800,000 für nicht erlernte lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für nicht erlernte Bibelsprüche und Liederverse. Nicht weniger als 3000 Schimpfwörter bildeten die Zuspeise seiner Pädagogik, und der größere Theil derselben war eigene Erfindung des genialen Mannes. Wie viele Häuberles aber mag es in Deutschland gegeben haben, bis Basedow, Campe, Pestalozzi, Niemeier, Dinter und andere eine Bewegung im Schulwesen hervorriefen. Wie viele gibt es noch, die nur mit Ueberwindung den Charakter des Schulmonarchen einer humaneren Richtung opfern. Noch einmal, größtmöglichste Oeffentlichkeit des Unterrichts und Controle der öffentlichen Meinung über denselben würde hier sehr fördersam sein. Die Ministerien des Unterrichts sichern nur die Doctrin, die ihnen convenirt, die vox populi aber würde die Humanität des Schulwesens sichern.

Den Andrang zu den Studien und der Brod-Wissenschaft hat man in dem Ueberfluß deutscher Schulen erblickt, und vorgeschlagen, Gymnasien aus den großen Städten in die kleineren zu verlegen, wohin ih-

nen nur die Vermögenden folgen können, statt daß in den größeren Städten eine Menge Schüler von den unteren Ständen, die in der Wissenschaft eine Verbesserung ihrer Lage erblicken, den Gymnasien übergeben werden. Aber kleine Städte würden Schulen, Lehrer und Schüler noch mehr von der öffentlichen Meinung und dem Leben absperren, und dann ist es nicht ungerecht, den Vermögenden auch noch ein Monopol auf geistige Güter zu ertheilen? Ich meine, es könnten allerdings viele Gymnasien in Gewerbeschulen umgewandelt werden, ohne daß die Bildung des Jahrhunderts darunter leiden könnte. Der Mittelstand, der doch, mit Ausnahme von Oesterreich, in fast allen deutschen Staaten den Kern der Bevölkerung bildet, würde solcherweise ein größeres Ansehen erhalten, er würde, wenn Industrie und Gewerbe auch in wissenschaftlicher und intellectueller Hinsicht vertreten würden, dieselben mit anderen Augen ansehen. Was wird in Preußen den Andrang zu den Gymnasien und Universitäten mehr befördern, als die Bureaukratie, die offenbar vor der Mittelclasse bevorzugt erscheint, indem nicht nur der Staat in ihren Händen liegt, sondern auch die öffentliche Meinung ihr große Concessionen im gesellschaftlichen Leben macht. So lange nun hier nicht der Mittelstand durch ein Moment im Staatsleben, ich meine durch eine Constitution, aus seiner ziemlich untergeordneten Stellung hervorgezogen wird, könnte

es nicht schaden, ihn durch die wissenschaftliche Richtung, die man dem Gewerbe zu geben sucht, für dasselbe zu interessiren.

Wenn ich von den Schattenseiten des deutschen Schulwesens redete, so muß ich hinzufügen, daß dieselben allerdings mehr zufällig, als wesentlich sind, und daß man der Hoffnung leben kann, die Civilisation werde die Cultur ergänzen. Würden einmal Schulen und Universitäten von dem Zwange der Verhältnisse emancipirt werden, was könnten sie nicht mehr veranlassen, als die Bildung Einzelner und jene häufig todte, wenigstens unpractische Intelligenz, die über ganz Deutschland verbreitet ist und die wir stets gegen das Ausland citiren, hält uns dieses seinen politischen und socialen Fortschritt vor. Man sage noch, daß wir nicht an der Schule leiden, da wir jene Güter, welche andere Völker ohne Schule errungen haben, trotz aller Cultur bis jetzt nicht besitzen. Wir bleiben nämlich bis an unser Lebensende in der Schule, wir lernen bis zum Grabe, aber das Erlernte anzuwenden, uns mit demselben eine Zukunft zu verdienen, das verstehen wir nicht. Ja selbst unsere großen Geister sagen nur: docendo discimus, eine Ansicht, die, wohin wir unsere Augen wenden mögen, als Realität hervortritt; wollte aber einer mehr, als lernen durch lehren, er würde die längste Zeit gelehrt haben.

Die größten Bibliotheken (ich führe sie an, weil sie

zum Leben der Nation gehören) sind in Göttingen, München, Cassel, Wien, Stuttgart, Gotha, Weimar, Jena, Wolfenbüttel, Dresden und Berlin. Daß aber Bücher allein nicht den Zenith der Aufklärung bilden, werden die Wiener Bibliotheken am besten darthun. Hier gibt es nicht nur eine kaiserliche Hofbibliothek aus der Zeit Maximilians I. und von ihm gegründet, mit vielen tausend Handschriften und Incunabeln und beinahe 300,000 Werken, sondern auch eine Universitätsbibliothek mit 80,000 Bänden, und kaiserliche und erzherzögliche Bibliotheken daneben, und doch steht die Wissenschaft außer den Bibliotheksälen durchaus in keiner Parallele mit der handschriftlichen und gedruckten. Aber Bibliotheken sind von jeher die Leidenschaft der Deutschen gewesen; wie viele Studenten zog nicht Göttingen durch seine Bibliothek an, d. h. wie viele wurden nicht von den Eltern dorthin geschickt, weil die Göttinger Bibliothek für die größte in Deutschland galt. Besucht und benutzt wurde dieselbe natürlich nur von sehr wenigen.

In der bildenden Kunst hat Deutschland eben keinen Höhepunkt erklimmt, aber doch eine mittelmäßige Stellung; Einzelne haben sogar Vortreffliches geleistet, was nicht nur von der Malerei, sondern auch von der Bildhauerei und Baukunst gilt. Dem Volke dagegen fehlt der Kunstsinn, der allerdings nur durch ein Moment im Volksleben entzündet werden kann, und nicht durch Ge=

mäldeausstellungen. Hat nicht der Katholicismus, oder der Spiritualismus des Christenthums die Malerei in Italien zu jenem himmlischen Glanze verklärt, wo die Mutter am Kreuze und die himmlischen Heerschaaren über demselben immer das Hauptmoment bilden, wo die Thränen des Schmerzes nur geweint scheinen über die Sünde der Welt, nicht über den Sohn, der binnen Kurzem sitzen wird zur Rechten des Vaters, wo das Fleisch und die Leidenschaften des Fleisches verfließen in himmlische Sehnsucht und Menschenliebe, wo die Farben nicht Farben, sondern Hauch und Duft und Geist zu sein scheinen, wo die Sterblichkeit in die Unsterblichkeit überragt, wo die irdischen Züge strahlen im himmlischen Lichte. So in Italien, wo die Poesie des Katholicismus durch keine äußeren Störungen gehemmt wurde. Ganz anders aber gestaltete sich die Malerei in den Niederlanden, wo ein gesegneter Materialismus und flandrische Eigenthümlichkeit sich in die Kunst einmischten. Hier gestaltete sich Alles derber, natürlicher, handgreiflicher: die niederländischen Maler malten auch das Christenthum in niederländischer Manier, mit schönem Faltenwurf, schönem Colorit, stolzen Manieren, groben Zügen. Der himmlische Abglanz von Rubens ist immer nur gemacht, aber nicht gefühlt; Rubens glaubte an den Himmel, aber er lebte nicht in ihm, er malte nicht für ihn. Und alle diese Niederländer — Quintin Messis

mit eingerechnet — haben mehr, oder weniger in demselben Style geschaffen, an die Verklärung ragt keiner heran, sondern nur an das Grab. Nur die Unmittelbarkeit des Schmerzes spricht aus diesen „Kreuzesabnahmen" und bei den „Himmelfahrten" denken wir nicht einmal mittelbar an den Himmel. Aber — wie gesagt — als Rubens und die Andern malten, war dem Spiritualismus des Christenthums in den Niederlanden von dem Materialismus der Hansa und des Handels eine recht grobe, sinnliche Parallele gezogen, die nach und nach eine schiefe Richtung nahm und eine Vereinigung bewirkte, die der niederländischen Kunst nicht fördersam war. Doch wie diese Kunst sich auch äußerte, sie war ein nationales Moment. Somit braucht man durchaus nicht auf die Alten zu verweisen, will man darthun, daß Kunstsinn und Kunst im Ganzen und Großen nicht ohne nationale Beziehungen bestehen können. Lag die Kunst bei jenen in dem Staatsleben, so lag sie bei den Italienern und Niederländern in der Religion. Bei den Deutschen aber wo soll sie da in diesem Augenblick liegen? Ich brauche wohl nicht nachzuweisen, daß der klare, nüchterne und bürgerliche Protestantismus der bildenden Kunst nicht zuträglich gewesen ist. Was wir in der Art aufzuweisen hatten, ging an der Reformation, die das Wissen über den Glauben stellte und die Nationalität zerriß, zu Grunde. Bis da-

hin hatte der Spiritualismus der katholischen Kirche den Stein sogar durchgeistigt und jene himmelanragenden, symbolischen und behenden Kathedralen hervorgerufen, die der deutschen Baukunst Glanzpunkt bezeugten. Die Religion war hier der Mittelpunkt, aber die deutsche Baukunst des Münsters in Strasburg, des Cölner Doms, der St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg, der Stephanskirche in Wien, des Doms in Erfurt, der Marienkirche in Lübeck u. s. w. hat außer diesem religiösen auch einen nationalen Charakter. Aus den Hainen zogen die alten Deutschen in die Kirchen, aus dem natürlichen Laubgewölbe in das steinerne. So wie die Bäume des Waldes hochaufstreben zu grünen Bogen, so streben die schlanken Säulenbüschel unserer Kirchen zu steinernen empor, sich aneinander schmiegend, sich in einander verlierend. Die Freiheit des alten Gottesdienstes vermählt sich hier mit den neuen kirchlichen Formen. Was aber das religiöse, gläubige Gepräge der deutschkatholischen Kirchen betrifft, so sind sie eine getreue Versinnlichung des Christenthums. In der mystischen Beleuchtung des Doms werden sich die irdischen Neigungen in die himmlische Dämmerung verlieren, in den milden zwischen Himmel und Erde schwebenden Glauben der katholischen Kirche, in die Hoffnung, in die Liebe; wie der Dom seine Säulen zur Kuppel trägt, so wird der Gläubige seine Sehnsucht zum

Himmel tragen. Und alle Verzierungen, die hier das Auge erblickt, alle jene feinen durchsichtigen Ciselirungen, die in den Stein gewebt scheinen, alle jene Rosetten und Arabesken und Laubgewinde bezeichnen nur die Poesie der Religion, die den rohesten Stoff durchdringt, die den Felsen weich und mild und empfänglich macht. Sie sind nur eine Bildersprache von der Allmacht der Religion. Mit dem Protestantismus schwand dieser Nimbus so gut, wie der nationale. Die Michaeliskirche in Hamburg ist hoch genug, aber nicht erhaben, hier denken wir nur an die steinerne Pracht, nicht an die Majestät der Religion, hier ist kein Helldunkel der katholischen Kirche, sondern klarer, bürgerlicher Mittag, hier wird nicht Gott reden im Chorgesang und in der heiligen Messe, hier ist Alles geordnet, daß der Priester jedem vernehmlich reden könne.

Und die größten deutschen Maler lebten gleichfalls im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Auch hier war die Religion der Mittelpunkt, um diese reihten sich deutsches Gemüthsleben, Sagen, Legenden, Wunder und deutsche Zustände. Die deutsche Malerei konnte sich wegen der letzteren nicht zu der Unmittelbarkeit der italienischen erheben, Albrecht Dürer wird auf seinen Gemälden gern im Vorgrunde fromme, betende patricische Gesichter der Reichsstadt Nürnberg anbringen. Aber gerade diese Weise gab auch der deutschen Malerei einen innigen, treuherzigen Ton, das nationale Gepräge.

Auch die Bildhauerkunst, so weit wir Deutsche auf eine solche Anspruch machen können, verlor sich mit der Reformation. War das Christenthum auch der plastischen Schönheit und Grazie nicht dienlich gewesen, so hatte der Spiritualismus doch eine andere der deutschen Baukunst analoge Richtung begünstigt. Nicht die Formen waren hier das Vorzüglichste, sondern der Geist, der in sie hineingemeißelt und geschnitten wurde. Vortreffliche Schmerzensgestalten, über deren Antlitz jene stille Ergebung gehaucht ist, die das Wahrzeichen des Christenthums ist, finden sich aus jener Zeit in Holz und Stein, auf Gräbern, an Altären, Kanzeln, Beichtstühlen in unseren Kirchen.

Mit einem Worte, wir wurden durch die Reformation auf den Gedanken und das Wort hingewiesen, auf die Betrachtung der Dinge und auf die That, auf die Vernunft. Die Kunst fand keinen Anhalt in ihr, und der Kunstsinn verlor sich aus dem Volke und ging in Industrie und Gewerbe über. Seitdem hatten wir große deutsche Meister in allen Zweigen der Kunst, aber keinen nationalen Ausdruck derselben. Wir werden es in diesem Augenblick mit ihr im besten Falle nur zu Schulen bringen, nicht aber zu einem deutschen Charakter im Gegensatze zu Frankreich und Belgien, wo z. B. die Malerei wenn auch nicht die Religion, doch die Geschichte benutzen kann. Wir Deutsche haben freilich auch

eine Geschichte, aber dieselbe ist, wie ich schon früher bemerkte, durch die Zerrissenheit des Volks und Landes ein Aggregat von Geschichten geworden, das nicht von allen Seiten mit gleichem Enthusiasmus betrachtet wird. Unsere deutschen Historienmaler im engern Sinne entbehren also jene natürliche Grundlage, ich meine den Enthusiasmus deutscher Nationalität, die durch Zufälligkeiten gespalten ist, und werden sich nur an den Enthusiasmus der Kunst halten können, die in diesem Falle mehr den Kunstverständigen, als dem Volke zugänglich sein wird, das z. B. eine Schlacht bei Lützen und einen Tod Gustav Adolphs unter einen ganz verschiedenen Gesichtspunkt bringt, während die Franzosen in der Schlacht bei Eylau und die Belgier in der bataille des éperons d'or von einem Gefühle bewegt werden.

Wenn man, in Betreff der Malerei, die Gemäldeausstellungen als einen Impuls für das Publikum und als ein Mittel, den Kunstsinn zu wecken und zu befestigen, angesehen hat, so glaube ich — wie gesagt — an einen solchen Erfolg wenig. Ohne inneres Moment der Kunst, wird das Publikum, bis auf Neugier und guten Ton, die Gemäldeausstellungen zu besuchen, hier immer sehr indifferent bleiben. Nichts destoweniger haben die Gemäldeausstellungen in Betreff der Maler den Vortheil, daß sie Gelegenheit finden, ihre Kunst an den Mann zu bringen. Wenn das Sprüchwort: „die Kunst

geht nach Brod" ächt deutsch ist, so war es auch lange Zeit Sitte, neben diesem Sprüchwort, das ungefähr deutschen Kunstsinn charakterisirt, auch noch den Grundsatz zu behaupten, das Genie werde an dem Glanze des Lebens zu Grunde gehen, und somit gewissermaßen ex officio und kraft der öffentlichen Meinung für die Armuth unserer Künstler Sorge zu tragen. Ich aber bin der Meinung, in Hinblick auf die Kunst früherer Zeit, die in Italien und den Niederlanden keineswegs über Mangel zu klagen hatte, und auf die Kunst neuerer Zeit, die in Frankreich von allem Glanz des Lebens umgeben ist, daß der Reichthum nicht ein so ganz und gar dem Genie widerstrebendes Element ist, wie man in Deutschland glaubt. Ja, derselbe wird sogar dazu beitragen, die Kunst von den äußeren Beschränkungen zu emancipiren und ihr die Freiheit zu geben, der sie zum Aufschwung nothwendigerweise bedarf. Freilich wird man sich in einem solchen Falle vor dem Verfall in den Materialismus zu hüten haben; aber was hat der Materialismus an und für sich mit dem Reichthum zu schaffen? Wo der letztere die Kunst überwältigt, wird man doch annehmen müssen, daß die gesellschaftliche Richtung daran Schuld ist, die z. B. in Frankreich in diesem Augenblick vorzugsweise auf den Genuß ausläuft, und die einst die römische Kunst in ihre Strömung riß und zu Grunde richtete. Aber eine solche gesellschaftliche Richtung ent=

springt nicht aus dem Reichthum und dem Glanze des Lebens der Einzelnen, sondern aus der Nation, wenn dieselbe ohne Fond und inneren Anhalt ist. Würde z. B. die Richtung der französischen Romantiker eingetreten sein, wenn sich hier nicht Sympathien im Volke kundgegeben hätten? Wird man diese Richtung ausschließlich dem Wohlleben der französischen Dichter zuschreiben dürfen? Mit einem Worte, die Ausartung der Kunst hat tiefere Motive, als den Reichthum der Künstler, und wenn dieser die Kunst frei und den Künstler unabhängig machen kann, so wird es sehr ungerecht sein, ihn für alle möglichen nachtheiligen Resultate verantwortlich zu machen, die zufällig durch ihn begünstigt werden können. Göthe ist durch die Fülle des Lebens, in welche die Verhältnisse ihn versetzten, wenn nicht der große Dichter geworden, doch als solcher erhalten. Also wir werden die Gemäldeausstellungen und alle Institute, die die Kunst mit dem Leben vermitteln sollen, wenigstens als eine Garantie der Künstler zu betrachten haben und somit auch indirect als eine Garantie der Kunst, die in ihren Händen ruht. Aber man hat auch behauptet, die Kunst werde solcherweise sich dem Geschmacke der Menge accommodiren und den höheren Gesichtspunkt über den Verdienst aus den Augen verlieren. Wenn sie es thut, so wird es nur in Betreff jener kleinen und unbedeutenden Talente der Fall sein, die in der That allein

den Broderwerb an den Pinsel geknüpft haben; denn ich habe zu denen, die aus unmittelbarer Inspiration malen, ein zu großes Vertrauen, als daß ich glauben sollte, sie würden sich in eine untergeordnete Stellung zu einem Publikum bringen lassen, das ihnen gar keine Bürgschaft bietet, so wenig für eine Unsterblichkeit bei Lebzeiten — denn es hat dazu nicht genug Enthusiasmus — als für pecuniäre Vortheile — denn die Menge ist ohne Mittel.

Zehntes Capitel.

Die deutsche Bühne. — Entwickelung derselben bis zu Lessing. — Gottsched. — Lessing und die in seine Fußtapfen tretenden Dichter. — Göthe, Schiller und die National-Bühne. — Kotzebue. — Raupach. — Bauernfeld. — Töpfer. — Gegenwart und Zukunft der deutschen Bühne. —

Wenn die bildende Kunst in Deutschland seit der Reformation in eine fast vornehme Entfernung von dem Volke trat, so ist die dramatische Kunst dagegen, sie, die gleichsam die höchste Potenz der bildenden Kunst und der Poesie ist, mitten unter den großen Haufen getreten. Die deutsche Bühne ging aus den sogenannten Mysterien des Mittelalters hervor, und ihre zweite Periode war der Pickelhäring und Hanswurst. Beides war national; denn wenn ich auch nicht behaupten will, der Hanswurst habe in den literarischen und künstlerischen Beziehungen Deutschlands stets eine Hauptrolle gespielt, so haben sich doch die Deutschen von jeher gern an ihn gehalten, besonders wenn sie einige Zeit zu ernsthaft ge-

wesen waren. Der Hanswurst tröstete die Deutschen wegen des westphälischen Friedens, während Kaspar Larifari und Staberl ihnen nach dem Befreiungskriege Freude spendeten. Gewiß! der Hanswurst war national; aber Gottsched verbannte ihn, ohne der deutschen Bühne dafür ein Surrogat zu geben; der „sterbende Cato", mit welchem Gottsched die dritte Periode der deutschen Bühne einzuleiten suchte, war in der That ein schreckliches Machwerk und nur in soweit von nationaler Bedeutung, als er darthat, wie Magisterei und Schulpedantismus von jeher Kunst und Poesie Deutschlands bedroht haben. Mit dem Hanswurst ging auch die Stegereifscomödie zu Ende, die freilich nicht den Vorzug der Correctheit, aber doch den der Freiheit und auch oft der Poesie hatte, die aber vor allen Dingen in Beziehung zu dem Volke stand, aus welchem die Schauspieler Stoff und Behandlungsweise entlehnten. Die Bühne kam nun in die Hände einer Schule, eine Aenderung, die sie gänzlich von dem Volke losriß. Die Neuber spielte Gottsched's und seiner Freunde französische Uebersetzungen, die Niemand goutirte und die Leute von hellem, freiem Geiste sogar bewogen, den alten nationalen Hanswurst aus dem Grabe zu erwecken. Indessen die Gelehrsamkeit widersetzte sich hartnäckig seiner Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, Hanswurst wurde von ihr genug auf der Bühne gespielt, aber der

alte nationale Hanswurst sollte seine Auferstehung nur zum Scheine feiern.

Bis Lessing dauerte die von Gottsched hervorgerufene französische Richtung fort. Lessing brachte Menschen auf die Bühne und schuf große Schauspieler, die allenthalben nur von dem Dichter erzeugt werden können. Von den sogenannten „Staatsactionen" sagte Iffland hinsichts der Darsteller: „Sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort heraus kommen konnte, wie bei anderen Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken;" jetzt aber erschien Eckhoff und spielte den Odoardo in Lessing's „Emilia Galotti," Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes machten sich neben ihm geltend, es entstand eine dramatische Kunst in Deutschland, eine deutsche Bühne. Lessing war ihr Schöpfer; statt des Schwulstes einer Schule, sah man Leben auf den Brettern und fühlte seinen Herzschlag im Parterre. Aber die Bühne war einmal von dem Volke losgerissen und die Localität und Verhältnisse begünstigten eine Vereinigung nicht: der Impuls Lessings fand nur ein Publikum, der Stoff seiner Dramen war eng und abgesteckt, sie bewegten sich in kleinen Kreisen und die römische Virginia wurde in eine lumpige Hofintrigue übersetzt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse Deutschlands waren damals zu erbärmlich und nichtswürdig, als daß sie einem Geist, der um ein ganzes Jahrhun-

dert zu früh erschien, den Höheflug hätten gestatten können: Lessing war ein Adler im Käfig der Gesellschaft, sein Nathan, der sich weit über seine Zeit erhob, konnte deshalb auch kein Drama werden, sondern nur ein didaktisches Gedicht in Dialogform. Wie mochte er Thatsachen bieten und Handlung, die man nicht begreifen konnte! Das bürgerliche Familiengemälde und das rührende Schauspiel kamen mit Lessing an die Tagesordnung. Engel, Jünger, Schröder, Großmann, Arresto, Iffland und Andere bearbeiteten dieses Feld, dessen Mittelpunkt Haus, Hof- und Alltagssitten bildeten, um welchen sich dann Grafen, Barone und Geheime-Hofräthe, Hofräthe, Advokaten, Generäle, Obristen, Majore, Sergeanten, Feldwebels-Wittwen, Juden, Spieler, Spitzbuben, mit einem Worte, lauter Personen von der Straße, aus den Bureaus, aus dem ersten Stockwerk und aus der Dachstube versammelten. Es handelte sich hier um Liebe, Ehrlichkeit, Tugend, Leichtsinn, Ehrsucht, Kassendiebstahl, Betrügerei, Schulden, Verzweiflung, Entführung. Alle diese Dichter standen inmitten der Gesellschaft, keiner über ihr, wie z. B. Molière; deshalb konnten sie auch derselben keinen Impuls gewähren, sondern nur eine Unterhaltung, und kein anderes Resultat, als Lachen und Thränen. Trotz der tugendhaften Zimmerleute Ifflands wurde dieses Handwerk nicht humaner und edler; man hat nie ein

ähnliches Beispiel gefunden, wie das des bekannten Zimmermeisters Klarenbach, der seinem Sohn so lange die Vorzüge seiner Zimmerstätte auseinandersetzt, bis dieser sich entschließt, vom geheimen Hofrath wieder Advocat zu werden; denn daß er nicht am Ende Zimmermann wie sein Vater wird, dazu hat er bereits auf Universitäten zu viel Geld ausgegeben. Mit einem Worte, diese Richtung der dramatischen Poesie enthielt Oberflächliches aus dem gesellschaftlichen Leben und Charaktere aus der bürgerlichen Welt, die aber, insonderheit von Iffland, alle einen theatralischen Zuschnitt und an Tugend und Laster eine so große Dosis erhielten, als für den Effect nöthig war. Damit mußten sie sich vom ersten bis zum fünften Act in der Misère des Lebens umhertreiben, wo dann meistens noch den Nichtsnutzigsten unter ihnen in dem Grade Rettung wurde, daß sie eine Anstellung und Auskommen erhielten, ohne irgend eine andere moralische Garantie zu gewähren, als die, daß sie über Nacht tugendhaft geworden waren, oder durch einen coup de main, wie der bekannte Spieler, der dadurch gebessert wird, daß ein alter General das Kind desselben, das ihn nichts angeht, auf den grünen Tisch setzt. Nichts destoweniger soll dieses Stück sein Gutes gehabt haben; ich glaube zwar nicht, daß es einen Spieler gebessert hat, aber es flößte wenigstens den privilegirten Spitzbuben, den Bankhaltern an den Bä-

dern Besorgnisse ein, ihnen, die sonst nichts beben machte; sie baten die Regierungen, die Aufführung des Iffland- schen Spielers während der Saison zu untersagen. Iffland versöhnte somit den Philisterismus, der in seinen Stücken die Abschreckungstheorie finden wollte, mit der von der Geistlichkeit verketzerten und von dem freien Leben der Schauspieler verdächtigten Bühne. Der größte Vorzug aber aller dieser Bühnendichter bestand darin, daß sie gute Schauspieler erzeugten, Schauspieler mit Natur und Wahrheit, mit Anstand und savoir faire, Charakterdarsteller. Die deutsche Bühne jedoch konnte durch sie nicht gesichert werden, diese bedurfte Poesie und einer nationalen Grundlage, die bei keinem dieser Herren anzutreffen waren.

Es ist bekannt, daß Göthe durch seinen „Götz von Berlichingen" zuerst ein national-historisches Moment auf die Bühne brachte; aber wenn Schiller auch nur in seinem Wallenstein einen nationalen Stoff behandelte, so werden wir ihm doch als Nationaldichter den Vorzug vor jenem einräumen müssen. Betrachten wir nur nicht den Stoff, sondern den Geist, der ihn durchdrang, und Wienbarg hat gewiß Recht, wenn er behauptet, Schiller habe die sogenannten Elemente, woraus die Nation gegenwärtig besteht, am besten befriedigt. Er spricht von Schiller: „das Herz, das ihm im Leibe schlug, gehörte dem Volk. Glühend, leidenschaftlich,

athmend für das Große und Ungeheure in Schicksalen, Tugenden und Verbrechen blieb er der Mann des Volks in den fulminantesten Augenblicken seines Genies, wie er zuerst als Jüngling, und zwar voll und ganz, in den „Räubern" aufgetreten war. Sentimental, verständig, gutmüthig, rednerisch entsprach er der Menge der sehr achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch geradezu auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch die Kunst schöner Phrasen und Redensarten unschädlich gemacht sieht." In diesen Worten liegt Schillers Größe und Schwäche; leider besaß auch er das Nationelle der Unnationalität, wie die Deutschen überhaupt, die zu Hause handeln und auf dem Forum sprechen. Das Wort Hausrecht findet man in deutsch-französischen Wörterbüchern mit droit-domestique bezeichnet, und dieses droit-domestique ist ein Germanism, wie pourboire, es hat höchstens in Frankreich eine juristische Bedeutung, es wird den Wechselarrest beschränken, aber der Begriff, den wir mit dem Worte Hausrecht verbinden, ist den Franzosen Nebensache; denn sein Vaterland ist ihm Haus und Hof, seine Penaten stehen auf dem Capitol. Der Franzose wird zu Hause essen, trinken, schlafen, aber er wird Niemanden aus der Thür werfen, weil er das gar nicht nöthig hat, denn er braucht ihn nicht hereinzulassen, er kann ihm auf der Straße die Wahrheit sagen, in der Deputirten-Kam-

mer, in der freien Presse. Ich wollte damit nur sagen, daß ein nationales Drama die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben wird. Schiller hat sie nicht überwunden, sie überwanden vielmehr ihn; den alten Musikus Miller in „Kabale und Liebe" macht er zum Helden, dem Präsidenten gegenüber, denn er fühlt sich in seinem Hause, Wilhelm Tell aber kann nicht eher ruhig schlafen gehen, als bis Johannes Parricida die Motive erklärt hat, die die Armbrust des freien Schweizers lenkten. Gewiß! Schiller unterlag „jener achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch geradezu auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch den Knauf schöner Redensarten unschädlich gemacht sieht." Daß er „jener achtbaren Zuhörerschaft" sich nicht freiwillig unterwarf, beweisen seine Erstlingsstücke „die Räuber" und „Fiesko"; aber der Philisterismus ist ansteckend, unsere Dichter müssen so gut von ihm leben, wie die französischen von dem Enthusiasmus der Nation. Schillers Leben, das nun im Druck erschienen ist, wird uns die Wendung seiner Muse erklären; er schrieb mit starren Fingern, für ein dürftiges Honorar, abhängig von Theater-Intendanten, sein Lohn aus den Händen seiner Zeitgenossen war der, daß man seine Räuber „berüchtigt" nannte, und ihn selbst bat, wieder Mediciner zu werden. Und doch war man damals noch sehr wenig besorgt wegen derlei Tendenzen,

ein Dichter war ein so harmloses Geschöpf, daß ihn die Polizei ruhig gewähren ließ, man fürchtete so wenig von den Göttern Griechenlands für die christliche Religion, wie von Verrina für den Staat, nur vorsichtige Eltern verboten ihren Kindern den Besuch des Theaters, wenn die Räuber gegeben wurden. Und doch ist Schillers Einfluß auf die deutsche Bühne ein so hervorragender, daß er noch den spätesten Zeiten erkennbar sein wird; denn sein Herz gehörte dem Volke an, er wird der Mann des Volkes bleiben. Die Bühne, die bis dahin isolirt und vom Volke getrennt stand, wurde durch Schiller demselben näher gerückt; daß sie nicht eine durchaus nationale Stellung erhielt, lag meist an zufälligen Verhältnissen, an dem Mangel eines Concentrationspunktes, an der Zersplitterung Deutschlands, und daran, daß wir Deutsche — wie gesagt — mehr Geschichten, als Geschichte haben, daß wir selten einer ächten, nationalen Begeisterung fähig sind, wenigstens nicht aus freien Stücken, sondern nur einer territorialen und provinciellen, daß wir uns leicht abkühlen, und nach einer tüchtigen Bewegung gern wieder zu der Bärenhaut zurückkehren.

Nach Schiller wurde die deutsche Bühne nicht weniger mit unzähligen Ritterstücken überschwemmt, als solches schon vor ihm geschehen war, mit Ritterstücken, an denen nichts Ritterliches war, als Schwert, Helm,

Harnisch, Sporen, Knappen, Humpen, Turniere, Vehmgerichte. Das Geheimniß dieser Stücke lag zunächst in der Garderobe und in der Kehle der Schauspieler, von Charakteristik konnte hier keine Rede sein: die Ritter sprachen wie Herren vom Mühlendamm, und die Burgfräuleins waren so tugendhaft wie Berliner Wäscherinnen. Wie konnte man das nach einer großen Periode der deutschen Bühne ertragen, wie konnte man Kotzebue in der Rüstung von Pappe neben Götz von Berlichingen, Schiller, Shakspeare zusehen; denn daß man seiner Schwäche nachsah, verdiente schon sein Lustspiel. Gewiß! die Ursache davon lag nur in dem Indifferentismus des Volks gegen höhere Tendenzen der deutschen Bühne. Hof-, Provinzial- und Stadt-Theater waren das Resultat eines solchen Indifferentismus, man wollte unterhalten sein und gab sich dem Ersten, Besten hin, der dafür sorgen wollte. So entstand nach und nach dieses Gewirre des deutschen Theaters, dem sich selbst jene Directoren, die es mit der dramatischen Kunst gut meinten, nicht entziehen konnten. Die Bühne, da sie sich nicht auf bestimmte Principien zurückführen läßt, wie jede andere Kunst, muß dem Publikum überlassen werden; man kann leicht einsehen, daß sich hier kein scharfes bestimmtes Urtheil herausstellen kann, in Sachen des Geschmacks und der Kunst haben nur die Einzelnen Recht, nie die große Menge. Also,

da die dramatische Kunst in der letzteren keinen Anhalt fand, mußte man darauf bedacht sein, der Bühne in der Nationalität einen solchen Anhalt bei der Menge zu geben. Das hat man nicht gethan; seit Schiller erschien keine Tragödie, die die Massen elektrisirte und erwärmte. Wollte man solches etwa von der Schuld behaupten, so muß darauf erwiedert werden, daß dieselbe immer nur auf ein Theaterpublikum einwirkte, daß sie nicht wie ein Blitz aus freiem Himmel die Herzen traf, sondern der Elektrisirmaschine glich: es war ein moderner Mechanismus jener uralten Schicksalsidee, der uns die Haare zu Berge trieb; endlich erwärmt hat die Schuld die Massen nie.

Was von dem deutschen Drama und der Tragödie gilt, das bemerken wir mehr, oder weniger auch bei dem Lustspiel. Die Periode Kotzebue war insofern wahr und natürlich, als sie die groben Umrisse der Gesellschaft schilderte: Krähwinkelei, Bocksbeutelei, plumpes Vorurtheil des Adels, Geckenhaftigkeit, Scheinheiligkeit, Einfalt, mit einem Worte, alle Schattenseiten, die sehr in die Augen sprangen, und das war schon gut; denn Deutschland litt an dieser Misère noch beinahe bis 1830 außerordentlich. Wo es sich aber um Rechtschaffenheit und Tugend handelte, da wurde Kotzebue, charakterlos, wie er war, sofort sehr sentimental und theatralisch, und wollte er gar eine Unschuld schildern, so war es zum

Davonlaufen: „Kriegt Gurly denn auch Kinder?" Aber außerdem vermochte Kotzebue auch in negativer Hinsicht nicht die feineren Beziehungen der Gesellschaft zu erfassen; den Schwächen nachzuspüren, war seine Sache nicht, er schöpfte durchaus von der Oberfläche, was er sah, das schilderte er mit grobem Pinsel. Kotzebue verhielt sich zu Molière, wie Paul de Kock zu Balzac, oder Georges Sand; nur war er weit einseitiger, als jener: Kotzebue traf, wie gesagt, die Epiciers nur in ihren Lächerlichkeiten, ihre gute Seite war stets von ihm erfunden. Nichts desto weniger war Alles Leben in seinen Lustspielen, wenn auch oft nur Coulissenleben. Raupach dagegen, der moderne Zustände erfaßte, opferte die Intensität dem Witze, die Personen seiner Lustspiele machen sich über sich selbst lustig, statt daß sie diese Freude dem Publikum überlassen sollen. Dem Witze ist hier der Charakter untergeordnet, dem Commentar die Handlung: Alle diese Figuren müssen etwas thun, damit Till seine Glossen darüber machen kann, und von Selbstständigkeit und Leben kann somit gar keine Rede sein. Kotzebue hielt sich mit seinem Lustspiel so lange auf der Bühne, als jene Zustände, die er zur Anschauung brachte, in dem gesellschaftlichen Leben hervorragten, jetzt freilich wird man seine deutschen Kleinstädter kaum noch in Bremen charakteristisch finden; Raupach dagegen wird sich nur so lange halten, oder hat

sich vielmehr nur so lange gehalten, als seine Lustspiele Mode waren, denn dieselben standen durchaus in keinen inneren Beziehungen zu der Gesellschaft.

Von Bauernfeld haben wir nicht viel mehr, als einen schönen Dialog erhalten, obschon auch er moderne Zustände auf die Bühne zu bringen sich bestrebte, ich sage, sich bestrebte, weil man einsehen wird, daß es ihm schlecht gelungen ist. Oder kann man etwa die Oberfläche der modernen Zerrissenheit, ohne ihre tieferen Beziehungen und ohne versöhnende Perspective, wie sie doch der Dichter allezeit wenigstens andeuten soll, für ein modernes Lustspiel gelten lassen?

Von Töpfer dagegen erhielten wir Reminiscenzen aus früheren Stücken, oder gar Umarbeitungen derselben, die nur dem Zeitgeschmacke angepaßt wurden und der Theater-Routine und Persönlichkeit der Schauspieler ein ergiebiges Feld boten. Soll ich das deutsche Lustspiel noch weiter verfolgen? Haben wir noch ein deutsches Lustspiel? Nein, wir haben nur Uebersetzungen aus dem Französischen.

Somit kann man im Ganzen wohl behaupten, daß der Indifferentismus gegen eine deutsche Bühne jetzt seinen Gipfel erreicht hat. Noch vor einiger Zeit gewährten die Coulissen, und was daran hing, eine Anziehung; die kleinen Details der Bühne beschäftigten selbst große Städte wochenlang: der erbärmlichste Jour-

nalist erhielt durch seine Beziehungen zum Theater Ansehen, ja selbst Börne mußte eingestehen, daß ohne Theater kein Journal zu gründen sei. Diese Periode war kein Enthusiasmus, sondern Apathie und Langeweile, aber sie erlosch seit 1830, das Theater wurde jetzt sehr Nebensache, die Fluth von Ignoranz, Eitelkeit, Unverschämtheit, Scandal und einigem Mutterwitz, die die deutschen Theater umlagert hatte, verlief sich über Nacht, vielen Bühnen wurden ihre Subsidien entzogen, die Journalistik wurde langweilig in ewigem Theater-Geschwätz, mit einem Worte, der nackte, kahle Fels der deutschen Bühne stieg jäh und allen Augen erkennbar aus der Ebbe empor. Jetzt gilt es, ihn urbar zu machen; denn was auch die Local-Recensenten über die Bühne hin und her schreiben mögen, die Kritik wird nicht befriedigt werden, es sei denn einem jener wenigen großen Schauspieler gegenüber, welche die Verhältnisse, in denen sie sich bewegen müssen, durch ihr Spiel vergessen machen.

Ich sagte, der Indifferentismus gegen die Bühne habe den Gipfel erreicht, ich verstehe nur die Bühne, wie sie ist, darunter. Gewiß ist der Drang nach einer anderen Bühne allgemein, so weit man nämlich die Auserwählten jeder Generation, das „Volk des Genies", wie sie Victor Hugo nennt, für die allgemeine Stimme erkennen will. Diese Stimme verlangt von dem Drama

eine nationale, sociale und humane Mission, sie verlangt von ihm eine moralische Grundlage, eine literarische Form und eine Popularität durch Beide. Man wird mir zugeben, daß diese Popularität eine andere ist, als die des Festes der Handwerker und der Holtei'schen Lenore. Shakspeare ist noch bis auf den heutigen Tag in jenem Sinne der Britten populärster Dichter, weil er sich weder die Freiheit von dem Haufen nehmen ließ, noch von der Regierung, weil er seine Dramen zwischen Gott und Menschheit stellte und keinen anderen Maßstab zuließ, als die Wahrheit. Aus demselben Grunde ist Molière noch bis auf den heutigen Tag der Franzosen populärster Dichter; wie jener auf dem Gipfel der Menschheit stand, so stand dieser auf dem Gipfel der Gesellschaft. Der dramatische Dichter soll sich an die Jahrhunderte wenden, nicht an die Massen, und er wird sicher national und populär, er wird nicht Phrasen schreiben, sondern Thaten, nicht künstliche Leidenschaften zusammensetzen, sondern natürliche abspiegeln, er wird, indem er Alles auf die Ereignisse des Lebens zurückführt, die die menschliche Freiheit beschränken, erst Menschen schaffen. Gewiß wird das deutsche Schauspiel in diesem Falle an Tugend und Heldenmuth ärmer werden, aber die Perspective wird die Wahrheit sein. Betrachten wir nur insonderheit unsere deutschen Helden von Kotzebue und Körner, ja selbst von Schiller, und läug-

nen wir noch, daß sie alle geborene Helden sind, sie gehen in den Tod, als gäbe es nichts Schöneres, denn zu sterben, sie sterben mit wahrer Wollust, und diese Sterbesucht war unserem Publikum so zur anderen Natur geworden, daß es, als Kleist seinen Prinzen von Homburg einen Versuch zur Rettung machen und ihn um sein Leben bitten ließ, den Helden beeinträchtigt sah. Schauspiel, nichts als Schauspiel! Selbst unsere Geschichte ist am Ende so weit gekommen, daß das deutsche Volk in zwei Hälften getheilt ist: die eine Hälfte soll der anderen eine Tragödie vorspielen, während diese ruhig im Parterre den Zuschauer abgibt. Oder verlangte etwa der ärgste Philister in jener Zeit der liberalen Verwirrung nicht, daß ein Jeder, der für die Freiheit das Wort ergriffen, ihr auch seinen Kopf überlassen sollte? Wenn Einer sich vorsah, so nannte ihn gewiß zuerst der Philisterismus einen Abtrünnigen; der erbärmlichste Egoismus, der keinen Heller für die Verfolgten übrig hatte, entblödete sich nicht, zu seiner Unterhaltung Leib und Leben von ihnen anzusprechen.

Aber, wird man fragen, wie soll sich, bei unseren Verhältnissen, ein Drama in der angegebenen Weise auf der deutschen Bühne herausstellen? Gewiß ist jene Censur, die, wie Börne so treffend sagt, uns am Schreiben verhindert, jene, mit der wir geboren werden, die in unserer Ammenmilch liegt, hier ein weit größerer

Stein des Anstoßes, als jene, die den Druck, oder die Aufführung eines Stückes verbietet. Börne sagt: „Ein Deutscher könnte funfzig Jahre Groß-Inquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inseln im stillen Ocean könne sich an eines seiner harten Worte stoßen, und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben.“ Gewiß, in dieser Ursache hauptsächlich liegt das Unheimliche, Zerrissene, Unmenschliche unserer Dramen, über diese unnatürliche, feige Vorsicht stolpert selbst das Genie eines Schillers. Und diese Vorsicht hat nicht ab-, sondern zugenommen, das könnte Anstoß erregen ist das Schwert des Damocles, das über dem Dichter, dem Theater-Director und dem Schauspieler schwebt; ehe man zum Volke mit seinen Gedanken gelangt, oder auch nur zum Publikum, hat man sich daran zu Tode getragen, bis zum Theaterdiener herab hat jeder seine Meinung gesagt, man ist so matt und hinfällig, so kurzathmig, daß man nur noch um Entschuldigung bitten und eine Umarbeitung vornehmen kann. Und nimmt man sie nicht vor, erholt man sich wieder, will man noch einmal tapfer sein, so kann das Stück nicht angenommen werden; denn der Director kann nicht gegen den Strom schwimmen.

Also, es wird noch Zeit haben, bis der Messias der deutschen Bühne erscheint; denn ich knüpfe die Zukunft der deutschen Bühne nur an die Zukunft des deutschen Dramas. Große Schauspieler sind eine Folge großer Dichter: Garrick stammte von Shakspeare ab, Talma von Corneille und Racine, Devrient, die Schröder, die Lindner, Seydelmann, die Crelinger, die Neumann, sie alle werden ihre Namen an dieses, oder jenes hervorragende Moment deutscher Poesie knüpfen. Was riß sie hinfort, was trug sie hinauf zum Gipfel der Kunst, wenn nicht die Strömung der Poesie? Ich sagte, es würde noch Zeit haben, bis der Messias der deutschen Bühne erschiene; aber vorgearbeitet ist ihm bereits, und zwar durch die neueste Richtung der Literatur. Ja, man wird lächeln, wenn ich der jungen Literatur einen Antheil an der Zukunft der deutschen Bühne einräume, ihr, die der Bühne höchstens nur mittelbar näher getreten ist, durch die Kritik; aber die Zukunft der Bühne wird zum großen Theil dem Styl angehören. Der Ausdruck des Gedankens ist sein Leben. Was würde Schiller ohne die Form sein? Was Shakspeare, was Molière? Was Göthe, was Corneille, was Racine? Was selbst Theodor Körner, dessen ganzer Styl nach Kampf für Gott, König und Vaterland schmeckt und durchaus jener Zeit angehört, wo jeder Nürnberger Bilderbogen das Motto trug: „Gott mit uns und unseren

braven Kriegern?“ In der That, der Styl ist weit mehr Hauptsache, als Raupach geglaubt hat, sonst würde er die Personen seiner Lustspiele ganz anders haben sprechen lassen, als im Style des Berliner Mittwochenclubs, wo die Literatur Weißbier trank, und die Personen seiner Dramen ganz anders, als wie Schulmeister, die den Schiller tüchtig gelesen haben. Im Style, ich meine im Style der jungen Literatur, liegt die Bewegung der Zeit und ihr Charakter. Dieser Styl wird auch auf die Bühne influiren: freilich vorerst nur negativ und kritisch, indem er erkennen läßt, daß der breite und geistlose Dialog unerträglich ist, und daß der Ausdruck des Stücks — der denn doch eigentlich im Dialog liegt — etwas mehr Intensität haben müsse, als solches bisher der Fall war, wo man sprach, wie einem der Schnabel gewachsen, und von geistreichen Beziehungen eigentlich keine Rede sein konnte. So hat auch Lessing mehr durch seinen Styl für die deutsche Bühne gewirkt, als durch seine Poesie.

Ich sagte, die junge Literatur würde vorerst nur kritisch auf die Bühne einwirken, aber die positive Richtung kann hier so wenig ausbleiben, wie in Frankreich. Dem Jahrhunderte der Speculation folgte dort bereits das Jahrhundert der Productivität; man mag behaupten, daß die Anfänge von Victor Hugo, Dumas und selbst Delavigne, von Balzac und Georges Sand in

Voltaire, Diderot und den Encyklopädisten liegen, aber die philosophische Sprache des achtzehnten Jahrhunderts schwand vor der poetischen des neunzehnten. Diese Poesie wird sich überstürzen; denn sie gleicht keinem Pegasus mehr, sondern einem in der Rennbahn thierischer Leidenschaften umhergejagten Miethgaul, aber dafür kann sie nicht, sondern die, die sie reiten, und der gräuliche Materialismus, der in Frankreich weniger von der Philosophie des vorigen Jahrhunderts, als von der Polizei des jetzigen begünstigt wird. Unsere literarische Richtung wird aber nicht ein Jahrhundert gebrauchen, um aus den Stürmen der Speculation in den friedlichen Hafen der Poesie einzulaufen: sie hat schon jetzt ihre Segel dorthin gerichtet, wir dürfen populäre Romane erwarten, wenigstens nicht ausschließlich doctrinäre, nachdem Gutzkow bereits seinen „Blasedow" und Kühne seine „Klosternovellen" edirt hat. Beide Produktionen, in ihren Eigenthümlichkeiten so verschieden, sind nicht bloß ein Uebergang mehr, sondern bereits eine feste Anknüpfung mit der Poesie. Ich kann denselben hier keine weitere Betrachtung schenken, aber ich bin überzeugt, daß hier auch die Anfänge einer neuen Bühne liegen; denn die Vermittelung, welche das anstrebende Genie mit dem Volke bedarf, liegt gerade und hauptsächlich nur in der Bühne. Oder wird man behaupten, daß z. B. Göthe durch seine Romane allein inmitten der

Nation getreten wäre, der er durch seine Persönlichkeit und seine Anschauungsweise so fern stand? Wendet Euch denn der Bühne zu, stellt sie mit der Zeit in Parallele, mit dem Fortschritt, mit dem Jahrhundert, mit einem Worte, mit dem Leben. Den Styl dafür besitzt Ihr, und dieser Styl — ich behaupte es nochmals — ist „der Schlüssel der Zukunft.“ Ohne diesen Styl mag es fortan noch einige Lorbeerkränze und wilde Acclamationen von der Gallerie und aus dem Parterre geben, aber keinen Sieg.

Doch wollen wir auch der jungen Literatur nur die untergeordnetste Stellung zu der Zukunft der deutschen Bühne einräumen, wir werden zugeben müssen, daß sie bereits die sogenannte Theaterkritik reformirt hat. Welches Gewicht legt man jetzt noch dem alltäglichen Gebräu des Schreibepöbels bei, seitdem es die Elite der Kritik nicht für unter ihrer Würde hielt, sich in die Bühnenverhältnisse einzumischen. Selbst Heine hat, freilich etwas verworren und ohne Absicht, über diesen Gegenstand geschrieben; aber Mundt, Marggraf, Gutzkow und Andere äußerten sich in einer bestimmten Richtung, während Lewald's vortreffliche Theater-Revue, ohne die practische Richtung und die nächste Gegenwart zu versäumen, sich wenigstens die weiteste Perspective einer Reform steckte. Die Schauspieler werden, wenn diese Bewegung unterhalten wird, gleichsam gezwun-

gen werden, die Sudeleien jener Bühnen-Marktblätter zu verachten, die so lange Zeit den Wendepunkt der dramatischen Kunst bildeten und keinen anderen Maßstab zuließen, als den der Ignoranz und Feilheit. Diese Kritik steht ferner inmitten der Zeit- und des Lebens, gleichsam auf dem Zenith Beider, sie wird mehr nützen, als Tieck, der inmitten der Vorurtheile einer Schule steht; denn die Schule lehrt nur, das Leben erzeugt. Am besten werden wir diese Unterscheidung hinsichts der Declamation wahrnehmen. Betrachten wir z. B. die deutsche Sprache; sie ist eine Schriftsprache, eine Sprache der Gebildeten, der Dichter, der Professoren, der Prediger, aber sie ist keine Sprache des Volks. Der Ouvrier in Paris mag nicht lesen, nicht schreiben können, aber sein Vortrag ist so geläufig, wie der des Gebildeten, das Wort gehört in Frankreich dem Volke an. Somit entspringt die Declamation der französischen Bühne in dem Leben des französischen Volks, der Pathos der französischen Tragödie ist ein Ausdruck der Passion im Volke, eine ganz nationale Musik. Wie gesagt, unsere Bühne hat dem nichts an die Seite zu setzen; aber unsere Schauspieler würden kaum gut thun, sprächen sie, wie Herr Tieck liest; in den deutschen Ständeversammlungen werden sie eben so wenig Vortrag lernen, und wie viele unter ihnen auch einst an dem Befreiungskriege Theil nehmen mochten, große

Worte haben sie dort nicht erlernt. Also wenn unsere Schauspieler keinen angebornen Vortrag haben, wie die Franzosen, wenn das Wort nicht lebendig ist im Volke, so ist es gut, wenn die Kritik sich bemühet, dieses Leben zu ersetzen, indem sie das Volk repräsentirt und seinen Enthusiasmus, jenes Volk, das so gern deutsch sprechen würde, würde ihm dazu nur Gelegenheit gegeben durch die Oeffentlichkeit, durch jene nationalen Institute, die, ursprünglich deutsch, nur durch Zufälligkeiten französisches Eigenthum wurden. Man wird mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich sage, die Kritik solle das Volk repräsentiren; ich meine aber damit, die Kritik solle den Schauspielern stets einen großen Horizont enthüllen, eine Perspective, so weit wie die Zeit und der Fortschritt derselben, nicht aber ausschließlich dramaturgische Aphorismen, Schauspieler-Portraits und alle jene kleinen Details, die das Bühnen-Handwerk ausmachen. Ich weiß wohl, sie gehören zur Sache, und in einer Theater-Revue, die die Gegenwart nie über die Zukunft vergessen soll, dürfen sie nicht übergangen werden, aber Leben erzeugen sie so wenig, wie jeder Mechanismus. Nehmen wir aber eine geistreiche und begeisterte Kritik, wird sie nicht das Herz der Kunst erheben? wird sie nicht den Schauspieler auf den Standpunkt des Lebens führen? wird sie ihn nicht gegen jene kleinen Coulissen-Schwächen und Coulissen-Unarten, die das Wesen der

Kunst nur zu sehr gefährden, unempfänglich machen? Gewiß, sie wird ihm das Wort und den Geist verleihen und das Leben; denn dieses Leben, da es sich an keinem nationalen Moment entzünden kann, wird nur durch jene geistige Quintessenz der Nation erregt werden, die selbst an den kleinlichen Verhältnissen nicht zu Grunde gehen konnte und von der man hoffen muß, daß sie auch das nationale Drama wieder in seine Rechte einsetzen werde. Ich habe schon oben gesagt, welche Mission die deutsche Bühne, dem Jahrhundert gegenüber, habe, und bemerke hier nur, daß wenn derselben vor Allem eine nationale Färbung zu wünschen ist, hiebei weniger der Stoff, als der Geist in Betracht kommen kann, und nicht sowohl der alte Geist der Phrasen, als der neue heilige Geist der That. Was helfen uns Raupachs Hohenstaufen, ohne innere Nothwendigkeit und ohne ein Hinausgehen über die Unmittelbarkeit? Das ist die Oberfläche der Geschichte, das sind Thatsachen, denen Raupach Worte unterlegte, um deren ursprüngliche Motive er sich aber nicht kümmerte. So wird die Bühne ein Katheder und der Dichter ein Professor, der allerdings Lehr- und Censurfreiheit hat, von dem man aber voraussetzt, daß er stets die nothwendigen Rücksichten nehmen wird. Eine Handlung im höheren Sinne des Worts liegt hier nicht vor, die Schauspieler sind vielmehr Marionetten, angeputzt mit Geschichte und von

dem Dichter hin und her bewegt, aber keine selbstständigen, inspirirten Charaktere. Hier finden wir nur Phrasen in Schiller'scher Manier, aber nicht mit Schiller'schem Geist, statt daß wir hier ein glorreiches Zeitalter aufgerollt erblicken sollten, bewegt von einem Geschlechte von Titanen, die wenigstens den Himmel erschütterten, an dessen Pforten St. Peter Wache hielt, wenn sie ihn auch nicht erstürmten.

Was aber gerade die nationalen Beziehungen der Bühne wirken, ersieht man am besten aus Corneille und Racine, die wahrlich! keinen kleinen Antheil an den Großthaten und dem Ruhme des französischen Volks haben, ja man vergaß über ihre Richtung sogar den Stoff und die eigenthümliche Behandlung desselben. Diese Dichter waren nämlich inmitten griechischer und römischer Elemente vor allen Dingen erst französisch, sie behandelten dieselben im Geiste ihrer Nation, und man hat sie nie gefragt, ob die französisch-klassische Perrücke, die allenfalls auf dem Haupte eines Condé und Turenne ganz an ihrem Platze gewesen wäre, den Cothurn ersetzen könne. Corneille und Racine zu lesen, ist sehr langweilig, aber Corneille und Racine auf dem théâtre français werden den Deutschen nicht weniger, als den Franzosen enthusiasmiren, weil beide Dichter aus dem Herzblut einer Nation schöpften, das nie eine Antiquität wird, oder gar Eis, sondern nur langsamer

oder rascher pulsirt, je nachdem Frühling, Sommer, Herbst, oder Winter darüber hinschreiten; denn die Völker haben ihre Jahreszeiten so gut, wie die Natur. Also dem französischen Drama kann sogar der Kunstwerth mangeln und es wird nicht verloren sein; denn es wird in steten Beziehungen zu dem Leben der Nation stehen und zu der Zeit.

Sehr Unrecht aber thut man gewiß, wenn man die Zukunft der deutschen Bühne in den Schauspielern erblickt, wie Lewald, der sie vor einigen Jahren an Seydelmann knüpfen wollte. Die Schauspieler sind, unter den heutigen Bühnenverhältnissen, gerade in dieser Hinsicht am unzuverlässigsten, sie sind so trefflich gestellt, daß sie über eine lebenslängliche Anstellung bei einer Hofbühne sicher nicht einen Augenblick hinwegsehen, und das müßten sie doch, sollte es sich um eine Vertretung der Kunstinteressen handeln, die gerade hier zuletzt berücksichtigt werden. Soll indeß die deutsche Bühne von dem deutschen Drama auf einen anderen Standpunkt getragen werden, von der Poesie, an deren Unsterblichkeit sich allein die Unsterblichkeit des Schauspielers knüpft, so müßte der Literatur freilich die Bühne mehr zugänglich gemacht, und die letztere auch in ihren äußeren Verhältnissen besser arrondirt und unter einen höheren Gesichtspunkt gebracht werden.

Es gilt, hier einige Fingerzeige zu geben, die der

Bühne an und für sich eine bessere Perspective eröffnen. Vor allen Dingen würde es gut sein, wenn die Regierungen dafür sorgten, daß auch die belletristische Journalistik in die Hände Befähigter gelegt würde. Ein nothdürftiges Kriterium könnte hier der Universitäts-Cursus sein, ein besseres wäre der Beweis philosophischer und ästhetischer Bildung. Wenn ein Staat in dieser Hinsicht vorzugsweise einschreiten kann, so wird man Preußen die Ehre der Initiative zugestehen müssen. Weiter möcht' es gut sein, wenn insonderheit die Höfe sich bei den Hoftheatern nicht allein durch hoffähige Intendanten, sondern auch durch kunstfähige Directoren repräsentiren ließen, durch Dramaturgen vom Fach. Man glaubt gar nicht, wie sehr Männer von Geist und Herz selbst auf Schauspieler ohne Geist und Herz einwirken können, wenn ihnen eine absolute Gewalt anheim gegeben wird und sie sich nicht um die Launen und Liebhaber der Primadonna und um die Lorbeerkränze, die Hans oder Peter von der Gallerie auf die Bühne wirft, zu kümmern haben. Klingemanns Einfluß auf die Braunschweiger National-Bühne verdient hier hervorgehoben zu werden; er erhob sie, ohne Zuschuß des Hofes und obwohl seine Frau, eine mittelmäßige Darstellerin, auf das Repertoire influirte, durch ein treffliches Ensemble zu dem Rang einer ersten Bühne. Gut wäre es ferner, man brächte die Dichter der Bühne

näher, man gäbe ihnen die französische Tantième und nicht ein dürftiges Honorar. Was soll aus der deutschen Bühne werden, so lange man die Poesie als die partie honteuse derselben betrachtet, als eine verschämte Arme, die den täglichen Hausbedarf herbeischleppt und das — Wasser? Es wäre gut, wenn die Oper — zurückgesetzt würde? Nein! die Oper soll aus ihren Rechten nicht durch einen Gewaltstreich vertrieben werden, aber es wäre gut, wenn das Schauspiel nicht zurückgesetzt würde. In Scene setzen! Shakspeare scheiterte nicht an der Technik der Bühne, aber Grabbe scheiterte daran, Immermann scheiterte daran, und wie manches Genie wird noch daran scheitern! Shakspeare scheiterte nicht an der Technik der Bühne, weil es damals keine Technik der Bühne gab, weil eine Decoration genügte. Grabbe und Immermann hatten es mit einem andern Publikum zu thun, mit einem Publikum, das über den kindlichen Glauben an die Poesie längst hinweg war. Fragt denn den Theater-Maschinisten, ob er das, was er im „Adlers Horst," oder im „Alpenkönig" möglich machen kann, für unmöglich hält in Grabbe's „Faust", und „Don Juan," oder in Immermanns Trilogie Peter des Großen. Gewiß! er hält es nicht für unmöglich, aber es ist nicht an der Zeit, daß man große Kosten an das Schauspiel wendet. Mit solchen Redensarten speist man die Dichter unserer Zeit ab, und

das ist erbärmlich. — Es wäre gut, ich sage das aus innerster Ueberzeugung, wenn, wenigstens bei den Hoftheatern, der Beifall unter polizeiliche Controle gestellt würde. Was ist der Beifall heut zu Tage? Ihr schickt zwanzig Freibillets auf die Gallerie, zwanzig tüchtige Kehlen, zwanzig breite Hände, man ruft Euch hervor, und Ihr weint vor Rührung und seid große Künstler. Wenn man die Bühne nicht dem Volke freigeben kann, so soll man sie auch nicht dem Pöbel überlassen, man sollte wenigstens in den Hoftheatern das Hervorrufen verbieten, es lähmt nichts mehr den Eifer des Künstlers, als wenn er die feilen Motive erfährt, die diesem, oder jenem Lorbeerkranze zum Grunde liegen; denn was das getäuschte Publikum im Parterre für Enthusiasmus hält, erscheint meistens den Schauspielern hinter den Coulissen in dem rechten Lichte. Es wäre gut, wenn dramatische Bildungsanstalten — doch was wäre nicht Alles gut, hätte man nur Zeit und Lust, stets von Neuem in das Faß der Danaiden zu schöpfen. Die weitere Ausführung dessen, was gut wäre, ist der Intelligenz so leicht, und mit der Dummheit der Bühne kämpfen Götter selbst vergebens. Ich setze noch einiges Vertrauen auf die Namen unter den Schauspielern und auf unsere Zeit, die unwiderstehlich zum Fortschritt treibt und die auch von der Bühne nicht wird umgangen werden können. Man wird sich nicht länger hinter

den Coulissen und in den Garderoben isoliren dürfen; denn das Licht dringt in die entlegensten Winkel. Alles wird in den Vorgrund des Tages gestellt, Alles wird zur Lebensfrage gemacht, selbst die hölzernen Schwerdter und die vergoldeten Pappe-Harnische der deutschen Comödianten. Gewiß! wenn sich jetzt nicht einige Beziehungen der Bühne zu der Literatur herausstellen, wenn jene von neuem dem Rade der Zeit entschlüpft, dann ist alle und jede Hoffnung auf sie aufzugeben. — Wenn ich aber so ausführlich von der deutschen Bühne sprach, so geschah das, weil die Bühne noch immer in den nächsten Beziehungen zu dem Volke steht und weil sie von allen Instituten am meisten zu einer Parallele mit der Zeit angehalten ist.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Durch Entfernung des Verfassers vom Druckort sind folgende Fehler entstanden:

Nothwendige Berichtigungen.

Seite	24	Zeile	7	statt „trait" irait,
—	195	—	10	fällt das Wörtchen „dazu" weg.
—	201	—	6	st. „sei" ist.
—	207	—	16	st. „Alle" Alles.
—	218	—	7	ergänze vor „Götter" die.
—	225	—	10	st. „Ahnenpforte" Ahnenprobe.
—	231	—	17	st. „meisten" meistens.
—	234	—	14	st. „zu" ja.
—	237	—	11	st. „Riporismus" Rigorismus.
—	265	—	13	st. „würde" werde.
—	268	—	8	st. „verwaltet" vorwaltet.
—	274	—	15	st. „würde" wurde.
—	290	—	3	v. u. st. „hier" sie.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beurmann, Eduard,

Deutschland und die Deutschen

Bd.: 1

Altona (1838)

Germ.g. 41 m-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015353-7